

COLLECTION

HARTLEBEN



Isabella von Bayern.

Von
Alex. Dumas.

A. Hartlebens

Verlag

Isabelle von Bayern.

Historischer - Roman aus der Zeit Carls VI.

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

L. v. Alvensleben.

Leipzig, 1835.

Magazin für Industrie und Literatur.

Inhaltsverzeichnis

Isabelle von Bayern.

Erster Band.

Vorwort.

I. • II. • III. • IV. • V. • VI. • VII. • VIII.

Zweiter Band.

I. • II. • III. • IV. • V. • VI. • VII. • VIII. • IX. • X. • XI. • XII.

Dritter Band.

I. • II. • III. • IV. • V. • VI. • VII. • VIII.

Anmerkungen

Erster Band.

Vorwort.

Eines der schönsten Vorrechte des Geschichtsschreibers dieses Königs der Vergangenheit, ist es, daß er bei Durchlaufung eines Reiches mit der Feder nur die Trümmer und Leichen berühren darf, um Paläste wieder aufzuführen, Menschen wieder auferstehen zu lassen; auf seine Stimme, wie auf die Gottes, sammeln sich die zerstreuten Gebeine, lebendes Fleisch bekleidet sie, prächtige Gewänder schmücken sie, und in dem ungeheuern Josaphat, in welches drei Jahrtausende ihre Kinder senden, darf der Geschichtsschreiber nur die erwähnen, die seine Laune bezeichnet, ihre Namen nennen, so erheben sie sich im Augenblicke aus dem Grabe, werfen ihr Leichentuch zurück und antworten, wie Lazarus dem Heiland: hier bin ich, Herr, was willst Du von mir?

Freilich bedarf es eines festen Schrittes, um in die Tiefen der Geschichte hinabzusteigen, einer gewaltigen Stimme, um die Fantome zu befragen, einer Hand, um die Worte niederzuschreiben, die sie dictiren. Die Todesfälle sind zuweilen mit furchtbaren Geheimnissen verbunden, welche der Todtengräber mit ihnen in das Grab versenkt. Die Haare Dantes erbleichten bei der Erzählung vom Grafen Ugolino, und seine Augen behielten einen finstern Ausdruck, seine Wangen eine solche Todtenblässe, daß die Weiber von Florenz, als Virgil ihn wieder auf die Oberfläche geführt hatte, erkannten, woher der sonderbare Reisende kam; sie zeigten in ihren Kindern und sagten: »Seht Ihr den Mann, der so ernst und traurig vorübergeht? Er ist in die Hölle hinabgestiegen.«

Auf uns besonders wird dieser Vergleich mit Dante und Virgil anwendbar: das Thor des Gewölbes von Saint Denis, welches sich

vor uns öffnen wird, hat wohl was Ähnliches von dem Höllenthore; dieselbe Sünde paßt wunderbar auf Beide, und wenn wir die Fackel Dante's trügen und durch die Hand Virgil's geführt würden, so würden wir nicht lange unter den drei königlichen Geschlechtern, welche die Grabgewölbe der alten Abtei bevölkern, zu suchen haben, um irgend einen Mörder zu finden, dessen Verbrechen eben so verdammungswerth ist, des Erzbischofs Roger, irgend ein Opfer, dessen Unglück eben so beweinenwerth ist, als das des Gefangenen im Hungerthurme von Pisa.

In diesem weiten Beinhouse ist besonders ein Grab, vor dem wir nie vorüber gingen, ohne stehen zu bleiben, die Arme zu kreuzen und die Augen zu senken. Es ist in einem Gewölbe zur Linken ein einfaches Denkmal von schwarzem Marmor, auf dem, dicht nebeneinander, zwei Statuen ruhen, die eines Mannes und die einer Frau. Schon seit vier Jahrhunderten ruhen sie so nebeneinander, mit gefalteten Händen betend; denn der Mann bittet Gott um Verzeihung für einen Zorn, die Frau um Gnade für ihren Verrath; denn Ihr müßt wissen, diese beiden Figuren sind die eines Unsinnigen und einer Ehebrecherin; die Narrheit des Einen und die Liebschaften der Andern färbten zwanzig Jahre lang Frankreich mit Blut, und nicht ohne Grund fügte der Griffel den Worten des Grabmales: »Hier ruht König Carl der Vielgeliebte, seines Namens der Sechste, und die Königin Isabelle von Bayern seine Gemahlin« – weiter unten hinzu: »Betet für sie.«

In Saint Denis also, da wir einmal dort sind, wollen wir die geheimnißvollen Archive der sonderbaren Regierung öffnen, welche, wie einer unserer Dichter sagte: »zwischen der Erscheinung eines Greises und der einer Schäferin stand, und als Denkmal für ihre Dauer nichts hinterließ, als einen bitteren Spott auf das Geschick der Reichen und das Glück der Menschen – das Kartenspiel.«

Für einige weiße Blätter, die es in diesem Buche giebt, werden wir viele finden, welche roth von Blut, schwarz von Trauer sind; denn Gott wollte, daß hienieden sich Alles mit diesen drei Farben färben sollte, die er dem menschlichen Leben als Wappen mit der Devise gab: »Unschuld, Leidenschaft, Tod.«

Jetzt wollen wir also das Buch, wie Gott das Leben, bei den weißen Blättern öffnen, schnell genug werden wir zu denen des Blutes und der Trauer gelangen.



I.

Sonntag, den 20. August des Jahres 1389¹ strömte schon mit Tagesanbruch eine große Volksmenge auf die Straße hinaus, die von Paris nach Saint Denis führt.

Madame Isabelle, Tochter des Herzogs Stephan von Bayern, und Gemahlin König Carls VI. sollte als Königin von Frankreich ihren ersten feierlichen Einzug in die Hauptstadt des Reiches halten,

Um diese Neugier zu rechtfertigen, muß man erwähnen, daß man sich wunderbare Dinge von dieser Prinzeß erzählte. Man wußte, daß der König bei dem ersten Zusammentreffen mit ihr, welches an einem Freitag. Statt fand (15. Juli 1385) leidenschaftlich in sie verliebt geworden wäre, und nur mit Mühe wollte er seinem Oheim, dem Herzog von Burgund, bis zum nächsten Montag Frist geben, die Vorbereitungen zur Vermählung zu treffen.

Diese Vermählung erweckte übrigens große Hoffnungen im Königreiche. Man wußte, daß der König Carl V. auf seinem Todtbette den Wunsch aus gesprochen hatte, sein Sohn möchte sich mit einer bayrischen Prinzeß vermählen, um ein Gegengewicht gegen den Einfluß Richards von England zu gewinnen, der die Schwester des deutschen Königs geheirathet hatte. Die Liebe des jungen Prinzen unterstützte daher wunderbar die letzten Wünsche seines Vaters; überdies hatten die Matronen, welche die Braut untersuchen mußten, den Ausspruch gethan, daß sie fähig sei, der Krone Erben zu geben, und nach Verlauf eines Jahres machte die Geburt eines Sohnes ihrer Erfahrung Ehre. Es gab freilich einige Unglückspropheten, wie bei dem Beginn einer jeden Regierung, welche sagten, daß Alles zum Schlechtesten ausschlagen würde, denn der Freitag sei ein Unglückstag zu einer Brautwerbung. Aber bis jetzt hatte noch nichts ihren Weissagungen Glauben, verschafft, und hätten sie ihre Stimmen erheben wollen, würden sie schnell vor dem Freudengeschrei des Tages verstummt sein, womit wir unsere Geschichte beginnen.

Da die Hauptpersonen, welche in dieser Chronik eine Rolle spielen werden, durch ihre Geburt oder ihren Rang berufen sind, an der Seite der Königin oder in deren Gefolge Platz zu nehmen, wollen wir, mit Erlaubniß des Lesers, dem Zuge folgen, der, um sich in Bewegung zu setzen, nur noch die Ankunft des Herzogs von Touraine, Bruder des Königs, erwartete. Die Einen sagten, die Sorge für seinen Putz halte ihn zurück, Andere, eine der Liebe geweihte Nacht.

Dies wird wenigstens ein bequemes, wenn auch kein neues Mittel fein, mit den Personen und Dingen Bekanntschaft zu machen, und überdies wird es in dem Gemälde, das wir zu entwerfen suchen, einige Details geben, denen es nicht an Eigenthümlichkeit und Originalität mangelt.

Wir sagten also, daß an diesem Sonntage viel Volk auf die Straße nach Saint Denis hinaus strömte; es war wunderbar mit anzusehen, wie die Landstraße mit Männern und Frauen so dicht bedeckt war, wie ein Kornfeld mit Halmen; dieser Vergleich wurde noch passender bei jedem Ereignisse, welche die dichte Menschenmenge hin und her wogen ließ wie ein Kornfeld, denn sie war so dicht gedrängt, daß der geringste Stoß sich gleich der ganzen Masse mittheilte.

Um elf Uhr ertönte lautes Geschrei und verkündete der allgemeinen Ungeduld, daß endlich et was Neues sich zeigen sollte. Es war die Königin Johanna und die Herzogin von Orleans, ihre Tochter. Mit Hilfe einiger Diener, welche ihnen voranschritten und das Volk mit Prügeln zurücktrieben, bahnten sie sich einen Weg, und damit die Menschenmasse sich hinter ihnen nicht wieder schlosse, besetzte die berittene Elite der Bürgerschaft von Paris, zwölfhundert an der Zahl, beide Seiten der Straße. Die, welche zu dieser Ehrenwache gewählt worden waren, trugen lange seidene Gewänder, grün und roth, und auf dem Haupte Schweifkappen, deren Spitzen auf die Schultern herabfielen, oder gleich Fahnen flatterten, wenn ein Lufthauch die drückende Atmosphäre erfrischte, die durch den Sand, welchen Pferde und Menschen aufwühlten, noch unerträglicher wurde. Durch diese Bewegung zurück gedrängt, ergoß sich das Volk zu beiden Seiten auf das Feld, und die Straße

blieb frei. Das Alles geschah weit leichter, als es heut zu Tage der Fall fein würde, denn das Volk glaubte, daß es sich geduldig prügeln lassen müßte. Hier suchte es im vollen Laufe die nächsten höheren Punkte zu erreichen, wo man die Straße übersehen konnte. Im Nu waren Bäume und Häuser mit Menschen bedeckt, und vom untersten Aste bis zum Wipfel, vom Erdgeschosse bis zum Dache, reihte sich Kopf an Kopf. Die, welche eine solche Erkletterung nicht wagten, stellten sich hinter den berittenen Bürgern auf; die Weiber erhoben sich auf die Fuß spitzen, die Kinder kletterten auf die Schultern ihrer Väter; die Einen blickten über die Croupen der Pferde hinweg, die Andern durch deren Beine hindurch. Die Art von Unruhe, welche der Durchzug der Königin Johanna und der Herzogin von Orleans, die sich nach dem Justizpalaste begaben, wo der König ihrer wartete, bewirkte, war kaum beseitigt, als man von der Hauptstraße von Saint Denis her die so lange erwartete Sänfte der Königin kommen sah. Das Volk war sehr neugierig, die junge Prinzeß zu sehen, die noch nicht neunzehn Jahr alt war, und auf der die Hälfte der Hoffnungen des Reiches ruhte. Der erste Blick, den die Menge auf sie warf, rechtfertigte vielleicht den Ruf der Schönheit nicht, der ihr vorausgegangen war, denn es war eine sonderbare Schönheit, an die man sich erst gewöhnen mußte. Das kam aus dem scharfen Contraste her, den ihr beinah goldblondes Haar mit den glänzend schwarzen Augenbrauen bildete, Diese charakteristischen Zeichen der Geschlechter des Norden und des Süden kreuzten sich in dieser Frau, und verliehen ihrem Herzen die glühenden Leidenschaften einer jungen Italienerin, ihrer Stirn den stolzen Hochmuth einer deutschen Prinzeß².

Was ihren Körper betraf, so hätte ein Bildhauer dem Modell einer aus dem Bade steigenden Diana keine anmuthigern Formen wünschen können. Ihr Gesicht bildete jenes vollkommene Oval, dem Raphael zwei Jahrhunderte später seinen Namen verlieh. Die engen Kleider und dicht anliegende Aermel, welche man zu jener Zeit trug, ließen ihre schlanke Taille und ihren vollen gerundeten Arm sehen; ihre Hand ließ sie vielleicht mehr aus Koketterie, als aus Nachlässigkeit, auf dem Wagenschlage ruhen, und sie glich einem

Basrelief von Alabaster auf goldenem Grunde. Ihr übriger Körper war zwar durch die Felder der Sänfte verborgen, aber nach dem, was man sah, hielt man sich überzeugt, daß er auf Feenbeinen, auf Kinderfüßen ruhen müßte. Das fremdartige Gefühl, von dem man bei ihrem ersten Anblicke ergriffen wurde, verschwand beinahe sogleich, und der glühende Blick ihrer Augen übte jene Zauberkraft aus, welche Milton, und nach ihm alle Dichter, als das charakteristisch und verhängnißvolle Zeichen der Schönheit ihrer gefallenen Engel angeben.

Die Sänfte der Königin wurde durch die sechs ersten Großen von Frankreich begleitet; an ihrer Spitze waren der Herzog von Touraine und der Herzog von Bourbon. Der Name des Erstern leite unsere Leser nicht irre; sie mögen darunter den jüngern Bruder des Königs, den jungen und schönen Prinzen von Valois erkennen, der vier Jahr später den Titel eines Herzogs von Orleans annahm, den er durch seinen Verstand, sein Unglück und seine Liebschaften so berühmt gemacht hat. Seit einem Jahr war er vermählt mit Galeas von Visconti Tochter, die anmuthige historische Erscheinung, welche unter dem Namen Valentine von Mailand besungen wurde, und deren Schönheit selbst in ihrer ersten Blüthe nicht im Stande war, den königlichen Schmetterling zu fesseln. Wahr ist es, daß er der schönste, reichste und eleganteste Herr des Hofes war. Man fühlte, wenn man ihn sah, daß Alles an ihm Freude und Jugend sein müsse, daß er das Leben empfangen hätte, um zu leben, und daß er lebte; daß das Unglück wohl ihm entgegen kommen könnte, aber er nicht dem Unglück; daß dieser sorglose Pagenkopf mit blondem Haar und blauem Auge nicht geschaffen sei, lange Zeit ein großes Geheimniß oder einen traurigen Gedanken zu bewahren, und daß Beide bald über die Lippen gleiten würden, die so unbesonnen und rosig waren, wie die eines Weibes. An diesem Tage trug er mit einer Anmuth, die nur ihm eigen war, ein prachtvolles Gewand, das er sich zu dieser Gelegenheit hatte machen lassen. Es war eine Robe von schwarzem Sammet mit dunkelrothem gefüttert; an den Aermeln zog sich eine Stickerei in Gestalt eines Rosenzweiges herunter; der Stamm war von Gold gestickt, hatte auf beiden Seiten Blätter von

Smaragd, und zwischen diesen funkelten auf jedem Arme elf Rosen von Rubinen und Saphiren; die Knopflöcher erinnerten an einen alten Orden, den die Könige von Frankreich gestiftet hatten; sie waren mit Stickerei eingefaßt, und hatten, in den Ecken eine Quaste von Perlen. Der eine Schooß, welscher das Knie bedeckte, das von der Sänfte abgewendet war, wurde ganz von einer goldnen Sonne bedeckt, welche der König zu einer Devise erwählt hatte, und die Ludwig XIV. später erneuerte. Der andere Schooß, auf den die Königin mehrmals ihre Blicke richtete, denn er zeigte ganz offenbar ein verborgenes Emblem, das sie zu enträthseln suchte, der andere Schooß also, sag' ich, hatte einen jungen, silbernen Löwen, der gefesselt war und den eine in die Wolken sich verlierende Hand lenkte. Er hatte die Umschrift: *Wohin ich will*. – Die reiche Kleidung wurde durch ein Barett von rothem Sammt vollendet; dieses war mit prächtigen Perlenschnüren umwunden, deren jede einzelne so tief herabhing, daß er während des Gespräches mit der Königin die vom Zügel freie Hand damit spielen ließ.

Den Herzog von Bourbon werden wir mit wenigen Worten erwähnen. Er war einer jener Prinzen, welche ihren Namen in das Buch der Geschichte nur als Sohn oder Vater großer Männer einschreiben.

Hinter ihnen ritten der Herzog Philipp von Burgund und der Herzog von Berry, Brüder Carls V. und Oheime des Königs. Es war eben der Herzog Philipp, welcher die Gefahren des Königs Johann zu Poitiers und dessen Gefangenschaft zu London theilte, und der durch seine Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, wie durch einen Muth im Gefängnisse, den Beinamen des *Verwegnen* erhielt welchen ihm sein Vater gab, und welchen Eduard bestätigte, als er eines Tages bei einer Mahlzeit dem Mundschenken des Königs von England, der ihn eher bediente, als den König von Frankreich, eine Maulschelle gab, indem er dazu rief: »Meister, wer hat Dich denn gelehrt, den Vasallen vor dem Lehnsherren zu bedienen?«

Der Andere war der Herzog von Berry, welcher mit dem Herzoge von Burgund während des Wahnsinns des Königs, die Regentschaft von Frankreich theilte, und der durch seinen Geiz wenigstens eben

so sehr dazu beitrug, das Reich in das Verderben zu stürzen, wie der Herzog von Orleans durch seine Verschwendung.

Auf diese folgten Peter von Navarra und der Graf von Ostrevent. Da sie aber beide nur wenig Theil an dem nehmen, was wir erzählen wollen, verweisen wir die Leser auf ihre Biographien. Hinter dem König folgte in ihrer Sänfte auf einem reich geschmückten Pferde die Herzogin von Berry; neben ihr ritten die Grafen von Nevers und von La Marche. Auch hier wieder drängt der berühmtere Namen den unbedeutendern in den Hintergrund.

Dieser Graf von Nevers, Sohn Philipps und Großvater Carls, wird einst Johann von Burgund sein. Sein Vater hieß der Verwegne; sein Enkel wird der Kühne heißen, und die Geschichte hat ihm den Beinamen des Furchtlosen gegeben.

Der Graf von Nevers war am 12. April 1385 mit Margarethe von Hennegau vermählt, und jetzt 22 Jahr alt; ohne eben groß zu sein, war er doch kräftig und schön gebaut. Sein Auge war zwar klein und hellblau, wie das des Wolfes, aber glänzend und drohend; seine Haare, die er lang und glatt gekämmt trug, waren von jenem violetten Schwarz, von dem nur die Federn des Raben einen Begriff geben können; sein Bart war rasiert und ließ offen ein volles, frisches Gesicht sehen, ein Bild der Kraft und Gesundheit. An der Nachlässigkeit, mit der er den Zügel seines Pferdes hielt, erkannte man das Vertrauen des Reiters. Seiner Jugend ungeachtet, und obgleich er noch nicht zum Ritter geschlagen war, hatte er sich doch schon mit der Kriegsrüstung vertraut gemacht, und keine Gelegenheit versäumt, sich Mühseligkeiten zu unterwerfen und an Entbehrungen zu gewöhnen. Strenge gegen Andere und sich selbst, fühllos gegen Hunger und Durst, Kälte und Hitze, hätte man ihn für einen jener Männer aus Stein halten sollen, auf welche die Bedürfnisse des Lebens keine Herrschaft ausüben. Hochmüthig gegen die Großen, herablassend gegen die Kleinen, säete er unablässig Haß bei seines Gleichen, Liebe bei den Geringern für sich aus. Er war allen heftigen Leidenschaften zugänglich, aber er wußte sie in der Brust zu verbergen, und diese Brust unter dem Harnisch, dieser Wall von Erz und Fleisch, verbarg einen Abgrund, in

den keines Menschen Auge dringen konnte, und in welchem der Vulkan, scheinbar verlöscht, seine innern Eingeweide verzehrte, bis er den günstigen Zeitpunkt gekommen glaubte; dann brach er finster und zürnend aus, und wehe dann dem, auf den die vernichtende Lava seines Zornes sich ergoß. An diesem Tage, und ohne Zweifel um einen Contrast gegen Ludwig von Touraine zu bilden, war der Anzug Johanns von Nevers von übertriebener Einfachheit. Er trug ein Gewand, kürzer als gewöhnlich, von violettem Sammet, mit geschlitzten, herabhängenden Aermeln, ohne Schmuck oder Stickerei; um den Leib wurde es durch einen Gürtel von Stahlplatten zusammen gehalten, und an diesem hing ein Schwert mit Gefäß von angelaufenem Eisen; auf der Brust sah man ein enganliegendes Wams von himmelblauer Farbe, welches um den Hals mit einem goldenen Bande festgehalten wurde; ein Barett war schwarz, und ein einziger Diamant bildete die Agraffe, aber es war der, welcher später unter dem Namen des *Sancy* unter die Kron-Juwelen Frankreichs kam³.

Wir trachteten besonders darnach, die beiden edlen Herren näher kennen zu lernen, welche wir beständig zur Rechten und Linken des Königs wiederfinden, und die neben dem traurigen, dichterischen Gesichte Carls und dem glühenden, leidenschaftlichen Isabellens, die wichtigsten Personen dieser unglücklichen Regierung waren. Denn für sie theilte sich Frankreich in zwei Parteien, und nahm zwei Herzen an, deren eines bei dem Namen Orleans, das andere bei dem Namen Burgund lebhafter klopfte. Jede Partei theilte den Haß und die Liebe dessen, den sie zu ihrem Oberhaupte gewählt hatte, liebte in ihrer Liebe, haßte in ihrem Hasse, vergaß Alles, um sich nur ihrer zu erinnern, Alles, ja sogar den König, der ihr Herr, Frankreich, das ihre Mutter war.

Auf einer Seite des Weges ritt auf einem weißen Pferde Madame Valentine, welche wir unsern Lesern schon als die Gemahlin des jungen Herzogs von Touraine vorgestellt haben. Sie verließ ihr schönes Vaterland, die Lombardei, und kam zum ersten Male nach Frankreich, wo ihr Alles neu und reich erschien. Zu ihrer Rechten ritt Messire Peter von Craon, der theuerste Günstling des Herzogs von

Touraine, in einer Kleidung, welche der seines Herrn glich, und die dieser als Zeichen der Freundschaft ihm hatte machen lassen. Er war ohngefähr von gleichem Alter mit dem Herzoge, schön wie dieser, und nahm, gleich ihm, das Wesen der Unbefangenheit und Heiterkeit an. Prüfte man ihn jedoch näher, so konnte man leicht erkennen, daß im Grunde dieses dunkeln Auges der Ausdruck aller Leidenschaften eines heftigen Herzens ruhte; daß er jenen eisernen Willen besaß, der stets ein Ziel erreicht, sei es im Hasse, sei es in der Liebe, und daß wenig dabei zu gewinnen war, ihn zum Freunde zu haben, Alles zu fürchten, wenn man ihn zum Feinde hatte. Links neben der Herzogin und im voller Eisenrüstung, die er eben so leicht trug, wie die andern Herren ihre Sammetgewänder, ritt der Sir Olivier von Clisson, Connetable von Frankreich, Sein aufgeschlagenes Visir ließ das offene, treue Gesicht des alten Kriegers blicken, und eine Narbe die sich über die Stirn zog, ein blutiges Andenken der Schlacht von Auray, bewies, daß das mit Lilien geschmückte Schwert, welches an seiner Seite hing, nicht der Intrigue oder Gunst, sondern wirklichen treuen Diensten gewährt worden war. Clisson, in der Bretagne geboren, war in England erzogen worden, doch mit achtzehn Jahren kehrte er nach Frankreich zurück, und seit Zeit kämpfte er eifrig und tapfer in den königlichen Heeren.

Wir begnügen uns, nachdem wir die genannten Personen dem Auge der Leser vorübergeführt haben, bloß die Namen derer zu nennen, welche folgten. Es waren die Herzogin von Burgund und die Gräfin von Nevers, geführt durch den Messire Heinrich von Bar und den Grafen von Namur.

Dann die Herzogin von Orleans, auf einem schönen reich geschmückten Zelter, geführt durch Messire Jacob von Bourbon und Messire Philipp von Artois.

Dann die Frau Herzogin von Bar mit ihrer Tochter, begleitet von Messire Carl d'Albret und dem Herrn von Coucy, dessen Name allein eine große Erinnerung erwecken würde, beeilten wir uns nicht, seine Devise mitzutheilen, welche die bescheidenste oder die hochmüthigste ihrer Zeit war. Sie lautete:

»Prinz und Herzog bin ich nicht.«

»Aber doch der Herr von Coucy.«

Der andern Herren, Damen und Fräulein, welche theils zu Rosse, theils zu Wagen, theils in Sänften folgten, erwähnen wir weiter nicht. Wir führen nur an, daß die Spitze des Zuges, das die Königin, schon die Vorstadt erreichte, als die Pagen und Reitknechte, die das Ende bildeten, Saint Denis noch nicht verlassen hatten. Während des ganzen Weges wurde die junge Königin mit dem Rufe: »Weihnachten« begrüßt, welches damals den Ruf: »Es lebe der König!« ersetzte, denn in jener Zeit des Glaubens hatte das Volk noch kein Wort gefunden, welches seine Freude besser ausdrückte, als jener Ruf, der an die Geburt des Heilandes erinnerte. Beinahe überflüssig ist es, hinzuzufügen, daß die Blicke der Männer sich zwischen Isabelle von Bayern und Valentine von Mailand theilten, so wie die der Frauen zwischen dem Herzoge von Touraine und dem Grafen von Nevers.

An dem Thore von Saint Denis machte die Königin Halt, denn hier hatte man für sie die erste Station bereitet. – Es war eine Art von großem Ruhaltare, wie beim Frohnleichnamsfeste. Er war ganz mit weißem Atlas bekleidet und darüber hing ein Himmel voll goldner Sterne. In den Wolken, welche diesen Himmel bildeten, schwebten Kinder, als Engel gekleidet; sie sangen leise und melodisch und bildeten den Chor für ein schönes Mädchen, das die Mutter Gottes vorstellte. Auf dem Schooße hielt sie ein Kind, das Jesuskind vorstellend. Der Gipfel dieses Himmels, der die Wappen von Frankreich und Baiern trug, wurde die Sonne erleuchtet, die wir als die Devise des Königs erwähnten. Die Königin fand viel Vergnügen an diesem Schauspiele und lobte die Anordnung sehr. Als die Engel ihren Gesang beendet hatten, und man glaubte, daß die Königin Alles in Augenschein genommen hätte, öffnete sich das Altarblatt und ließ die ganze große rue Saint Denis bedeckt, wie ein ungeheures Zelt erblicken; alle Häuser waren mit Camelot oder Seide bekleidet, so daß Froissard sagt, man hätte glauben sollen, das Tuch koste kein Geld, oder man wäre in Alexandrien oder Damaskus.

Die Königin blieb einen Augenblick halten, man hätte glauben

können, sie zögere, die Hauptstadt zu betreten, die sie mit solcher Ungeduld erwartete, mit so viel Liebe begrüßte. Sagte ihr vielleicht eine geheime Ahnung, ihr, die so jung, so schön, daß einst ihre Leiche verwünscht und verflucht eben diese Stadt verlassen sollte, auf dem Rücken eines einzigen Schiffers, dem der Schloßvoigt von Saint Paul den Auftrag ertheilt hatte, das, was von Isabelle von Baiern übrig blieb, den Mönchen von Saint Denis zu überbringen.

Sie setzte sich indessen wieder in Bewegung, aber man sah sie erleichen, als sie die lange Straße betrat und die ungeheure Masse trennte jene Menschenmauern, die sich nur zusammenschieben durften, um zwischen sich König, Sänfte, Pferde zu zermalmen. Indessen geschah kein Unglück; die Bürger blieben in ihren Reihen, und bald kam man zu einer Fontaine, die mit himmelblauem Tuch, mit goldnen Lilien besät, bedeckt war. Rings um diesen Springbrunnen standen gemalte und geschnitzte Säulen, an denen man die edelsten Wappenschilder Frankreichs aufgehängt hatte. Statt des Wassers sprudelte die Fontaine, Piment und Hyppocras durch Specereien und aromatische Kräuter Asiens wohlriechend gemacht; um die Säulen standen junge Mädchen, welche goldne Gefäße und silberne Becher in den Händen hielten und der Königin, den Prinzen und Herrn ihres Gefolges einen Trunk boten. Die Königin nahm einen Becher aus der Hand eines dieser Mädchen, setzte ihn an die Lippen, ihr eine Ehre zu erzeigen, und gab ihn dann gleich zurück. Aber der Herzog von Touraine riß eben den Becher aus der Hand des jungen Mädchens, schien die Stelle zu suchen, an der die Lippen der Königin geruht hatten, preßte sie an die seinigen und trank mit einem Zuge den Wein aus, an dem der Mund der Königin nur genippt hatte. Die Farbe, welche einen Augenblick von Isabellens Wangen gewichen war, kehrte schnell darauf zurück, denn über die Handlung des Herzogs konnte man sich nicht täuschen, denn so stets sie auch war, ging fiel doch nicht unbemerkt vorüber und man sprach am Hofe während des Abends viel dar über, doch selbst die entgegengesetztesten Meinungen stimmten dahin überein, daß der Herzog sehr kühn gewesen sei, sich eine solche Freiheit gegen die Gemahlin seines Herrn zu erlauben, die

Königin sehr nachsichtig, sie nur durch ihr Erröthen zu mißbilligen.

Bald darauf lenkte jedoch ein neues Schauspiel die Aufmerksamkeit von diesem Ereignisse ab. Man war bei dem Kloster der Dreieinigkeits angelangt, vor dessen Thoren sich ein Gerüst, in Gestalt eines Theaters, erhob, auf dem die Waffenthaten des Königs Sallah - Eddim dargestellt werden sollten. Die Christen fanden daher auf einer Seite, die Saracenen auf der andern, und unter beiden konnte man die Hauptpersonen jenes berühmten Lanzenbrechens erkennen, denn die Schauspieler trugen die Rüstungen des dreizehnten Jahrhunderts und die Wappen und Devisen derer, die sie vorstellten. Im Hintergrunde saß der König Philipp August von Frankreich und um ihn her standen die zwölf Pairs seines Reichs. In dem Augenblicke, als die Sänfte der Königin vor dem Gerüste halt machte, trat der König Richard Löwenherz aus den Reihen, näherte sich dem Könige von Frankreich, ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder, und bat um die Erlaubniß, die Saracenen bekämpfen zu dürfen. Philipp August gewährte sie ihm huldreich, und sogleich fand Richard auf, trat zu feinen Gefährten zurück, ordnete sie zum Kampf, und griff sogleich die Ungläubigen an. Es entstand nun ein heftiger Kampf bis zuletzt die Saracenen besiegt und in die Flucht geschlagen wurden. Ein Theil der Flüchtlinge rettete sich durch die Fenster des Klosters, die mit dem Gerüste in gleicher Linie lagen und die man zu diesem Zweck offen gelassen hatte. Es wurden aber dennoch eine Menge Gefangene gemacht; der König Richard führte sie vor die Königin, welche um ihre Freilassung bat und als Lösegeld eines ihrer goldnen Armbänder dem Sieger überreichte.

»Ha«, sagte der Herzog von Touraine, indem er seine Hand auf die Sänfte stützte, »hätte ich gewußt, daß ein solcher Lohn des Siegers wartete, so hätte kein Anderer als ich die Rolle des Königs Richard spielen dürfen.«

Isabelle sah auf das zweite Armband nieder, mit dem ihr anderer Arm noch geschmückt war, schnell aber unterdrückte sie ihre erste Bewegung, welche ihren Gedanken verrathen hatte, und sagte:

»Ihr seid verrückt und unsinnig, Herr Herzog; solche Spiele sind gut für Gaukler und Possenreißer, ziemte sich aber nie für den

Bruder des Königs.«

Der Herzog von Touraine schien antworten zu wollen, doch die Königin gab das Zeichen zum Aufbruche, wendete den Kopf zu dem Herzoge von Bourbon und sprach mit ihm, ohne ihren Schwager wieder anzusehen, bis sie vor dem zweiten Thore von Saint Denis anlangte, welches das Malerthor hieß und unter Franz I. abgetragen wurde. Hier war ein kostbares Schloß erbaut, über dem, wie bei dem ersten Thore, ein gestirnter Himmel hing, an dem in ihrer ganzen Majestät Gott Vater, Sohn und heiliger Geist erschienen; um die Dreieinigkeit standen Chorkinder, welche mit zarter Stimme das Gloria und Veni creator sangen. In dem Augenblicke, als die Königin anlangte, öffnete sich die Pforte des Paradieses und zwei Engel mit goldnem Heiligschein und gemalten Flügeln, der eine rosenroth, der andere blau gekleidet, traten daraus her vor; sie trugen gewaltige Schnabelschuhe, ganz mit Silber gestickt; ließen sich bis zu der Königin her ab, setzten ihr eine schöne goldne Krone mit Edelsteinen geschmückt, auf das Haupt, indem sie dazu sangen:

»Dame, umschlungen von Lilienband,
Ihr seid die Königin von Paris,
Von Frankreich und dem ganzen Land;
Wir gehn zurück ins Paradies.«

Bei diesem letzten Verse kehrten sie in den Himmel zurück, dessen Thüre sich hinter ihnen schloß.

Auf der, der Himmelsthür entgegengesetzten Thür warteten aber andere Personen auf die Königin, und man machte sie darauf aufmerksam, damit deren Anblick ihr keine Schrecken einflöße, was ohne diese Vorsicht gewiß der Fall gewesen sein würde. Es waren die Deputierten der sechs Handelsabtheilungen; sie trugen einen Thronhimmel und kamen, ihr altes Privilegium in Anspruch zu nehmen, welches sie berechtigte, die Könige und Königinnen von Frankreich, sobald sie in Paris ihren Einzug hielten, von dem Thore von Saint Denis bis zu dem Palaste zu geleiten. Ihnen folgten die verschiedenen Repräsentanten der verschiedenen Gewerke, sie trugen Charaktermasken und stellten die sieben Todtsünden vor: den Stolz, den Geiz, die Trägheit, die Ueppigkeit, den Neid, den

Zorn und die Leckerhaftigkeit; als Gegensatz waren dann die sieben christlichen Tugenden da: der Glaube, die Hoffnung, das Mitleid, die Mäßigung, die Gerechtigkeit, die Klugheit, die Kraft. In einiger Entfernung von Ihnen und eine besondere Gruppe bildend, fanden der Tod, das Fegefeuer, die Hölle und das Paradies. Die Königin zeigte bei dem Anblicke dieser sonderbaren Maskerade, obgleich darauf vorbereitet, einen gewissen Widerwillen, sich ihr anzuvertrauen. Der Herzog von Touraine seinerseits war sehr verdrießlich, seinen Platz an der Seite der Sänfte aufgeben zu sollen, aber die Abgeordneten des Volkes nahmen, gestützt auf ihr Vorrecht, die beiden Seiten der Sänfte ein. Der Herzog von Bourbon und die anderen Herren hatten die Sänfte bereits verlassen und ihre Plätze eingenommen. Isabelle wendete sich zu dem Herzoge von Touraine, der hartnäckig halten blieb, und sagte ihm:

»Monseigneur, ist es Euch gefällig, diesen guten, Leuten. Euern Platz abzutreten, oder erwartet Ihr dazu unsern besondern Befehl?«

»Ja, Madame und Königin« erwiderte der Herzog, »ich erwartete den Befehl von Euch und besonders einen Blick, der die Kraft verleihe, zu gehorchen.«

»Mein Herr Schwager«, sagte Isabelle, indem sie sich auf die Seite des Herzogs neigte, »ich weiß nicht, ob wir uns im Laufe dieses Abends noch wiedersehen können, aber vergeßt nicht, daß ich morgen nicht nur Königin von Frankreich, sondern auch Dankspenderin des Turnieres bin, und daß dies Armband der Lohn des Siegers sein wird.«

Der Herzog neigte sich bis zum Rande der Sänfte. Die, welche entfernter waren, sahen in diesem Gruße nur ein Zeichen der Ehrfurcht, welche jeder Unterthan, wäre er auch ein Prinz von Geblüt, seiner Königin schuldig ist; aber Einige, welche so standen, daß sie den engen Zwischenraum zwischen der Sänfte und dem Pferde erblicken konnten, glaubten zu bemerken, daß die Lippen des Herzogs sich auf die Hand seiner Schwägerin preßten, und das zwar mit einem Feuer und einer Ausdauer, welches die bloße Etiquette des Handkusses nicht gestattete.

Wie dem aber auch sei, erhob sich der Herzog, die Stirn funkelnd

vor Freude und Glück; Isabelle ließ die langen Barben ihres Kopfputzes wie einen Schleier über ihr Gesicht fallen, ein letzter Blick wurde durch diesen gefälligen Vorhang zwischen ihnen gewechselt, und der Herzog sprengte dann zu seiner Gemahlin zurück, um den Platz einzunehmen, den bis jetzt der Connetable von Clisson inne gehabt hatte. Während dessen erhoben die sechs Deputierten der Kaufleute den Thronhimmel über die Sänfte der Königin; die sieben christlichen Tugenden und die sieben Todtsünden traten dahinter, und hinter ihnen wieder gingen mit der Ernsthaftigkeit, die ihrer Rolle zukam, der Tod, das Fegefeuer, die Hölle und das Paradies. Der Zug setzte sich wie der in Bewegung, aber ein komischer Umstand störte bald die Anordnung.

An der Ecke der rue de Lombards und der rue Saint Denis machten zwei Menschen auf einem Pferde gewaltiges Aufsehen. Die Menge war so dicht gedrängt, daß man nicht begreifen konnte, wie sie hierher gekommen waren. Freilich muß man bemerken, daß sie sich nicht sehr um die Drohungen der armen Teufel kümmerten, die sie auf ihrem Wege über den Haufen ritten. Ihre Kühnheit ging so weit, den öffentlichen Diener zu trotzen und mit stoischer Gleichgültigkeit die Prügel hinzunehmen, die sie ihnen ertheilten, um fiel zurück zu treiben. Drohungen und Schläge waren verloren. Sie drangen immer weiter vor und gaben rechts und links die Püffe, die sie empfangen, mit Wucher zurück. Vor sich trieben sie die Menschen durch ihre Pferde auseinander, wie der Kiel eines Schiffes die Wogen des Meeres theilt, und schlossen sich hinter ihnen auch eben so wieder. Auf diese Weise war sie noch zu rechter Zeit gekommen, den Zug zu sehen, und man hoffte, daß sie ihn ruhig vorüber ziehen lassen würden, aber in dem Augenblicke, als die Königin Isabelle ihnen gegenüber war, schien der, welcher die Zügel des Pferdes hielt, von seinen Kameraden einen Befehl zu empfangen. Schnell gehorchend gab dieser mit dem langen Stocke, den er in der Hand hielt, dem Kopfe und der Croupe der beiden Pferde der Bürgergarde, die an dem Durchgange hielten, einen tüchtigen Schlag. Das eine sprang vorwärts, das andere zurück, und so öffnete sich eine Art von Bresche, welche die Doppelreiter

benutzten, mitten in den Zug zu sprengen. Sie kamen zwei Schritt vor dem Pferde der Herzogin von Touraine vorüber, welches dadurch scheu wurde und gewiß Madame Valentine umgeworfen haben würde, hätte nicht der Sir von Craon den Zügel des Pferdes ergriffen, als es eben überschlagen wollte. Die beiden Reiter ritten gerade auf die Königin zu, warfen das Paradies auf die Hölle, den Tod auf das Fegefeuer, die christlichen Tugenden auf die Todtsünden. So gelangten sie bis zu der Sänfte unter dem lauten Geschrei des Volkes, welches sie für Bösewichter oder für Wahnsinnige hielt, und verfolgt von den Herzogen von Touraine und von Bourbon, welche irgendeine verrätherische Absicht fürchteten, und das Schwert gezogen hatten sie zu vertheidigen.

Die Königin ihrerseits hatte viel Furcht über den ganzen Lärm. Sie wußte die Ursache davon noch nicht, als sie die beiden Schuldigen zwischen dem Abgeordneten des Kaufmannstandes und der Sänfte erblickte. Ihre erste Bewegung war, sich rückwärts zu werfen, aber der auf der Croupe des Pferdes sitzende Reiter flüsterte ihr heimlich einige Worte, lüftete seine Kuppe, zog eine schwere goldene Kette mit Diamanten und Lilien vor und hing sie der Königin um den Hals, welche sich anmuthig vorbeugte, das Geschenk zu empfangen, dann gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte wie ein Blitz davon. Fast in demselben Augenblicke langten die Herzöge von Touraine und Burgund an; sie hatten von dem Vorgefallenen nichts gesehen, als daß diese Männer die Königin in ihrer Gewalt hielten und schwangen ihre Schwerter unter dem Geschrei: »Tod, Tod den Verräthern!«

Das Volk stand überall so dicht gedrängt, daß sich kaum bezweifeln ließ, sie würden die unbekanntenen Reiter einholen, zumal diese eben so viel Mühe hatten die *rue Saint Denis* zu verlassen, wie zu vor, in sie einzudringen. Jedermann erwartete daher eine Catastrophe, als die Königin sich in ihrer Sänfte erhob, die Arme gegen ihren Vetter und ihren Schwager ausstreckte und ängstlich ausrief: »Messeigneurs! was wollt Ihr beginnen? Es ist der König!«

Die beiden Herzöge hielten sogleich an, zitterten jetzt selbst, daß ihrem Herrscher etwas widerfahren möchte; sie stellten sich im

Bügel hoch in die Höhe, streckten ihre Schwerter mit gebieterischer Bewegung gegen das Volk aus und schrien mit lauter Stimme: »Es ist der König, Ihr Herren!«– Dann schwangen sie ihre Baretts und riefen: »Ehre und Achtung dem Könige!«

Der König, denn es war in der That Carl VI. selbst, der hinter dem Messire Carl von Sabois auf der Croupe faß, antwortete auf diese Worte, indem er seine Capuze erhob und an seinem langen kastanienbraunen Haar, an seinen blauen Augen, seinem etwas großen aber mit prächtigen Zähnen gezierten Munde, an der Anmuth seines Benehmens, und besonders an dem Wohlwollen, das aus seinem Gesichte sprach, erkannte das Volk den König, für den es, ungeachtet des Unglückes, von dem es während seiner Regierung bedrückt wurde, den Namen des Vielgeliebten bewahrte, den es ihm an dem Tage seiner Thronbesteigung im Voraus gab. Das Geschrei: »Weihnachten!« ertönte jetzt von allen Seiten; die Stallmeister und Pagen schwangen die Banner ihrer Gebieter, die Damen ihre Schärpen und Tücher. Die Riesenschlange, die sich die ganze Länge der rue Saint Denis hinzog, schien ihre Lebendigkeit zu verdoppeln und thätiger ihre bunten Ringel von dem Schweife nach dem Kopfe zuzuschieben, denn Jeder machte den Versuch, den König zu sehen, aber die offene Bahn benutzend, die Ehrfurcht vor ihm bildete, als sein Incognito verrathen war, war Carl VI. schon verschwunden. Es verlief wohl eine halbe Stunde, die dies Ereigniß gestört hatte, ehe die Ruhe wieder hergestellt war. Die Menge wurde noch durch eine Aufregung gestört, welche verhinderte, daß Jeder seinen Platz wie der einnahm. Messire Peter von Craon benutzte dies, um boshaft gegen Madame Valentine zu bemerken, daß ihr Gemahl, der vielleicht allein den Aufenthalt verringern könnte, wenn er an ihre Seite zu rückkehrte, ihn im Gegentheil verlängere, indem er mit der Königin plaudere und so die Sänfte, die das Signal zum Wiederaufbruche geben sollte, ab hielt, sich in Marsch zu setzen. Madame Valentine versuchte bei diesen Worten gleichgültig zu lächeln, aber ein halb unterdrückter Seufzer rang sich dabei aus ihrer Brust und strafte ihre Zunge Lügen; denn, sagte sie mit einer Stimme, deren Zittern sie vergeblich zu verbergen suchte: »Messire

Peter, wes halb macht Ihr diese Bemerkung nicht gegen den Herzog selbst, da Ihr doch dessen Vertrauter seid?«

»Ich werde mich hüten, es ohne Euern besondern Befehl zu thun, Madame; seine Rückkehr beraubt mich des Vorrechtes, das feine Abwesenheit mir giebt: allein über Sie zu wachen.«

»Mein einziger und wahrer Hüter ist der Herr Herzog von Touraine, und da Ihr nur meinen Befehl abwartetet, so eilt, ihm zu sagen, ich wünschte, daß er zurückkehre.«

Peter von Craon verneigte sich und überbrachte dem Herzoge die Worte der Madame Valentine. In dem Augenblicke, als sie Beide zu ihr zurückkehrten, ertönte unter der Menge ein gellender Schrei; ein junges Mädchen war in Ohnmacht gefallen. Dies Ereigniß war etwas zu Gewöhnliches bei solchen Fällen, als daß die hohen Personen, mit denen wir uns beschäftigen, darauf nur im Geringsten hätten achten sollen. Sie kehrten daher, ohne auch nur die Augen nach jener Gegend zu wenden, wo das Ereignis stattgefunden hatte, auf ihren Platz, neben der Herzogin von Touraine zurück. Als hätte der Zug nur hierauf gewartet, setzte er sich sogleich in Bewegung, aber bald fand er einen neuen Grund, Halt zu machen.

Vor dem Thore des Châtelet von Paris war ein Gerüst erbaut; es stellte ein hölzernes Schloß dar, war aber so bemalt, als wäre es aus Stein, und an dessen Flügeln fanden zwei Wachthäuschen mit vollkommen gerüsteten Schildwachen. Der große Saal des untern Geschosses fand den Blicken der Zuschauer offen, als wäre die Mauer nach der Straße eingerissen worden. In diesem Saale stand ein Bett, das so reich und prachtvoll geschmückt war, wie das des Königs in seinem Hôtel Saint Paul; in diesem Bette, welches das Lager der Gerechtigkeit darstellte, befand sich ein junges Mädchen, als die heilige Anna.

Um dies Schloß hatte man so viel schöne grüne Bäume gepflanzt, daß sie einen schattigen Wald bildeten, in welchem eine Menge Hafen und Kaninchen umherliefen, während zahlreiche Vögel aller Farben von Zweig zu Zweig hüpfen. Die Menge wunderte sich hierüber sehr, denn sie fragte sich, wie man sonst so wilde Thiere in diesem Grade hätte zähmen können. Das Staunen stieg aber noch

bedeutend, als man aus diesem Walde einen schönen weißen Hirsch hervortreten sah, der so groß war, wie die, welche im Garten des Königs sich befanden, und so künstlich gearbeitet, daß man ihn für lebend halten mußte, denn ein Mensch, der darin verborgen war, bewegte seine Augen, öffnete seinen Mund und ließ seine Beine gehen. Sein Geweih war vergoldet, auf dem Halse trug er eine Krone, welche der königlichen ähnlich war, und auf der Brust hing ihm ein azurblaues Schild mit drei goldenen Lilien, das Wappen des Königs und Frankreichs. Schön und stolz trat so das edle Thier gegen das Lager der Gerechtigkeit vor, nahm mit dem rechten Vorderlaufe das Schwert, das Symbol der selben, hob es in die Luft und ließ es erzittern. In diesem Augenblicke traten aus dem entgegengesetzten Theile des Waldes ein Löwe und ein Adler hervor, die Symbole der Kraft, und diese wollten ihm mit Gewalt das heilige Schwert entreißen; aber zwölf junge, weißgekleidete Mädchen, in der einen Hand einen goldnen Rosenkranz, in der andern ein blankes Schwert tragend, traten jetzt aus dem Wald und umgaben, als Symbole der Religion, den Hirsch, wie zu dessen Vertheidigung. Nach einigen vergeblichen Versuchen kehrten der Adler und Löwe besiegt in den Wald zurück. Der lebende Wald, welcher die Gerechtigkeit vertheidigte, öffnete sich jetzt, und der Hirsch neigte anmuthig die Kniee vor der Sänfte der Königin, und diese liebte ihn, wie sie bei den Hirschen zu thun pflegte, die der König in dem Garten seines Hôtels hatte. Diese Anordnung fanden sowohl die Königin als die Herren ihres Gefolges sehr sinnreich.

Indessen war die Nacht angebrochen, denn seit Saint Denis hatte man nur im langsamen Schritt vorwärts kommen können, und die verschiedenen Schauspiele während des Weges hatten den Marsch sehr verzögert; endlich nahete man sich, doch der Kirche von Notre Dame, wohin die Königin sich begeben sollte. Nur der Pont- au-Change blieb noch zu überschreiten, und man glaubte nicht, daß bis dahin irgendetwas Neues erdacht werden könnte, als man plötzlich ein wunderbares Schauspiel erblickte. Ein Mensch, wie ein Engel gekleidet, er schien an dem Dache der Thürme von Notre Dame; er trug in jeder Hand eine prächtige Fackel, und ging auf einem so

feinen Seile, daß man es kaum erkennen konnte. Er stieg über die Dächer der Häuser herab, und schien wie durch Wunder durch die Luft zu gleiten, bis er sich auf einem der Häuser, welche die Brücke begränzten, niedersetzte. Als die Königin ihm gegenüber war, verbot sie ihm, aus Furcht vor irgendeinem Unglücksfalle, auf dem Wege zurück zu kehren, auf welchem er gekommen war er aber wußte wohl, aus welchem Grunde dieser Befehl entsprang, achtete nicht darauf, und ging rückwärts das Seil hinan, um der Königin nicht den Rücken zuzuwenden. So erreichte er die Höhe des Thurmes der Kathedrale und verschwand durch eben die Oeffnung, durch welche er herausgekommen war. Die Königin fragte, wer dieser leichte, gewandte Mensch wäre, und man sagte ihr, daß es ein Genueser von Geburt und Meister in dieser Art von Spielen sei. Während dieser letzten Darstellung hatten sich die Vogelhändler in großer Menge auf der Straße der Königin versammelt; sie hatten in Käfichen eine Menge Sperlinge und ließen diese fliegen, als die Königin vorüber kam. Dies war ein alter Gebrauch, der auf die Hoffnung anspielte, welche das Volk bei jeder neuen Regierung hat: daß sie nämlich neue Freiheiten mit sich bringen werde. – Der Gebrauch ist verschwunden, die Hoffnung geblieben.

In der Kirche von Notre Dame fand die Königin auf den Stufen des Altars den Bischof von Paris, bekleidet mit Mitra und Stola, dem Helm und Harnisch unters Heilandes; rings um ihn her stand die hohe Geistlichkeit und die Deputierten der Universität, welche ihr Titel als älteste Tochter des Königs berechtigte, der Krönung beizuwohnen. Die Königin stieg aus der Sänfte, und ebenso auch die Damen ihres Gefolges; die Ritter sprangen von den Pferden, übergaben diese ihren Pagen oder Stallmeistern, und begleitet von den Herzögen von Touraine, von Berry, von Burgund, und von Bourbon, trat sie in die Kirche ein, während der Bischof und die Geistlichkeit laut das Lob Gottes und der heiligen Jungfrau sangen.

Dem großen Altare gegenüber angelangt, kniete Madame Isabelle ehrfurchtsvoll nieder, und nachdem sie ihr Gebet gesprochen, schenkte sie der Kirche von Notre Dame die goldene Krone, welche die Engel am zweiten Thore von Saint Denis ihr aufs Haupt gesetzt

hatten. Messire Johann de la Rivière und Messire Johann le Mercier überreichten ihr dafür eine noch schönere, prachtvollere, der ähnlich, welche der König trug, wenn er auf einem Throne

Sitzung hielt. Der Bischof faßte sie bei der Lillie, in die ihre Spitze auslief, die vier Bischöfe hielten sie mit der Hand, und setzten sie leise auf die Stirn der Madame Isabelle. In diesem Augenblicke ertönte lautes, allgemeines Freudengeschrei, denn jetzt erst war Madame Isabelle wirkliche Königin von Frankreich.

Die Königin und die Herren verließen hierauf die Kirche und bestiegen ihre Sänften, Zelter und Rosse wieder. An beiden Seiten des Zuges trugen sechshundert Diener brennende Fackeln, so daß es in den Straßen hell war, als fände die Sonne am Himmel.

Die Königin wurde zu dem Palaste von Paris geführt, wo sie der König erwartete, an seiner Rechten die Königin Johanna, an seiner Linken die Herzogin von Orleans. Vor ihm angelangt, verließ die Königin ihre Sänfte und kniete vor ihm nieder, wie sie in der Kirche gethan; dadurch wollte sie andeuten, daß sie Gott als ihren Herrn im Himmel, wie den König als ihren Gebieter auf Erden anerkenne, Der König hob sie auf und umarmte sie. Das Volk schrie: »Weihnacht!« denn es glaubt, indem es seine Herrscher so einig, so jung, so schön erblickte, daß die beiden Schutzengel Frankreichs die Rechte und die Linke Gottes verlassen hätten.

Die Herren beurlaubten sich hierauf von dem König und der Königin, um sich in ihre Hôtels zurück zu ziehen; nur die blieben bei ihnen, welche zu ihrem Hofstaate gehörten. Das Volk harrte noch vor dem Palaste aus und schrie so lange Weihnacht, bis der letzte Page hinter dem letzten Ritter eingezogen war. Dann schloß sich das Thor, die Fackeln zerstreuten sich oder verlöschten allmählig, Und die Menge verlief sich durch die tausend Straßen, welche sich, wie die Adern des Körpers, durch alle Richtungen der Hauptstadt hinziehen. Bald war der Lärmen nur noch ein Gemurmel, doch auch dies verstummte endlich ganz. Eine Stunde später war Alles Schweigen und Finsterniß.

Wir verbreiteten uns etwas ausführlich über den Einzug der Königin Isabelle in Paris, über die Personen, welche sie begleiteten

und über die Feste, welche bei dieser Gelegenheit gegeben wurden; das aber nicht blos, um dem Leser einen Begriff von den Sitten und Gebräuchen jener Zeit zu geben, sondern auch, um zu zeigen, wie, gleich dem ersten schwachen Quell der Flüsse, schwach und schüchtern jene verderbliche Liebe, jener tödtliche Haß entstanden, die sich von dort herschreiben. Jetzt werden wir sie erblicken, wie sie bei jedem Winde sich regen, unter Stürmen und Widerwärtigkeiten anwachsen, und wie sie Frankreich so tiefe Wunden schlugen, wie ihr Uebermaaß jene unglückselige Regierung bezeichnete.



II.

Es giebt wohl keinen Romanschreiber oder Historiker, der nicht seine Betrachtungen über große Wirkungen aus geringen Ursachen angestellt hätte, und in der That ist es auch unmöglich, die Falten des Herzens oder die Tiefen der Geschichte zu erforschen, ohne darüber zu erschrecken, wenn man sieht, wie leicht ein unbedeutender Umstand, der unbemerkt vorüberging, als er sich zutrug, nach einer gewissen Zeit eine Katastrophe für ein Menschenleben oder für ein ganzes Reich sogar werden kann. Es ist daher auch für den Dichter, wie für den Philosophen vom höchsten Interesse, nach der vollendeten Katastrophe in deren Tiefe hinabzusteigen, wie in den Krater eines ausgebrannten Vulkanes, und sie dann in allen ihren Windungen und Verzweigungen bis zur Quelle zu verfolgen. Wahr ist es, daß die, welche durch ihren Geist zu dergleichen Forschungen getrieben werden, und sich ihnen mit Ausdauer und Leidenschaft hingeben, dabei Gefahr laufen, allmählig ihre ältern Begriffe gegen neuere umzutauschen, und je nachdem sie von der Flamme der Wissenschaft oder dem Sterne des Glaubens sich leiten lassen, werden sie aus gottesfürchtigen Leuten Atheisten, oder aus Irreligiösen Gläubige; denn in der Verkettung der Umstände glaubt der Eine die phantastische Laune des Zufalls, der Andere die leitende Hand Gottes zu sehen. Der Eine sagt mit Hugo Foscolo: »Verhängniß«, der Andere mit Sylvio Pellico: »Vorsehung.« Dadurch sprechen sie die beiden Worte aus, welche man auch durch: »Verzweiflung« und »Ergebung« bezeichnen könnte.

Wahrscheinlich durch die Verachtung dieser kleinen Umstände und sorgsamem Nachforschungen haben unsere neuern Historiker uns das Studium unserer Geschichte so trocken und ermüdend gemacht. In der Organisation der menschlichen Maschine sind nicht die Lebensorgane das Interessanteste, sondern die Muskeln, welche durch sie die Kraft erhalten und durch die zahllose Verzweigung der Adern ihnen das Blut zuführen.

Dem oben ausgesprochenen Tadel wollten wir uns entziehen und laden dadurch vielleicht den entgegengesetzten auf uns; aber es ist unsere Ueberzeugung, daß keine Stufe der Jacobsleiter übersprungen werden darf, daß jedes Ereigniß mit einem früheren zusammenhängt, und so viel es in unserer Gewalt steht, werden wir daher nie den Faden zerreißen lassen, der die kleinen Ereignisse mit den großen Katastrophen verknüpft, und unsere Leser dürfen ihm daher nur folgen, um sich durch die Irrgewinde des Labyrinthes zu finden.

Diese Erklärung schien uns nöthig beim Anfange eines Kapitels, das man sonst vielleicht als fremd für das betrachten möchte, was wir beschrieben, und ohne Zusammenhang mit dem, was kommen wird. Freilich würde man den Irrthum bald bemerkt haben, aber die Erfahrung macht uns zittern, daß man uns nach einzelnen Theilen beurtheil, ehe man uns ganz hat kennen lernen. Nach dieser Erklärung nun kehren wir zu unserm Gegenstande zurück.

Fürchtet der Leser nicht, sich mit uns in die öden, finstern Straßen von Paris zu wagen, so führen wir ihn an die Ecke der rue Coquillière und der rue du Séjour. Kaum dort angelangt, sehen wir durch eine Seitenthür des Hôtel de Touraine, welches später das Hôtel Orleans wurde, einen Mann heraustreten, der in einen weiten Mantel gehüllt war, dessen Kappe ihm über das Gesicht fiel, und deren man sich in jener Zeit bediente, wenn man unbekannt bleiben wollte. Nachdem dieser Mensch stehen geblieben war, um die zehn Glockenschläge zu zählen, welche eben von der großen Uhr des Louvre herüber tönten, erinnerte er sich ohne Zweifel, daß diese Stunde gefährlich sei, denn um nicht unvorbereitet zu sein, zog er das Schwert aus der Scheide, stützte die Spitze auf den Boden und bog die Klinge hin und her, als wolle er sich ihrer Tüchtigkeit versichern. Ohne Zweifel zufrieden mit dieser Prüfung, trat er seinen Weg an, in dem er mit dem Schwerte Funken aus den Steinen schlug und halb laut ein Lied vor sich hin summte.

Wir wollen ihm durch die rue des Etuves folgen, können es aber nur langsam thun, denn an dem Heiligenbilde der Ecke blieb er stehen, ein Gebet zu sprechen; nach dessen Beendigung fuhr er in

seinem Gesange fort, wo er stehen geblieben war, verfolgte die rue Saint Honoré und sang immer leiser, je mehr er sich der rue la Ferronnerie näherte; in dieser angelangt, verstummte er ganz und ging leise an der Mauer des Kirchhofs der Saints Innocens hin; als er ungefähr Dreiviertel derselben zurückgelegt hatte, wendete er sich plötzlich, ging quer über die Straße, blieb vor einer niedrigen Thür stehen und that drei leise Schläge daran. Er schien erwartet worden zu sein, denn man antwortete ihm so gleich:

»Seid Ihr es, Meister Ludwig?«

Auf seine bejahende Antwort öffnete sich behutsam die Thür und schloß sich sogleich hinter ihm.

In dem Hause blieb die Person, die wir hier Meister Ludwig nennen hören, stehen, steckte das Schwert wieder in die Scheide, warf seinen Mantel über der Führerin Arm und erschien in einem einfachen, aber eleganten Kleide. Sein Anzug war der eines Stallmeisters aus gutem Hause, es bestand aus einem Barett von schwarzem Sammt und einem Wamms von demselben Stoff und gleicher Farbe; die Aermel waren vom Handgelenke bis zur Schulter aufgeschlitzt und ließen enganliegende grüne Unterärmel sehen; ein enganliegendes Beinkleid von violettem Zeuge vollendete den Anzug. Auf dem einen Schenkel trug er ein Wappen mit drei goldenen Lilien und darüber eine herzogliche Krone.

Als Meister Ludwig sich von dem Mantel befreit sah, widmete er, obgleich er weder Licht noch Spiegel hatte, einige Augenblicke seiner Toilette, und erst, nachdem er sein Collet glatt gezogen und sich die Haare aus der Stirn gestrichen hatte, daß sie glatt und anmuthig auf die Schultern herabfielen, sagte er in leichtem Tone:

»Guten Abend, Amme Jehanna; Ihr seid eine gute Wächterin, ich danke. Was macht Eure junge Gebieterin?«

»Sie wartet Eurer!«

»Es ist gut, hier bin ich. In ihrem Kämmerlein, nicht wahr?«

»Ja, Meister.«

»Ihr Vater?«

»Schläft.«

»Gut!«

Die Spitze seines Schnabelschuhes traf in diesem Augenblicke die erste Stufe der Wendeltreppe, welche in die obern Stockwerke des Hauses führte, und obgleich es ganz dunkel war, stieg er die Treppe mit einer Leichtigkeit hinauf, welche zeigte, daß er hier bekannt sei. Im zweiten Stockwerk angelangt, sah er durch eine angelehnte Thür einen Lichtstrahl fallen; so gleich näherte er sich, drückte sie vollends auf und befand sich in einem Gemache, dessen Geräthe den Mittelstand verriethen.

Der unbekannte war auf den Zehen und unbemerkt eingetreten, und konnte so einen Augenblick das anmuthige Gemälde betrachten, das sich ihm darbot.

Neben einem Säulenbett mit Gardinen von grünem Seidenzeuge kniete ein junges Mädchen vor einem Betpulte; sie trug ein langes weites Gewand, dessen bis zur Erde herabhängende Aermel schön gerundete Arme und zarte weiße Hände erblicken ließen, auf denen in diesem Augenblicke ihr Haupt ruhte; ihre langen, blonden Haare fielen in gefälligen Ringeln über die Schultern bis zu dem Boden. In ihrer ganzen Erscheinung lag etwas so Einfaches, so Himmlisches, so Aetherisches, daß man sie für ein Wesen aus einer andern Welt hätte halten können, wenn nicht unterdrücktes Schluchzen die Erdentochter verrathen hätte, das Weib, das geboren und erschaffen ist, um zu leiden.

Als der Unbekannte diese Thränen hörte, machte er eine Bewegung, und das junge Mädchen sah sich um. Regungslos blieb er stehen, als er sie so traurig und blaß erblickte.

Sie stand auf und näherte sich langsam dem schönen jungen Manne, den sie schweigend und verwundert kommen sah. Einige Schritte vor ihm blieb sie stehen und beugte ein Knie vor ihm.

»Was macht Ihr, Odette zu fügte er; »was bedeutet diese Stellung zu »Es ist die«, erwiderte sie traurig, »welche einem armen Kinde, wie ich bin, einem großen Prinzen, wie Sie, gegenüber, gebührt.«

»Träumt Ihr, Odette?«

»Wollte der Himmel, daß ich träumte, gnädiger Herr, und daß ich beim Erwachen wieder wäre, wie damals, ehe ich Euch sah, ohne

Thränen im Auge, ohne Liebe im Herzen.«

»Meiner Treu, Ihr seid nicht gescheidt, oder es hat Euch Jemand eine Lüge aufgeheftet. Kommt!« Bei diesen Worten umschlang er das junge Mädchen mit seinen Armen und zog es empor; sie aber beugte den Oberkörper zurück und wehrte ihn mit beiden Händen von sich ab, ohne sich jedoch von ihm frei machen zu können.

»Ich bin nicht verrückt, gnädiger Herr!« fuhr sie fort, »und Niemand hat mir eine Lüge gesagt. Ich sah Euch.«

»Und wo?«

Bei dem Zuge, als Ihr mit der Frau Königin sprachet, und ich habe Euch wiedererkannt, obgleich Ihr sehr prachtvoll gekleidet waret, Monseigneur.«

»Ei, Ihr täuscht Euch, Odette, irgend eine Aehnlichkeit führt Euch irre.«

»Ja, ich habe es auch glauben wollen und hätte es vielleicht auch geglaubt, aber ein anderer Herr kam und sprach mit Euch, und ich erkannte in ihm den, der vorgestern mit Euch hier war, den Ihr Euern Freund nanntet, und von dem Ihr mir sagte, er stände mit Euch im Dienste des Herzogs von Touraine.«

»Peter von Craon?«

»Ja, ich glaube, das ist der Name, den man mir nannte. Nach einer Pause fuhr sie dann traurig fort:

»Ihr habt mich nicht gesehen, Monseigneur, denn Ihr hattet nur Augen für die Königin, Ihr hörtet den Schrei nicht, den ich ausstieß, als ich ohnmächtig wurde und zu sterben glaubte, denn Ihr hörtet nur die Stimme der Königin, und das ist ganz natürlich, denn sie ist so schön! – Ach mein Gott, mein Gott!«

Bei diesen Worten brach das arme Kind abermals in einen Strom von Thränen aus.

»Nun gut, Odette«, sagte der Herzog, »was thur's, wer ich bin, wenn Du mich nur liebst?«

»Was das thut, Monseigneur?« sagte Odette, indem sie sich aus seinen Armen befreite. Was das thut, fragen Sie? Ich begreife Sie nicht.«

Wie erschöpft durch diese Anstrengung ließ sie den Kopf auf ihre Brust sinken und betrachtete da bei den Herzog.

»Und was wäre aus mir geworden«, sagte sie, »wenn ich, Euch für meines Gleichen haltend und in der Hoffnung, daß Ihr mich heirathen würdet, Euch nachgegeben hätte, als Ihr mich auf den Knieen darum batet? Ihr hättet mich heut Abend todt gefunden. Ach, Ihr würdet mich aber bald vergessen haben: die Königin ist so schön!«

»Nun ja, Odette«, sagte der Herzog, »ich habe Dich getäuscht, indem ich Dir sagte, daß ich nur ein Stallmeister sei. Ich bin der Herzog von Touraine, es ist wahr.«

Odette stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Aber sag' mir«, fuhr der Herzog fort, »liebst Du mich nicht mehr, reich und glänzend, wie Du mich gestern sahest, als einfach, wie Du mich jetzt hier siehst?«

»Ich, gnädiger Herr, ich liebe Sie nicht, liebe Sie gar nicht.«

»Wie! aber Du hast mir doch zwanzig Mal gesagt? –«

»Ich würde den Stallmeister Ludwig lieben«, fiel Odette ein, ich würde den lieben, der von gleichem Stande mit der armen Odette von Champsdivers ist; ich würde ihn lieben, daß ich lächelnd mein Blut und Leben für ihn hingäbe, und aus Pflicht thäte ich dies auch für den Herrn Herzog von Touraine. Aber was machte mit meinem Leben, meinem Blute der edle Gemahl der Madame Valentine von Mailand, der galante Ritter der Königin Isabelle von Bayern?«

Der Herzog wollte etwas antworten, als die Amme ganz bestürzt herein trat. »Ach, mein armes Kind«, sagte sie auf Odette zueilend, »was wollen sie mit Dir anfangen?«

»Wer denn?« fragte der Herzog.

»Ach, Meister Ludwig, man will. Odette holen.«

»Und wohin?«

»An den Hof.«

Der Herzog runzelte die Stirn.

»An den Hof?« Er sah Odette an. – »Und wer läßt sie holen, wenns Euch gefällig ist?« fragte er mit mißtrauischem Blicke auf

Jehanna.

»Madame Valentine von Mailand.«

»Meine Frau?« rief der Herzog verwundert.

»Seine Frau?« wiederholte Johanna voll Staunen,

»Ja, seine Gemahlin«, sagte Odette, indem sie die Hand auf die Schulter ihrer Amme stützte. »Es ist der Bruder des Königs, den Du siehst. Er hat eine Gemahlin, und lachend wird er ihr gesagt haben: da in der Straße la Ferronnerie, dem Kirchhofe der Saints Innocens gegenüber wohnt ein armes Mädchen, das mich alle Abende bei sich sieht, während ihr alter Vater – o, es ist wunderbar, wie sie mich liebt!« – Odette lachte bitter; »das hat er ihr gewiß gesagt, und jetzt will sie mich sehen.«

»Odette«, fiel der Herzog heftig ein, »ich will sterben, wenn dem so ist! Hunderttausend Livres hätt' ich im Spiel verlieren wollen, wenn das nicht so gekommen wäre! Ich schwöre es Dir, daß ich nicht weiß, wer mein Geheimniß entdeckte, aber wehe Jedem, der mich hintergangen hat!« – Er machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

»Wohin wollen. Sie gehen, Monseigneur?« fragte Odette.

»Niemand in meinem Hôtel hat das Recht, Befehle zu ertheilen, als ich allein, und ich will den Leuten, die unten sind, gebieten, sich auf der Stelle zu entfernen.«

»Ihr seid Herr, zu thun, was Ihr Monseigneur; aber diese Leute werden Euch erkennen und Madame Valentine sagen, daß Ihr hier seid was sie jetzt vielleicht noch nicht weiß; sie würde mich für strafbarer halten, als ich jetzt noch bin, und dann wär' ich rettungslos verloren.«

»Aber Du gehst nicht nach dem Hôtel Touraine?«

»Im Gegentheil, Monseigneur, ich muß es. Ich werde Madame Valentine sehen, und wenn sie nur noch Verdacht hat, gesteh' ich ihr Alles. Dann fall' ich ihr zu Füßen, und sie wird mir verzeihen. Euch, Monseigneur, wird sie auch verzeihen, und Eure Freisprechung wird leichter zu erlangen sein, als die meinige.«

»Thu', was Du willst, Odette«, sagte der Herzog, »Du hast stets

Recht und bist ein Engel.«

Odette lächelte traurig und gebot Jehanna durch ein Zeichen, ihr einen Mantel zu geben.

»Und auf welche Weise willst Du nach dem Hôtel kommen?« fragte der Herzog.

»Die Leute haben eine Sänfte bei sich«, erwiderte Johanna, indem sie Odette den Mantel um hing.

»Auf jeden Fall wach' ich über Dich«, sagte der Herzog,

»Gott hat es schon gethan, Monseigneur«, erwiderte sie, »und ich hoffe, er wird es auch ferner thun.«

Bei diesen Worten grüßte sie den Herzog mit Ehrfurcht und Würde, und ging die Treppe hin ab. »Hier bin ich, meine Herren«, sagte sie zu den Männern, die ihrer warteten. »Ich stehe zu Euerm Befehl; führt mich, wohin Ihr wollt.«

Der Herzog blieb einen Augenblick schweigend und regungslos an der Stelle, wo Odette ihn verlassen hatte. Dann eilte er aus dem Gemache und die Treppe hinab. An der Hausthür blieb er einen Augenblick stehen, zu sehen, welche Richtung die Leute mit der Sänfte eingeschlagen hätten. Er sah fiel zwischen zwei Fackeln der rue Saint Honoré zuführen und lief hierauf durch die rue Saint Denis, dann durch die rue aux Fers und gelangte durch die Kornhalle zeitig genug nach dem Hôtel Touraine, um den Zug am äußersten Ende der rue des Etuves zu erblicken. Ueberzeugt, daß er ihr um einige Minuten zuvorgekommen war, kehrte er durch die erwähnte Seitenthür in den Palast zurück, erreichte sein Gemach, warf sich hastig in andere Kleider, und eilte in ein Kabinet, das an das Schlafgemach der Madame Valentine grenzte, und von wo aus er Alles sehen konnte, was in deren Zimmer vorging. Madame Valentine ging, wie es schien, etwas mit Ungeduld erwartend, im Zimmer auf und nieder; beim geringsten Geräusch wendete sie den Blick der Eingangsthür zu, und ihre schönen schwarzen Augenbrauen, die einen regelmäßigen Bogen bildeten, wenn ihr Gesicht ruhig war, zogen sich voll Heftigkeit zusammen. Sie war reich und sehr zu ihrem Vortheil gekleidet; dennoch ging sie von Zeit zu Zeit vor einen Spiegel und zwang ihr Gesicht zu einem Ausdruck

der Sanftmuth, welche sonst den Hauptcharakter ihrer Züge bildete. Dann ordnete sie etwas an ihrem Kopfputze, denn sie wollte doppelt das Mädchen vernichten, das es wagte, ihre Nebenbuhlerin zu sein: sowohl durch ihre Würde und ihren Rang, als durch den Glanz ihrer Schönheit.

Endlich hörte sie wirklich ein Geräusch in ihrem Vorgemache, blieb horchend stehen, legte eine Hand an die Stirn und suchte mit der andern einen Stützpunkt auf der Lehne eines geschnitzten Sessels; denn ihre Augen verdunkelten sich und sie fühlte ihre Kniee zittern. Endlich öffnete sich die Thür und ein Diener meldete, daß das junge Mädchen, welches die Herzogin zu sehen verlangte, draußen warte. Die Herzogin gab ein Zeichen, daß sie zu ihrem Empfange bereit sei.

Odette hatte im Vorzimmer ihren Mantel gelassen und erschien daher in dem einfachen Anzug, den wir bereits beschrieben haben, ihre langen Haare jedoch hatte sie geflochten, und so fielen sie ihr über die Brust bis auf das Knie herab. Sie blieb an der Thür stehen, die sich hinter ihr wieder schloß.

Die Herzogin blieb stumm und regungslos vor dieser weißen und reinen Erscheinung stehen; sie staunte, das junge Mädchen, von dem sie sich ohne Zweifel einen andern Begriff gemacht hatte, so bescheiden und würdig zu sehen. Endlich fühlte sie, daß sie zuerst sprechen müsse und sagte mit zittern der Stimme: »Tritt näher!«

Odette trat mit niedergeschlagenen Augen, doch ruhiger Stirn näher; drei Schritt vor der Herzogin ließ sie sich auf ein Knie nieder.

»Du bist es also«, fuhr Madame Valentine fort, »die mir die Liebe Monseigneur's entziehen will, und die nun glaubt, Du dürftest nur vor mir niederknien, um meine Verzeihung zu erlangen?«

Odette erhob sich lebhaft, und brennende Röthe überzog ihr Gesicht.

»Ich beugte ein Knie, Madam«, sagte sie, »nicht, damit Ihr mir verzeihen solltet, denn, Dank sei es dem Himmel, ich habe mir gegen Euch nichts vorzuwerfen. Ich beugte ein Knie, weil Ihr eine große Prinzeß seid und ich nur ein armes Mädchen bin; jetzt aber, da ich Eurem Range die Ehre erzeugt habe, spreche ich aufrecht mit

Euch. Eure Hoheit wollen mich befragen, und ich bin bereit zu antworten.«

Madame Valentine war auf diese Ruhe nicht gefaßt; sie begriff, daß nur die Unschuld sie zeigen oder die größte Frechheit sie erheucheln konnte. Sie sah die schönen lichtblauen Augen, durch die man bis auf den Grund ihres Herzens blicken zu können schien, und fühlte, daß dieses Herz rein sein müsse, wie das der heiligen Jungfrau. Die Herzogin von Touraine war gut; das erste Gefühl italienischer Eifersucht, das sie handeln und sprechen ließ, verschwand, sie reichte Odette die Hand und sagte mit unbeschreiblicher Sanftmuth der Stimme: »Komm!«

Dieser Wechsel im Ton und Wesen der Herzogin brachte bei dem armen Mädchen eine plötzliche Umwandlung hervor. Sie hatte sich gegen den Zorn, aber nicht gegen die Milde gewaffnet. Sie nahm die Hand der Herzogin und heftete ihre Lippen darauf.

»Ach«, sagte sie schluchzend, »ich schwöre es Euch, es ist nicht meine Schuld. Er kam zu meinem Vater als ein einfacher Stallmeister des Herzogs von Touraine, unter dem Vorwand, Pferde für seinen Gebieter zu kaufen. Ich sah ihn! Er ist so schön! Ich betrachtete ihn ohne Arg, denn ich hielt ihn für meines Gleichen. Er trat zu mir und redete mich an. Nie hatte ich eine so sanfte Stimme gehört, oder höchstens in meinen Kinderträumen, als noch die Engel zu mir herabstiegen. Ich wußte nichts, weder daß er verheirathet, noch daß er Prinz, noch daß er Herzog sei. Hätt' ich gewußt, daß er Euer Gemahl sei, hätt' ich Euch so schön und prächtig gekannt, als Ihr seid, dann hätt' ich gleich gesehen, daß er sich nur über mich lustig mache, aber jetzt hab' ich Alles gesagt: er hat mich nie geliebt – und ich – lieb' ihn nicht mehr!«

»Armes Kind«, sagte Valentine, sie betrachtend, »armes Kind, das Du sagst, ihn geliebt zu haben, und nun glaubt, ihn vergessen zu können!«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich ihn vergessen würde«, erwiderte Odette traurig, »nur daß ich ihn nicht mehr lieben würde; denn man kann nur seines Gleichen lieben, man kann nur einen Mann lieben, dessen Weib man werden kann. Ach, gestern, gestern, als ich ihn

bei dem prächtigen Zuge und in der funkelnden Kleidung erblickte; als ich Zug für Zug den Ludwig, den ich für den meinigen hielt, als Ludwig Herzog von Touraine er kannte, der Euch gehört, ach, da glaubt' ich, das schwör' ich Euch zu, daß ein böser Zauber auf mir laste, und daß meine Augen mich täuschten. Er sprach, und ich hörte auf zu athmen und zu leben, um zu hören. Es war eine Stimme. Er sprach mit der Königin. Ach, die Königin!«

Odette zitterte krampfhaft, und die Herzogin erbleichte.

»Haßt Ihr nicht die Königin?« fügte Odette mit einem Schmerz hinzu, der sich ohnmöglich beschreiben läßt.

Madame Valentine drückte lebhaft ihre Hand auf den Mund des jungen Mädchens.

»Still, Kind«, sagte sie; »Madame Isabelle ist unsere Herrin. Gott hat sie uns zu unserer Gebieterin gegeben, und wir müssen sie lieben.«

»Das sagte mir mein Vater auch«, erwiderte Odette, »als ich gestern sterbend nach Haus kam und ihm gestand, daß ich die Königin nicht liebte.«

Die Augen der Herzogin hefteten sich auf Odette mit dem lebhaftesten Ausdruck der Sanftmuth und Güte. In diesem Augenblicke erhob das junge Mädchen schüchtern den Blick; ihre Augen trafen sich, die Herzogin öffnete ihre Arme, Odette sank ihr zu Füßen und küßte ihre Kniee.

»Jetzt hab' ich Dir nichts mehr zu sagen«, sagte Madame Valentine. »Versprich mir, ihn nicht mehr zu sehen, das ist Alles.«

»Das kann ich Euch leider nicht versprechen, Madame, denn der Herzog ist reich und mächtig, und wenn ich in Paris bleibe, kann er bis zu mir dringen, und wenn ich mich von hier entferne, mich verfolgen; ich darf Euch daher nicht versprechen, ihn nicht wiederzusehen. Aber ich kann Euch schwören, zu sterben, wenn ich ihn gesehen habe.«

»Du bist ein Engel«, sagte die Herzogin, »und ich würde einiges Glück auf dieser Welt hoffen, wenn Du mir verspricht, für mich zu Gott zu beten.«

»Gott für Euch bitten, Madame! seid Ihr nicht eine jener glücklichen Prinzessinnen, deren Pathe eine gütige Fee war? Ihr seid jung, schön, mächtig, und es ist Euch erlaubt, ihn zu lieben.«

»Dann bete zu Gott, daß er mich liebe.«

»Ich werde es versuchen«, sagte Odette.

Die Herzogin nahm eine kleine silberne Pfeife, die auf dem Tische lag, und pfiß. Bei diesem Rufe erschien derselbe Diener, welcher Odette eingelassen hatte, und öffnete die Thür.

»Führe dies junge Mädchen nach ihrer Wohnung zurück«, sagte die Herzogin, »und behüte sie vor jedem Unfall. Odette«, fügte sie hinzu, »bedürftest Du jeder Hilfe oder Unterstützung, so komm zu mir.« Dabei reichte sie ihr die Hand, wie einer Schwester.

»Ich werde jetzt nur noch wenig in der Welt bedürfen«, sagte sie, »aber gewiß denk' ich an Euch, auch ohne daß ich Eurer Hilfe bedarf.«

Sie neigte sich vor der Herzogin und ging.

Allein geblieben, setzte sich Madame Valentine, ihr Haupt sank auf die Brust, sie verfiel in tiefes Sinnen. Schon hing sie so ihren Gedanken einige Minuten nach, als die Thür des Kabinettes sich leise öffnete. Der Herzog trat ein, ohne gehört zu werden, näherte sich seiner Gemahlin, ohne daß sie ihn bemerkte, und stützte sich auf die Lehne des Stuhles, auf dem sie saß. Als er nach einigen Augenblicken sah, daß sie ihn noch immer nicht wahrte, nahm er eine prachtvolle Perlenschnur vom Halse, hielt sie über das Haupt der Herzogin, und ließ sie auf deren Schultern hinabfallen. Valentine stieß einen Schrei aus, erhob das Haupt und sah den Herzog.

Der Blick, den sie auf ihn warf, war ausdrucksvoll und forschend, aber er hatte sich darauf vorbereitet und hielt ihn lächelnd aus, als wüßte er von dem Vorgefallenen nichts; ja noch mehr, als die Herzogin das Haupt senkte, faßte er sie unter das Kinn, hob ihr den Kopf in die Höhe, drückte ihn sanft hinten über, und zwang sie so, ihn noch einmal anzusehen.

»Was wollt Ihr von mir, Monseigneur?« sagte Valentine.

»Es ist wahrlich eine Schande für den Orient« sagte der Herzog,

indem er die Perlenschnur, die er seiner Frau geschenkt hatte, nahm und ihr leise damit die Lippen trennte. »Das ist eine Schnur, die mir der König von Ungarn, Sigismund von Luxemburg, wie ein wahres Wunder schickt. Er glaubt mir ein kaiserliches Geschenk zu machen, und ich habe weißer, schönere Perlen, als die seinigen.«

Valentine seufzte, aber der Herzog schien es nicht zu bemerken.

»Wißt Ihr wohl, meine schöne Herzogin«, sagte er, »daß ich nichts gesehen habe, was Euch gleich käme, und daß ich ein glücklicher Mensch bin, einen solchen Schatz von Schönheit zu besitzen. Vor einigen Tagen rühmte mir mein Oheim von Berry so laut, die schönen Augen der Königin, die ich bis dahin noch nicht bemerkt hatte, daß ich gestern die Nähe, in die mein Rang mich zu ihr führte, benutzte, sie zu betrachten.«

»Nun, und?« sagte Valentine.

»Nun, und – ich erinnerte mich, zwei Augen gesehen zu haben – freilich weiß ich nicht mehr genau wo, – welche keck den Vergleich mit denen der Königin aushalten können. Seht mich jetzt an – ja – so. Es war in Mailand, wo ich sie sah, im Palaste des Herzogs Galeas. Sie glänzten unter den schönsten schwarzen Augenbrauen, welche je der Pinsel eines italienischen Malers einem Gesichte verlieh. Sie gehörten einer gewissen Valentine an, welche die Frau eines gewissen Herzogs von Touraine geworden ist, der, wie man eingestehen muß, ein solches Glück nicht verdiente.«

»Und glaubt Ihr, daß dies Glück, ihm sehr groß scheint?« sagte Valentine, indem sie ihn mit einem Ausdruck der Liebe und Traurigkeit ansah. Der Herzog ergriff ihre Hand und legte sie auf sein Herz; Valentine wollte sie ihm entziehen; der Herzog hielt sie zwischen den einigen zurück, zog einen brillantenen Ring vom Finger und steckte ihn seiner Gemahlin an.

»Was soll der Ring?« fragte Valentine.

»Er gehört Euch von Rechtswegen, meine schöne Herzogin«, erwiderte der Herzog, »denn Ihr seid es, durch die ich ihn gewann. Ich muß Euch das erzählen.«

Der Herzog verließ hierbei den Platz hinter dem Sessel seiner Gemahlin, den er bis jetzt inne gehabt hatte, nahm ein Tabouret,

setzte sich zu ihr und stützte seine Arme auf die ihres Lehnstuhls.
»Ja, gewonnen«, wiederholte er, »und zwar von dem armen Coucy.«

»Wie das?«

»Ihr müßt wissen, und ich rathe Euch, ihm Euern Zorn zu bewahren, daß er behauptete, ein Paar Hände gesehen zu haben, die fast eben so schön gewesen wären, wie die Eurigen.«

»Und wo hat er sie gesehen?«

»Als er ein Pferd kaufen wollte in der rue la Ferronnerie.«

»Und bei wem?«

»Bei der Tochter eines Pferdehändlers.«

Ihr fühlt wohl, daß ich die Möglichkeit leugnete. Er vertheidigte, was er aus Eigensinn behauptete, so daß wir zuletzt wetteten, er diesen Ring und ich dies Perlenhalsband.«

Valentine sah den Herzog an, als wolle sie in dem Grunde seiner Seele lesen; er aber fuhr fort:

»Ich verkleidete mich hierauf als Stallmeister, dies Wunder zu sehen; ich ging zu dem alten Champ-Divers, und kaufte für einen wahnsinnigen Preis die beiden schlechtesten Gäule, welche je ein Ritter, der eine Herzogskrone trägt, zur Strafe seiner Sünden bestiegen hatte. Ich sah aber auch die Göttin mit den weißen Armen, wie der göttliche Homer gesagt haben würde. Man muß gestehen, Coucy war kein so großer Narr, wie ich Anfangs glaubte; es ist ein Wunder, wie eine so schöne Blume in einem solchen Garten wachsen kann. Indessen, meine schöne Herzogin, erkannte ich mich nicht für besiegt; im Gegentheile vertheidigte ich die Ehre der Dame meines Herzens. Coucy blieb bei seiner Behauptung. Kurz, wir gingen zu dem König, diesen um die Erlaubniß zu einem Kampfspiel zur Entscheidung unsere Streites zu bitten, aber es wurde ausgemacht, daß Peter von Graon, ein ausgezeichnete Richter in dieser Sache dieselbe entscheiden solle. Wir gingen, ich glaube es war vor drei Tagen, mit einander zu dem schönen Kinde und bei meiner Ehre, Craon ist ein vor trefflicher Richter, denn Ihr seht den Ring an Eurem Finger. Was sagt Ihr zu dieser Geschichte?«

»Daß ich sie schon kannte«, sagte Valentin, indem sie ihn wieder

zweifelnd ansah.

»So?« fragte der Herzog, »wie denn das? Coucy ist ein zu galanter Ritter, als daß er eine solche Mittheilung hätte machen können.«

»Auch erfuhr ich es nicht von ihm.«

»Von wem denn?« sagte Ludwig mit dem Tone erzwungener Gleichgültigkeit.

»Von Eurem Kampfrichter!«

»Von Messire Peter Craon? So!«

Der Herzog zog die Stirn in düstere Falten, seine Zähne schlugen auf einander, aber sogleich sagte er gefaßt:

»Ja, Peter weiß, daß ich ihm sehr gewogen bin, und da hat er ohne Zweifel auch Eure Gunst erlangen wollen. Vortrefflich! – Aber findet Ihr nicht, daß es schon sehr spät ist, von solchen eitle Dingen zu plaudern? Bedenkt, daß der König uns morgen zum Frühstück erwartet, daß dann ein Kampfspiel folgt, in welchem ich mit meiner Lanz beweisen will, daß Ihr die Schönste seid, und da dort Peter von Craon nicht mein Kampfrichter ist. Bei diesen Worten ging der Herzog zur Thür und schob den hölzernen, mit Sammt bekleideten und mit goldnen Lilien geschmückten Riegel vor, der bestimmt war, sie von innen zu verschließen. Valentine folgte ihm mit den Augen, und als er zu ihr zurückkehrte, stand sie auf und schlang ihre Arme um seinen Hals.

»Ach, Monseigneur«, sagte sie, »Ihr seid sehr strafbar, wenn Ihr mich täuscht.«

III.

Am folgenden Tage fand der Herzog von Touraine sehr früh auf und begab sich in den Palast, wo er den König Carl im Begriffe stand, die Messe zu hören. Der König, der ihn sehr liebte, trat ihm mit feinem gutmüthigen Gesichte lächelnd entgegen, aber er bemerkte, daß der Herzog seinerseits sehr traurig schien. Das beunruhigte ihn, er reichte ihm die Hand, sah ihn fest an und fragte ihn: »Schöner Bruder, sagt mir, was Euch betrübt, denn Ihr scheint mir sehr niedergeschlagen.«

»Monseigneur«, sagte der Herzog, »ich habe dazu wohl Ursache.«

»Kommt«, sagte der König, indem er ihn beim Arme nahm und in ein Fenster führte, »sagt es uns, denn wir wollen es wissen, und wenn Euch Jemand Unrecht hat, so laßt es unsere Sorge sein, Euch Gerechtigkeit zu gewähren.«

Der Herzog von Touraine erzählte nun den Auftritt des vergangenen Abends, den wir unsern Lesern geschildert haben. Er sagte ihm, wie Peter von Craon sein Vertrauen verrieth, indem er Madame Valentine seine Geheimnisse, und zwar in böser Absicht mittheilte. Als er dann sah, daß der König seinen Unwillen theilte, fügte er hinzu: »Monseigneur, bei der Treue, die ich Euch schuldig bin, schwöre ich Euch, daß ich, wenn Ihr mir gegen diesen Menschen nicht Gerechtigkeit gewährt, ihn noch heute im Angesichte des ganzen Hofes einen Verräther und Lügner nennen werde, und er von keiner andern Hand als der meinigen sterben soll.«

»Das werdet Ihr nicht thun«, sagte der König, »und zwar auf unsere Bitte, nicht wahr? Aber Wir werden ihm sagen lassen, Wir selbst, und zwar spätestens diesen Abend, daß er Unsern Palast verlassen soll, und daß Wir seiner Dienste nicht mehr bedürfen. Dies ist übrigens nicht die erste Klage, die Uns über ihn zukömmt; verschlossen Wir den früheren das Ohr, so geschah es nur aus

Achtung für Euch, und nur, weil er einer Eurer besten Freunde ist. Unser Bruder, der Herzog von Anjou, König von Italien, Sicilien und Jerusalem, wo der Calvarienberg ist – der König bekreuzigte sich – hat, wenn wir ihm glauben können, sich über beträchtliche, ihm entwendete Summen, über ihn zu beklagen. Ueberdies ist er ein Vetter des Herzogs von Bretagne, der sich nicht um Unsern Willen kümmert und Uns dies täglich beweist, in dem er noch nichts von dem erfüllte, was Wir ihm zur Ausführung mit Unterm guten Connetable auferlegt haben. Dann ist es Mir auch eingefallen, daß der schändliche Herzog fortfährt, den Papst von Avignon, welcher der wahre Papst ist, zu verleugnen. Auch schlägt er noch immer, ungeachtet Meines Gebotes, Goldmünze, da doch Vasallen nur Kupfermünzen schlagen dürfen. Dann, mein Bruder«, fuhr der König, der immer aufgebrachter wurde, fort, »weiß Ich aus guter Quelle, daß seine Beamten sich weigern, die Gerichtsbarkeit des Parlaments von Paris anzuerkennen. Er nimmt sogar, und das ist beinahe ein Verbrechen des Hochverrathes, den unbedingten Eid seiner Vasallen an, ohne Vorbehalt. Meiner Oberlehnsherrlichkeit. Alle diese Dinge und viele andere noch machen, daß die Freunde des Herzogs nicht die Meinigen sein können; das geht so weit, daß auch Ihr Euch über Messire Peter von Craon zu beklagen habt, gegen den auch Ich schon Argwohn zu hegen begann. Es sei also heute von nichts die Rede, diesen Abend aber lassen Wir ihm Euern und Meinen Willen kundtun. Was den Herzog von Bretagne betrifft, so ist das eine Angelegenheit des Lehnsherrn mit den Vasallen, und wenn der König Richard Uns den dreijährigen Waffenstillstand zusagt, den wir von ihm gefordert haben, so wollen. Wir wohl sehen, wer Herr in Frankreich ist, ob Er oder Ich, und mag ihn auch Unser Oheim von Burgund, dessen Frau eine Nichte ist, unterstützen.«

Der Herzog dankte dem Könige für den Antheil an der ihm widerfahrenen Beleidigung und wollte eben gehen, aber die Glocke der heiligen Kapelle rief zur Messe, und der König forderte ihn auf, diese mit anzuhören, um so mehr aber, als heut ausnahmsweise der Erzbischof von Rouen, der Messire Wilhelm von Vienne dieselbe lesen und die Königin ihr beiwohnen sollte.

Nach der Messe traten der König Carl, die Königin Isabelle und der Herzog von Touraine in den Festsaal, wo sie alle die Herrn und Damen versammelt fanden, welche ihr Rang, ihre Würde, oder die Gunst des Königs und der Königin zu dem Male beriefen. Das Essen wurde auf der großen Marmortafel serviert, und außerdem war gegen eine der Säulen des Saales der Trinktisch des Königs errichtet, mit goldenen und silbernen Geschirren reich besetzt. Rings um der Tafel zogen sich Barrieren, durch Diener und Hellebardierer besetzt, damit nur die eintreten könnten, welche zum Dienste der Tafel bestimmt waren; aber dieser Vorsichtsmaßregel ungeachtet, drängte das Volk so sehr, daß die Bedienung der hohen Herrschaften kaum möglich war. Als der König, die Prälaten und die Damen sich die Hände in dem silbernen Becken gewaschen hatten, welche die Diener ihnen knieend darreichten, setzten sich zuerst der Bischof von Noyon, welcher den Vorsitz an der Tafel des Königs führt, dann der Bischof von Langres, der Erzbischof von Rouen, und endlich der König. Dieser war in einem hoch rothen, sammtnen Ueberwurf, ganz mit Hermelin besetzt, gekleidet, und hatte auf dem Haupte die Krone von Frankreich; neben ihm saß Madame Isabelle, ebenfalls mit einer goldenen Krone gekrönt. Zur Rechten der Königin saß der König von Armenien, und unter ihm in der Ordnung, wie wir sie nennen, die Herzogin von Berry, die Herzogin von Burgund, die Herzogin von Touraine, Dlle. von Nevers, Dlle. Bomen de Bar, die Dame von Coucy, Dlle. Marie von Harcourt, und endlich die Dame von Sully, die Gemahlin des Messire Guy de la Trimouille.

Außer dieser Tafel gab es noch zwei andere, an welchen die Herzöge von Touraine und Bourbon, von Burg und von Berry den Vorsitz führten, und an denen wohl fünfhundert Damen und Herren Platz gefunden hatten. Das Gedränge war aber so groß, daß man sie kaum bedienen konnte. Was die Gerichte betrifft, sagt Froissard, so waren sie vortrefflich und reichlich, aber ich zähle sie nicht näher auf, sondern spreche nur von den Zwischengerichten, die so wohl angeordnet waren, daß es nicht besser möglich wäre. Diese Art von Schauspielen, welche die Mahlzeit in zwei Hälften schnitt, war damals sehr üblich und beliebt. Sobald der erste Gang beendet war,

erhoben sich die Gäste und nahmen an den Fenstern, auf den Stufen, und selbst auf den Tischen, die zu diesem Behufe dahin gestellt waren, die besten Plätze ein, die sie erlangen konnten. Es war ein großes Gedränge, daß selbst der Balcon, auf dem der König und die Königin sich befanden, von Herren und Damen vollgepfroft war.

Mitten auf dem Schloßhofs hatten Arbeiter, welche schon seit länger als zwei Monaten damit beschäftigt waren, ein großes hölzernes Schloß aufgeführt, das 40 Fuß hoch, und die Flügel mit in begriffen, 60 Fuß breit war. An den vier Ecken hatte es vier Thürme, und in der Mitte einen fünften noch höheren. Dies Schloß stellte die große und feste Stadt Troja, und der hohe Thurm die Burg Ilion vor. Rings um die Mauern waren auf Fahnen die Wappen des Königs Priamus, des stolzen Hector, seines Sohnes, und die der Könige und Prinzen gemalt, die sich mit ihnen in Troja eingeschlossen befanden. Dieses Gebäude ruhte auf vier Rädern, welche von Männern im Innern bewegt wurden, und mit deren Hilfe es jede Richtung annehmen konnte, die zu seiner Vertheidigung nöthig war. Die Geschicklichkeit wurde bald geprüft, denn von zwei Seiten rückten zum Angriffe und sich gegenseitig unterstützend, zugleich ein Thurm und Schiff vor. Der Thurm stellte das Lager, das Schiff die Flotte der Griechen dar; Beide waren mit den Wappen der tapfersten Ritter geschmückt, welche den König Agamemnon begleiteten, von dem leichtfüßigen Achill bis zu dem klugen Ulysses. In dem Schiffe und Thurme befanden sich wohl an zweihundert Männer, und aus einer Stallthür blickte der Kopf des hölzernen Pferdes, das ruhig seine Reihe erwartete, den Schauplatz zu betreten. Aber zur großen Verzweiflung der Zuschauer konnt das Fest nicht bis auf diesen Punkt gedeihen, den in dem Augenblicke, als die Griechen auf der Schiffe und auf dem Thurme, Achill an ihre Spitze, die Trojaner mit der größten Tapferkeit an griffen, die Hector mit bewundernswerthem Mut vertheidigte, ließ sich ein gewaltiges Krachen vernehmen, dem wildes Getöse und Angstgeschrei folgt Eines der Gerüste vor dem Thore des Parlamentgebäudes war unter der Menschenmasse, die es bedeckte, zusammengebrochen.

Wie es bei dergleichen Fällen stets zu sein pflegt, fürchtete Jeder für sich selbst den Unfall, der den Andern betroffen hatte, und schrie, als sei es bereits geschehen. Es entstand daher eine große Verwirrung unter der Masse, und obgleich die König und die Damen, welche auf den steinernen Balcon des Schlosses fanden, nichts zu fürchten hatten, ergriff das panische Schrecken sie dennoch, und sei es nun unüberlegte Furcht vor der Gefahr, vor der sie nicht erreicht werden konnten, sei es, doch sie nicht sehen wollten, was sich unter ihren Auge zutrug, genug, sie wollten eilig wieder in den Speisesaal zurückkehren. Aber hinter ihnen hatte sich eine dichte Reihe von Stallmeistern, Dienern und Pagen aufgestellt, und hinter diesen wieder stand das Volk, welches sich den Eifer, mit dem die Dienerschaft die Fenster säuberte, zu Nutze gemacht, die Gemächer zu füllen. Madame Isabelle konnte daher nicht durch die dichte Masse dringen, und sank erschöpft und halbtodt dem Herzog von Touraine, der neben ihr stand, in die Arme. Der König befahl hierauf, die Spiele zu enden. Die Tafeln, auf denen der zweite Gang eben aufgetragen war, wurden fortgeschafft, die Barrieren niedergedrückt, und die Gäste gewannen dadurch freien Raum, sich zu bewegen. Zum Glück hatte kein ernster Unfall Statt gefunden. Nur die Dame Coucy war leicht beschädigt worden, und Madame Isabelle lag noch immer in Ohnmacht. Man trug sie zu einem einsamen Fenster, das man einschlug, um ihr schneller Luft zu verschaffen, und durch deren Berührung kehrte sie wirklich zum Leben zurück, aber sie war von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sie sich sogleich entfernen wollte. Von den Zuschauern auf dem Hof waren einige getödtet, und andere hatten mehr oder minder schwere Verletzung davon getragen.

Die Königin bestieg demnach ihre Sänfte, und begleitet von den Herren und Damen, diesen Zug von mehr als tausend Pferden bildete begab sie sich durch die Straßen nach dem Hof Saint Paul; der König bestieg unter dem Potau au Change ein Fahrzeug und fuhr die Seine mit den Rittern hinauf, die an dem Kampfspiele Theilnehmen sollten.

Als er in seinem Hôtel anlangte, fand der König ein schönes

Geschenk, welches ihm im Namen der Bürgerschaft von Paris, vierzig von den ersten derselben, darboten.

Sie waren sämmtlich in Tuch von derselben Farbe gekleidet, wie in eine Uniform. Diese Geschenke befanden sich in einer Sänfte, welche man Seidenflor überzogen war, so daß man die Gegenstände erkennen konnte. Es waren vier Töpfe vier Schaaalen und sechs Schüsseln, sämmtlich von massivem Golde und fünfzig Mark schwer.

Als der König erschien, setzten die Träger Sänfte, als Wilde gekleidet, dieselbe mitten im Zimmer nieder; und einer der Bürger, welche ihn begleiteten, kniete vor dem Könige nieder und sagte:

»Sehr theurer Sire, und edler König, Eure Bürger von Paris schenken Euch bei dem freudig Ereignisse Eurer Regierung alle die Sachen, welche sich in dieser Sänfte befinden, und ähnliche werden in diesem Augenblicke auch der Frau Königin und der Frau Herzogin von Touraine überreicht.«

»Wir danken sehr«, erwiderte der König, »diese Geschenke sind schön und reich, und Wir werden Uns bei jeder Gelegenheit derer erinnern, welche sie Uns machten.«

In der That warteten auch zwei ähnliche Sänften bei der Königin und der Herzogin von Touraine. Die der Königin wurde durch zwei Männer getragen, von denen der eine als Bär, der andere als Einhorn verkleidet war, und enthielt eine Wassertonne, zwei Flaschen, zwei Becken, zwei Salznäpfe, sechs Töpfe, sechs Teller, ganz von massivem Gold; und zwölf Lampen, vier und zwanzig Schaaalen, sechs große Schüsseln und zwölf große Becken von Silber, alles zusammen dreihundert Mark schwer.

Was die Träger der Sänfte der Herzogin von Touraine betrifft, so waren sie als Mauren gekleidet, hatten geschwärzte Gesichter, trugen weiße Turbane, und reiche Kleider von Seidenstoff. Die Sänfte enthielt an goldnen Geräthen, ein Becken, einen großen Topf, zwei Confectbüchsen, zwei große Schüsseln, zwei Salznäpfe; und an silbernen Gegenständen, sechs Töpfe, sechs Schüsseln, vier und zwanzig Salznäpfe und vier und zwanzig Tassen; das Gewicht an Gold und Silber betrug an zweihundert Mark. Der ganze Werth der

sämmtlichen Geschenke betrug, nach Froissard, sechzigtausend Goldkronen.

Indem die Bürger der Königin diese prachtvollen Geschenke darbrachten, hatten sie die Hoffnung, ihre Gnade zu gewinnen und sie zu bestimmen, ihr Wochenlager in der Stadt Paris zu halten, um dadurch vielleicht eine Verminderung der Abgaben zu erlangen. Aber es kam ganz anders; denn als die Zeit der Entbindung herannahte, führte der König Isabellen mit sich fort, man erhöhte die Salzsteuer und verbot die Silbermünzen von zwölf und vier und zwanzig Denar's, welche seit der Regierung Carls V. in Umlauf waren. Diese Münzen dienten dem geringen Volke und den Bettlern zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse, und es fehlte daher diesen an dem Nothwendigsten.

Diese Geschenke erfreuten übrigens die Königin und Madame Valentine sehr; sie dankten den Ueberbringern derselben höchst anmuthig, und begaben sich dann nach dem Felde der heiligen Catharine, wo für die Ritter Schranken errichtet waren und Gerüste für die Damen zum Zuschauen.

Von den dreißig Rittern, welche an diesem Tage kämpfen sollten⁴, und die sich die Ritter der goldnen Sonne nannten, weil sie auf ihrem Schilde eine strahlende Sonne hatten, waren bereits neun und zwanzig ganz gerüstet in den Schranken versammelt. Der dreißigste ritt jetzt ein, und alle Lanzen senkten sich: es war der König.

Ein lautes Murmeln verkündete fast zu gleicher Zeit die Ankunft der Königin; sie setzte sich auf die Estrade, die für sie bereit war, und hatte an ihrer rechten Seite die Frau Herzogin von Touraine, und an ihrer linken die Mademoiselle von Nevers⁵. Hinter den beiden Prinzessinnen standen die Herzöge Ludwig und Johann, und wechselten von Zeit zu Zeit einige Worte mit jener kalten Höflichkeit, welche den Leuten eigen zu sein pflegt, welche durch ihre Lage gezwungen sind, ihre Gesinnungen zu verbergen. Als die Königin saß, suchten auch die andern Damen, die nur auf dies Zeichen gewartet hatten, ihre Plätze, und in kurzer Zeit war die ganze Estrade mit Gold- und Silberstoffen, mit Diamanten und Edelsteinen bedeckt.

Die Ritter stellten sich jetzt in Ordnung, der König an ihrer Spitze; auf ihn folgten die Herzöge von Berry, von Burgund und von Bourbon, und auf diese die sechs und zwanzig andern Ritter, nach ihrem Range und ihrer Würde. Einzeln ritten Alle vor der Königin vorüber, neigten vor ihr die Spitze ihrer Lanze bis zu dem Boden, und die Königin grüßte Jeden einzeln.

Als diese Ceremonie beendet war, theilten sich die Kämpfer in zwei Parteien. Der König nahm den Befehl der einen, der Connetable den der andern. Carl führte seine Parthei unter den Balcon der Königin, Clisson die seinige an das entgegengesetzte Ende.

»Monseigneur von Touraine«, sagte der Herzog von Nevers, »ist Euch keine Lust angekommen, Euch unter die edlen Ritter zu mischen, und eine Lanze zu Ehren der Madame Valentine zu brechen?«

»Mein Vetter«, erwiderte trocken der Herzog, »der König, mein Bruder, hat mir erlaubt, morgen der einzige Platzhalter zu sein; nicht im Gemenge, sondern im einzelnen Rennen; nicht Einer gegen Einen, sondern allein gegen Alle will ich die Schönheit meiner Dame und die Ehre, meines Namens vertheidigen.«

»Und Ihr könntet hinzufügen, Monseigneur, daß Eines und das Andere durch andere Waffen, als das Kinderspielzeug vertheidigt werden dürften, dessen man sich zu solchen Spielen bedient.«

»Ich bin auch bereit, mein Vetter, sie mit den Waffen zu vertreten, deren man sich bedienen wird, mich anzugreifen. An meinem Zelte wird ein Friedens- und ein Kriegsschild hängen. Wer das Erstere berührt, erzeugt mir eine Ehre, wer das Letztere berührt, macht mir ein Vergnügen.«

Der Herzog von Nevers verneigte sich wie Jemand, der Alles vernommen hat, was er wissen wollte, und das Gespräch damit zu beenden wünscht. Der Herzog von Touraine schien den Zweck dieser Fragen nicht verstanden zu haben, und spielte nachlässig mit einem der Spitzenstreifen, die von dem Kopfpütze der Königin herabhingen.

In diesem Augenblicke ertönten die Trompeten; die Ritter, die

dadurch das Zeichen erhielten, daß der Kampf beginnen sollte, schnallten die Schilder fest, legten ihre Lanzen ein, setzten sich fest im Bügel, so daß Jeder bereit war, als der letzte Ton der Fanfare und die Kampfrichter von beiden Seiten der Schranken riefen: »die Zügel los!« Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der Boden unter den Staubwolken verschwand, in deren Mitte es unmöglich war, den Kämpfern zu folgen. Fast in demselben Augenblick hörte man den Lärmen der beiden aufeinander treffenden Parteien. Die Schranken erschienen jetzt den Zuschauern wie ein wogen des Meer von Gold und Stahl. Von Zeit zu Zeit sah man hier oder dort einen bekannten Helmschmuck auftauchen, aber fast alle Waffenthallen dieses ersten Zusammentreffens waren verloren, und erst als die Trompeten zum Rückzuge bliesen, konnte man erkennen, auf welcher Seite der Vortheil sei. Acht berittene und gerüstete Ritter blieben noch um den König; es waren der Herzog von Burgund, Messire Wilhelm von Namur, Mesire Guy von Trimouille, Messire Johann von Harpedanne, der Baron von Saint-Very, Messire Reinald von Roye, Messire Philipp von Bar, und Messire Peter von Craon.

Der König hatte wohl einen Augenblick daran gedacht, diesem Letztern wegen des Zornes, den er gegen ihn hegte, das Turnier zu verbieten, aber er überlegte, daß dessen Entfernung die Ordnung stören würde, welche durchaus eine gleiche Zahl erforderte. Nur sechs Ritter waren noch bei dem Connetable: Der Herzog von Berry, Messire Johann von Barbangen, der Herr von Beaubanoen, Messire Gottfried von Charny, Messire Johann von Vienne, und der Sire von Coucy. Alle Andern waren entweder aus dem Sattel gehoben und hatten dadurch das Recht verloren, das Pferd wieder zu besteigen; oder sie hatten die Barriere berührt, indem sie vor ihrem Widersacher zurückwichen, und wurden daher als besiegt betrachtet. Die Ehre des erstens Rennens blieb daher dem König, welcher die meisten Ritter behalten hatte. Die Pagen und Stallmeister benutzten diesen Augenblick der Ruhe, um die Schranken zu sprengen, damit der Staub gedämpft würde; die Damen billigten dies sehr, und die Ritter, welche gewiß waren, daß jetzt ihre Tapferkeit gerühmt und gepriesen werden würde, schöpften

frischen Muth. Jeder rief seinen Pagen oder Stallmeister, ließ seine Rüstung untersuchen, sein Pferd abwischen, sein Schild festschnallen, und bereitete sich zu neuem Kampfe vor.

Sie durften nicht lange auf das Signal warten. Die Trompeten ertönten zum zweiten Male, die Lanzen wurden eingelegt, und auf den Ruf: »Zügel los!« sprengten die beiden, schon um die Hälfte verminderten Parteien aufeinander ein. Aller Augen richteten sich auf den König und Messire Olivier von Clisson, welche gegen einander rannen. In der Mitte der Schranken trafen sie zusammen. Der König stieß seinen Gegner mitten auf den Schild, so stark und fest, daß die Lanze splitterte, aber obgleich der Stoß gewiß derb war, blieb der alte Krieger doch fest im Bügel und Sattel sitzen, und nur sein Pferd senkte sich etwas auf die Hanken, um sich jedoch beim ersten Spornstoß seines Reiters kräftig wieder zu erheben.

Der Connetable hatte erst seine Lanze eingelegt, wie um den König zu bedrohen; als er aber den selben erreichen konnte, hob er die Spitze empor, und deutete so an, daß er es für eine Ehre halte, gegen seinen König zu rennen, ihn aber zu sehr achte, um ihn auch nur im Spiele zu treffen.

»Clisson, Clisson«, sagte der König lachend, »bedient Ihr Euch Eures Connetablesschwertes nicht geschickter, als Eurer Ritterlanze, so werd' ich Euch die Klinge nehmen und Euch nur die Scheide lassen, denn Ihr könntet eben so gut mit einer Haselruthe in die Schranken kommen, als mit einer Lanze, wenn Ihr Euch ihrer so bedienen wollt.«

»Monseigneur«, erwiderte Clisson, »mit einer Gerte würde ich den Feinden Eurer Hoheit entgegen treten, und mit Gottes Hilfe dennoch triumphieren; denn die Liebe und Achtung für Sie würden mir eben so viel Muth geben, Euch zu vertheidigen, als sie mir Furcht einflößte, Euch anzugreifen. Und was die Art und Weise betrifft, mit der ich mich meiner Lanze gegen jeden Andern als Euch zu bedienen gedenke, so könnt Ihr davon selbst urtheilen. Seht nur!«

Messire Wilhelm von Namur hatte Messire Gottfried von Charny aus dem Sattel gehoben und suchte mit den Augen einen neuen Gegner. Jeder aber war beschäftigt, und obgleich er das Recht

hatte, einem Jeden seiner Partei zu Hilfe zu kommen, der zu sehr gedrängt wurde, verachtete er doch diesen ungleichen Kampf. In diesem Augenblicke hörte er die Stimme des Connetable, welcher ihm zu rief: »Zu mir, Messire von Namur, wenn Ihr wollt!«

Messire Wilhelm nickte zum Zeichen der Bejahung, setzte sich fester in die Bügel, legte die Lanze ein, faßte die Zügel und sprengte auf Messire Olivier zu; dieser seinerseits setzte sein Pferd in Galopp, seinem Gegner die Hälfte des Weges zu sparen. Sie trafen auf einander.

Messire Wilhelm hatte seine Lanze auf den Helm Clissons gerichtet und so wohl gezielt, daß er das Visier des Connetable traf und ihn enthelmt. Die Lanze des Messire Olivier traf seinen Gegner mitten auf die Brust. Wilhelm von Namur war ein zu guter Ritter, um bügellos zu werden, aber die Heftigkeit des Stoßes war so groß, daß der Sattelgurt platzte und der Ritter mit sammt dem Sattel zehn Schritt weit flog. Lauter Beifallsjubel ertönte von allen Seiten. Die Damen schwangen ihre Schärpen. Es war ein herrlicher Lanzenstoß.

Clisson nahm sich nicht die Zeit, einen neuen Helm zu fordern, denn er sah, daß sein kleiner Haufe hart bedrängt wurde. Er warf sich mit entblößtem Haupte mitten in das Gefecht, brach seine Lanze, die durch drei Rennen schon erschüttert war, beim ersten Stoße an dem Helme des Messire Johann von Harpedanne, den er dadurch enthelmt, zog das Schwert, und drängte diesen so heftig, daß er die Barriere erreicht hatte, ehe er sich noch besinnen konnte. Der Connetable kehrte hierauf zu dem Schlachtfeld zurück. Nur zwei Ritter kämpften noch miteinander, der Messire von Craon und der Herr von Beaumanoir. Der König war seit dem Rennen gegen Clisson bloßer Zuschauer geblieben. Der Connetable machte es eben so, und wartete auf den Ausgang des Kampfes zwischen seinem letzten Ritter und seinem letzten Gegner. Der Vortheil schien auf Seiten des Herrn von Beaumanoir zu sein, als dessen Schwert an dem Schilde des Messire Peter von Craon sprang. Da es nur erlaubt war, sich der Lanze und des Schwertes zu bedienen, und der Herr von Beaumanoir diese Waffen nicht mehr hatte, sah er sich zu seinem großen Verdrusse genöthigt, den Kampf aufzugeben. Er gab

sich daher durch ein Zeichen der Hand als besiegt zu erkennen. Messire Peter von Craon wendete sich jetzt um, indem er glaubte, der Einzige zu sein, welcher das Feld behauptete; da erblickte er zehn Schritt von sich Clisson, seinen alten Feind, der ihm lachend zurief, die Ehre des Tages solle sich zwischen ihnen beiden entscheiden.

Peter von Craon schäumte unter feinem Visier vor Wuth, denn obgleich er ein gewandter Ritter und in allen Waffenspielen wohl erfahren war, kannte er doch den Eisenmann, mit dem er es zu thun hatte; dennoch zögerte er nicht einen Augenblick, ließ seinem Pferde den Zügel schießen, warf sich beinahe auf die Croupe seines Pferdes, faßte sein Schwert mit beiden Händen, und stürzte auf den Connetable ein. Während des Weges sah man die Klinge zwei Mal sich blitzend um sein Haupt schwingen, dann fiel sie mit einem Schlage, wie der des Hammers auf den Amboß, auf den Schild nieder, mit dem Clisson sein unbehelmtes Haupt deckte. Wahrlich, wäre das Schwert scharf gewesen, so wäre der Schild, obgleich er vom feinsten Stahle war, nur ein schwaches Schutzmittel gegen einen solchen Hieb gewesen, aber man kämpfte nur mit stumpfen Waffen, und der Connetable wurde durch diesen furchtbaren Streich eben so wenig erschüttert, als hätte die Hand eines schwachen Kindes ihn mit einer Weidenruthe getroffen.

Der alte Krieger wendete sich gegen Peter von Craon, der, von seinem Pferde fortgerissen, einige Schritte an ihm vorübergesprengt war, ihn aber bereits mit vorgehaltenem Schwerte erwartete. Dies mal war es der Connetable, der angriff, Peter von Craon, der sich vertheidigte. Der Angriff war ganz einfach; Messire Olivier schlug das Schwert seines Feindes bei Seite, ergriff dann das seinige mit beiden Händen, und als hätte er es verschmäht, sich der Schneide seines Schwertes zu bedienen, führte er mit der flachen Klinge einen so furchtbaren Hieb auf den Helm des Messire von Craon, daß derselben zusammengepreßt wurde, als hätte er zwischen Amboß und Hammer gelegen. Der Ritter streckte den Arm aus und sank ohne ein einziges Wort ohnmächtig vom Pferde.

Der Connetable ritt hierauf gegen den König vor, sprang vom

Pferde, nahm sein Schwert bei der Spitze, reichte ihm den Griff dar, und erklärte sich so für besiegt, dem Könige die Ehre des Tages abtretend. Aber der König sah, daß dies nur eine Handlung bloßer Höflichkeit sei, sprang ebenfalls vom Pferde, umarmte Clisson und führte ihn unter dem Beifallsruf der Herren und Damen zu dem Balcon der Königin. Hier wünschten ihm Madame Isabelle, der Herzog von Touraine, der mit Vergnügen das Mißgeschick des Messire Peter von Craon gesehen hatte, und der Herzog von Nevers Glück. Dieser Letztere war zwar kein Freund des Connetable, selbst aber ein zu guter Kämpfer, um nicht dessen Waffentaten zu bewundern.

In diesem Augenblicke hielt eine Cavalcade vor dem Thor der St. Katharinenkirche an. Der, welcher der Führer derselben zu sein schien, stieg vom Pferde und näherte sich den Schranken. Ganz bestäubt trat er ein, ging gerade auf den König zu, beugte ein Knie vor demselben und überreichte ihm ein Schreiben, das mit dem Wappen des Königs von England versiegelt war. Karl öffnete es und fand, daß König Richard und dessen Oheim den Waffenstillstand bewilligten, der drei Jahre währen sollte, zu Lande wie zur See, nämlich vom 1. Aug. 1389 bis zum 19. Aug. 1392. Der König las das Schreiben so gleich mit lauter Stimme vor, und diese Nachricht, die Jedermann mit Ungeduld er wartete, schien dadurch, daß sie eben in einem solchen Augenblicke eintraf, noch eine neue Bürgschaft für das Glück einer Regierung, die unter günstigen Vorzeichen begann. Der Herr von Châtel-Morand, der der Ueberbringer dieser Botschaft war, wurde daher auch vom Hofe sehr freundlich empfangen, und der König nahm ihn, gestiefelt und bestäubt wie er war, als Zeichen seiner besondern Zufriedenheit mit an seine Tafel.

Am Abend desselben Tages erschienen der Herr von La Rivière und Messire Johann Lemercier von Seiten des Königs, so wie Messire Johann von Beuil und der Seneschal von Touraine von Seiten des Herzogs im Hôtel des Messire Peter von Craon, welches neben dem St. Johanniskirchhof lag, und verkündeten ihm, daß weder der König noch der Herzog ferner seiner Dienste bedürften.

In der nächsten Nacht, und obgleich er von seinem Unfalle noch

viele Schmerzen auszustehen hatte, verließ Messire Peter von Craon mit seiner ganzen Dienerschaft Paris und schlug den Weg nach Anjou ein, wo er ein großes festes Schloß besaß, Sablé genannt.

IV.

Am nächsten Tage mit Sonnenaufgang durchzogen Herolde, in die Farben des Herzogs von Touraine gekleidet, die Straßen von Paris. Trompeter ritten ihnen voran, und sie hielten auf allen Kreuzwegen und Plätzen still. Mit lauter Stimme verlasen sie hier die Herausforderung, die schon seit einem Monat im ganzen Reiche, so wie in die Hauptstädte von Italien, England und Deutschland vertheilt worden war. Sie lautete:

»Wir, Ludwig von Valois, Herzog von Tou
»raine, durch die Gnade Gottes Sohn und Bruder
»der Königin von Frankreich, thun im Verlangen,
»die edlen Herren, Ritter und Junker des König
»reichs Frankreich, wie der andern Königreiche, ken
»nen zu lernen, kund und zu wissen, nicht aus
»Stolz, Haß oder Böswilligkeit, sondern aus dem,
»Wunsche nach ihrer ehrenwerthen Gesellschaft und
»mit der Erlaubniß des Königs Unsers Bruders,
»daß Wir von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nach
»mittags den Kampfplatz behaupten wollen, und
»das zwar gegen Jedermann. Vor unserm Zelte,
»das sich am Eingange der Schranken erheben wird,
»hängen. Unser Kriegs- und Unser Wappengeschmück
»tes Friedensschild. Wer mit uns kämpfen will,
»berühre durch seinen Stallmeister oder selbst mit
»dem Schafte seiner Lanze. Unser Friedensschild,
»wenn er ein Schimpfspiel; mit der Spitze der
»Lanze aber Unser Kriegsschild, wenn er einen ern-
»sten Kampf will. Damit nun jeder edle Ritter
»der Junker, der Kunde von dieser Ausforderung
»erlangt, sie für ernst und unwiderruflich halte, ha-
»ben wir diesen Brief öffentlich verkünden und mit
»Unserm Siegel versehen lassen.
»Geschrieben, gegeben und geschehen zu Paris in
»Unserm Hôtel Touraine am 20. Tage des Mo-
»nats Juni im 1389. Jahre der Geburt unsers
»Herrn und Heilandes.«

Die Ankündigung eines Kampfes, in dem der erste Prinz von Geblüt die Schranken halten wollte⁶, hatte schon seit langer Zeit viel

Aufsehen gemacht. Die Rätthe des Königs versuchten es, sich zu widersetzen, als der Herzog von Touraine von seinem Bruder um die Erlaubniß eines solchen Kampfes bei Gelegenheit des Einzuges der Madame Isabelle bat. Der König liebte zwar dergleichen Spiele und war selbst Meister darin, aber dennoch ließ er den Herzog von Touraine zu sich kommen und ersuchte ihn, auf seinen Wunsch zu verzichten; sein Bruder sagte ihm jedoch, er habe die Verpflichtung zu diesem Kampfe in Gegenwart der Damen des Hofes übernommen, und der König, welcher das ganze Gewicht eines solchen Versprechens kannte, gab seine Einwilligung. Übrigens fand bei dergleichen Spielen nicht viel Gefahr statt; fast immer kämpften die Gegner nur mit stumpfen Waffen, und der Kriegsschild, der vor demselben Zelte dem Friedensschild gegenüber hing, schien nur da zu sein, um anzudeuten, daß sein Gebieter vor keiner Gefahr zurück wiche und jede Art des Kampfes anzunehmen bereit sei. Indessen geschah es doch zuweilen, daß besonderer Haß sich solche Gelegenheit zunutze machte, unter der Maske des Spieles in die Schranken eindrang, sich dort plötzlich entlarvte und einen wirklichen Kampf statt eines Scheinkampfes forderte. Für einen solchen möglichen Fall waren daher stets in dem Zelte auch scharfe Waffen und ein zur Schlacht gerüstetes Pferd vorrätig.

Madame Valentine theilte zwar den Enthusiasmus jener Zeit, war aber dennoch besorgt um den Ausgang des Kampfes. Das Verlangen der königlichen Rätthe schien ihr ganz in der Ordnung, und die Angst ihres Herzens sagte ihr, was den Andern ihr Verstand vorstellte. Sie war daher in trübes Sinnen versunken, als man ihr eben das junge Mädchen meldete, das sie am vorgestrigen Tage hatte zu sich rufen lassen. Madame Valentine that sogleich einige Schritte gegen die Thür, und Odette trat ein. Es war noch immer dieselbe Schönheit, Anmuth und Offenherzigkeit, aber die ganze liebliche Erscheinung hatte einen Anstrich tödtlicher Melancholie angenommen.

»Was ist dir?« sagte die Herzogin, erschreckt durch ihre Blässe, »und was verschafft mir das Glück, dich bei mir zu sehen?«

»Ihr waret so gut gegen mich«, erwiderte Odette, »daß ich mich

nicht durch die Regel eines Klosters von der Welt trennen kann, ohne Euch Lebewohl zu sagen.«

»Wie, armes Kind«, sagte Madame Valentine gerührt, nimmst du denn den Schleier?«

»Noch nicht, Madame; denn ich mußte meinem Vater versprechen, ihn nicht zu nehmen, so lange er lebt; aber ich habe so lange und heftig an seiner Brust geweint, seine Knie so flehend umschlungen, daß er mir endlich erlaubt hat, mich als Kostgängerin in das Kloster der Dreieinigkeit zu rückzuziehen, dessen Priorin meine Tante ist. Ich begeben mich dahin.«

Die Herzogin ergriff ihre Hand und sagte: »Das ist nicht Alles, was du mir anzuvertrauen hast, nicht wahr?« Denn lebhaft sprachen die Augen des jungen Mädchens noch Traurigkeit und Besorgniß aus.

»Nein«, erwiderte Odette, »ich wollte noch mehr sprechen; von –«

»Von wem?«

»Und von wem soll ich mit Euch sprechen, wenn es nicht von ihm ist? für wen soll ich et was fürchten, als für ihn?«

»Was kannst du fürchten?«

»Ihr verzeiht es mir gewiß, nicht wahr, wenn ich mit Euch, mit Madame Valentine, von dem Herzoge von Touraine spreche? Aber wenn irgend eine Gefahr –«

»Eine Gefahr?« rief Madame Valentine aus. »Erkläre dich deutlicher; du giebst mir den Tod!«

»Der Herzog wird heut die Schranken halten, nicht wahr?«

»Ja. Nun?«

»Es kam gestern zu meinem Vater, der, wie Ihr wißt, im Rufe steht, in ganz Paris die besten Streithengste zu haben, ein Herr in Begleitung einiger andern und verlangte die besten und kräftigsten Kampffrosse zu sehen, die er zu verkaufen hätte. Mein Vater fragte, ob es zu dem heutigen Turnier sein sollte, und sie antworteten: Ja! – ein fremder Ritter wollte dabei kämpfen. – So wird also ein ernster Kampf. Stattfinden? fragte mein Vater. – Gewiß, erwiderten sie lachend, und zwar ein sehr derber. – Ich zitterte bei diesen Worten und folgte ihnen; sie wählten das stärkste Pferd aus dem ganzen

Stalle und legten ihm zur Probe eine Kriegsrüstung an.«

Odette weinte heftig. »Versteht Ihr das wohl, Madame? Ach, sagt es dem Herzog, fügt ihm, was ihn bedroht; sagt ihm, daß er sich mit seiner ganzen Kraft und Geschicklichkeit vertheidige. –«

Sie fiel nieder auf die Kniee. – »Daß er sich vertheidige für Euch, die Ihr so schön seid und ihn so sehr liebt. Sagt es ihm, wie ich es Euch sage, auf den Knieen, mit gefalteten Händen. Sagt es ihm, wie ich es ihm sagen würde, wenn ich an Eurer Stelle wäre.«

»Ich danke dir, mein Kind, ich danke dir.«

»Ihr werdet es seinen Stallmeistern auch sagen, nicht wahr, damit sie eine beste Rüstung nehmen? Als er Euch aus Italien holte, muß er eine aus Mailand mitgebracht haben, und dort soll man sie ja besser und fester machen, als sonst irgendwo in der Welt. Sagt ihm auch, daß er seinen Helm gut befestigen lasse. Und seht Ihr, was freilich unmöglich ist, denn der Herzog von Touraine ist ja der schönste, tapferste und gewandteste Ritter des Reiches – was wollte ich doch noch sagen? – ach ja: wenn Ihr seht, daß er schwach wird, denn sein Gegner könnte ja irgend ein Zaubermittel anwenden, so bittet den König – der König wird doch da sein, nicht wahr? – so bittet den König, daß er den Kampf enden lasse. Er hat das Recht dazu; ich habe meinen Vater danach gefragt. Die Kampfrichter dürfen nur ihren Stab zwischen die Kämpfenden werfen, und sie müssen sogleich aus einander. Sagt ihm also, daß er diesen unglücklichen Kampf enden lasse, da man ihn doch nicht verhindern kann. Ich werde während dessen –«

Sie hielt inne.

»Nun, was wirst du?« sagte die Herzogin viel kälter.

»Ich werde mich in die Klosterkirche einschließen. Jetzt, da mein Leben Gott geweiht ist, muß ich für alle Menschen beten, besonders aber für den König, seine Brüder und seine Söhne. Und ich werde für ihn beten, die Stirn am Boden. Ich werde Gott bitten, daß er meine Tage, mit denen ich nichts anzufangen weiß, für die seinigen hinnehmen möge, und Gott wird mich hören und mein Gebet vielleicht erfüllen. Ihr betet gewiß auch, und Gott wird Eure Stimme eher vernehmen, als die meinige, denn Ihr seid eine große Prinzeß

und ich bin nur ein armes Mädchen. Lebt wohl, Madame, lebt wohl!«

Bei diesen Worten sprang Odette empor, küßte noch einmal die Hand der Herzogin und stürzte aus dem Gemache.

Die Herzogin von Touraine begab sich so gleich nach den Zimmern ihres Gemahls, aber schon seit einer Stunde befand er sich in seinem Zelte, wohin er sich früher begeben hatte, um sich vollständig rüsten zu lassen. In eben diesem Augenblicke meldete man ihr, daß die Königin sie erwarte, sich mit ihr nach dem St. Katharinenfelde zu begeben. Die Schranken waren an eben der Stelle wie am vorhergehenden Tage errichtet, jedoch innerhalb derselben und unter dem Balkon des Königs befand sich das Zelt des Herzogs von Touraine, auf dessen Spitze sein Banner mit seinem Wappen wehte. Es hing mit einem hölzernen Gebäude zusammen, in welchem sich seine Stallmeister und Pferde befanden; der letztern waren vier, drei zum Schimpfspiel, eins zum ernstesten Kampf gerüstet. Auf der linken Seite des Zeltes hing der große Kriegsschild des Herzogs, ohne Wappen und als Devise nur mit einem Knotenstocke und der Umschrift: Ich fordere heraus!

An der rechten Seite des Zeltes hing der Friedenschild mit drei goldnen Lilien auf himmelblauem Felde, dem Wappen der Kinder Frankreichs. Gegen über und am äußersten Ende der Schranken befand sich eine Thür, die auf das freie Feld führte und zum Einlaß der Ritter diente.

Sobald der König, die Königin und die Herren und Damen des Hofes Platz genommen hatten, trat ein Herold mit zwei Trompetern vor, und las mit lauter Stimme die Herausforderung ab, welche unsere Leser bereits aus dem Eingange dieses Kapitels kennen. Die Kampfrichter hatten nur noch einige Bemerkungen über die Art und Weise des Kampfes hinzugefügt. Hiernach verpflichtete sich jeder Ritter und Junker, der den Schild berührte, nur zu zwei Lanzen; für die, welche den Kriegsschild berührten, bestimmte die Sitte freie Wahl der Waffen.

Nach dieser Erklärung kehrte der Herold in das Zelt zurück. Die Kampfrichter, Messire Olivier von Clisson und der Herr Herzog von Bourbon, nahmen an beiden Seiten der Schranken ihren Platz ein,

und die Trompeten ertönten zur Fanfare der Herausforderung. Madame Valentine war blaß wie der Tod.

Es entstand ein Augenblick tiefen Schweigens, nach welchem außerhalb der Schranken eine Trompete in gleichen Tönen antwortete. Die Schrankenthür öffnete sich, und ein Ritter ritt herein. Sein Visir war zurückgeschlagen, und ein Jeder konnte den Messire Boucicaut den Jüngern erkennen. Die Herzogin athmete freier auf, als sie ihn sah.

Sobald man ihn erkannte, durchlief ein wohl wollendes Gemurmel die ganze Gallerie; die Herren grüßten mit der Hand, die Damen winkten mit den Tüchern, denn Boucicaut war einer der besten, bravsten Turnieritter seiner Zeit.

Messire Boucicaut verneigte sich, um für den wohlwollenden Empfang der Zuschauer zu danken, ritt dann gerade zu dem Balcon der Königin vor, grüßte sie anmuthsvoll und neigte die Spitze seiner Lanze bis zur Erde. Dann ließ er das Visir seines Helmes mit der linken Hand herab, berührte mit dem Schaft seiner Lanze den Friedensschild des Herzogs von Touraine, setzte sein Pferd in Galopp und sprengte an das entgegengesetzte Ende der Schranken.

In eben dem Augenblicke ritt der Herzog, ganz gerüstet, den Schild festgeschnallt, die Lanze eingelegt, aus seinem Zelte hervor. Er trug eine Mailänder Rüstung vom feinsten Stahle, mit Gold verziert; die Decke war von dunkelrothem Sammt, und Alles, was sonst von Eisen zu sein pflegt, Bügel, Stange u. s. w. von massivem Silber. Die Rüstung war so vortrefflich gearbeitet und gab allen Bewegungen des Ritters so sehr nach, wie es nur ein Panzerhemd oder ein Tuchkleid gekonnt hätte.

Hatte ein wohlwollendes Gemurmel den Messire Boucicaut empfangen, so schallte ein lauter Jubel dem Herzog entgegen; denn es war unmöglich, die Anwesenden mit mehr Anmuth zu begrüßen, als er es that. Der Beifallsruf endete erst, als der Herzog das Helmvisir schloß. Jetzt ertönten die Trompeten, beide Ritter legten die Lanzen ein, und die Kampfrichter riefen: »Zügel los!«

Die beiden Ritter gaben ihren Rossen, den Sporn und stürzten mit dem ganzen Ungestüm ihrer Thiere auf einander ein. Beide trafen

sich mitten auf die Brust und zersplitterten ihre Lanzen. Ihre Pferde sanken in die Hanken und erhoben sich zitternd wieder, aber weder der eine noch der andere Kämpfer verlor auch nur einen Bügel; sie warfen sogleich ihre Rosse herum, und Jeder nahm eine frische Lanze aus den Händen seines Stallmeisters.

Kaum hatten sie sich zu diesem neuen Rennen gerüstet, als die Trompeten abermals ertönten, und noch schneller als das erste Mal sprengten sie auf einander ein; jetzt aber änderte jeder die Richtung seiner Lanze. Beide trafen sich in das Visier, enthelmten sich und rannten an einander vorbei. Dann wendeten sie ihre Rosse, und grüßten sich artig. Es war unmöglich, beiderseitig eine vollkommnere Gleichheit zu zeigen; man fand daher auch, daß ein solches Rennen für Beide gleich ehrenvoll sei.

Die beiden Ritter überließen es ihren Stallmeistern, die Helme aufzuraffen, und kehrten mit entblößtem Haupte zurück, Messire Boucicaut zu der Thür, durch welche er eingeritten war, der Herzog von Touraine in sein Zelt. Ein schmeichelhaftes Gemurmel begleitete den Letztern, denn er glich dem Erzengel Michael, so schön war er, mit seinem langen, blonden Haar, seinen blauen Augen, sanft wie die eines Kindes, und feiner zarten Mädchenhaut.

Die Königin neigte sich ganz über die Brüstung, um ihn noch länger zu sehen, und Madame Valentine, welche sich an das erinnerte, was Odette ihr gesagt hatte, sah die Königin mit einer Art von schreckensvoller Ahnung an.

Nach einigen Augenblicken verkündeten die Trompeten, daß der Herzog zu einem neuen Rennen bereit sei. Es verging einige Zeit, bis eine Antwort erfolgte, und man fragte sich schon, ob ein so schönes Spiel so schnell aus Mangel an Kämpfern enden sollte, als eine andere Trompete in fremdartigen Tönen antwortete. Zugleich öffnete sich die Thür, und ein Ritter erschien mit herabgelassenem Visir und vorgehaltenem Schilde.

Madame Valentine bebte, denn sie kannte diesen neuen Gegner nicht, und der Ernstkampf, den sie fürchtete, erfüllte ihre Seele mit fortwährender Besorgniß, die sich in eben dem Maaße steigerte, wie der Fremde sich dem Zelte näherte. Vor dem königlichen Balcon

angelangt, hielt er seinen Streithengst an, ließ seine Lanze zu Boden gleiten, stützte sie mit dem Knie, drückte an der Feder seines Helmes und nahm diesen ab. Man erblickte nun einen schönen jungen Mann von etwa vier und zwanzig Jahren, dessen bleiches, stolzes Gesicht fast allen Anwesenden unbekannt war.

»Gruß unserm Vetter von Lancaster, Grafen von Derby«, sagte der König, der den Vetter Richards von England erkannt hatte. »Er wußte wohl, daß er des Waffenstillstandes, den Unser überseeischer Bruder, Gott möge ihn schützen, Uns gewährte, nicht bedurfte, um an Unterm Hofe willkommen zu sein. Unser Abgeordneter, Messire von Châtel-Morand, verkündete uns schon gestern Eure Ankunft und ist so wahrlich ein Bote guter Neuigkeiten.«

»Monseigneur«, sagte der Graf von Derby, indem er sich abermals verneigte, »es gelangte nach unserer Insel das Gerücht von den herrlichen Spielen und Festen, die an Euerm Hofe Stattfinden sollten, und da wir nun mit Leib und Seele Engländer sind, kamen wir über das Meer, eine Lanze zu Ehren der französischen Damen zu brechen. Ich hoffe, daß der Herr Herzog von Touraine vergessen wird, wie wir nur ein Vetter des Königs sind.«

Der Graf von Derby sagte diese letztern Worte mit einer spottenden Bitterkeit, welche bewies, daß er schon damals daran dachte, die Kluft zu überschreiten, die ihn vom Throne trennte.

Er grüßte hierauf zum letzten Male den König und Madame Isabelle, setzte seinen Helm wieder auf und berührte mit dem Schaft seiner Lanze den Friedensschild des Herzogs von Touraine. Erst jetzt kehrten die Farben, welche die Furcht bisher von den Wangen der Herzogin verbannte, zurück, denn sie hatte noch immer gezittert, daß der Nationalhaß der Engländer gegen die Franzosen den Grafen von Derby zu diesem Turnier führte.

Ehe die beiden Gegner das Rennen begannen, begrüßten sie sich mit der Artigkeit, durch welche zwei so edle Herren sich auszeichnen mußten; dann ertönten die Trompeten, sie legten die Lanzen ein und rannten auf einander zu. Sie trafen sich auf den vollen Schild, aber ihre Pferde jagten aneinander vorüber, und Beide waren daher gezwungen, ihre Lanzen fallen zu lassen. Der Stallmeister des

Herzogs von Touraine, so wie der des Grafen von Derby eilten sogleich herbei, sie aufzuheben und ihren Gebietern darzureichen, aber Beide zugleich gaben ihnen ein Zeichen, und der englische Stallmeister bot dem Herzoge von Touraine die Lanze des Grafen von Derby, während der französische Stallmeister dem Grafen von Derby die Lanze des Herzogs von Touraine übergab. Dieser Handlung wurde lauter Beifall gezollt, und man fand sie ächt ritterlich.

Die beiden Ritter kreuzten sich von neuem, ein. Jeder seinen vorigen Platz einzunehmen, legten ihre Lanzen wieder ein und sprengten abermals auf einander zu.

Diesmal dienten die Pferde der Geschicklichkeit ihrer Reiter besser, denn sie trafen sich so gerade, daß man glaubte, sie würden sich die Stirn gegen einander zerschmettern. Auch diesmal wieder trafen sich beide Ritter auf die volle Rüstung und mit solcher Gewalt, daß ihre Lanzen zersplittert in die Luft flogen und beide Gegner nur noch einen Stumpf davon in der Hand behielten.

Sie grüßten sich hierauf, der Herzog von Touraine kehrte in sein Zelt zurück, und der Graf von Derby verließ die Schranken. An dem Ausgange wartete seiner ein Page des Königs, ihn im Namen seines Gebieters einzuladen, zur Linken der Königin unter den Zuschauern Platz zu nehmen. Der Graf nahm diese Ehre an, und erschien einen Augenblick darnach auf der königlichen Estrade, ganz gerüstet, wie er gekämpft hatte, nur ohne Helm, welchen ein Page in seinen Farben ihm nachtrug. Sobald der Graf saß, ertönten die Trompeten zum dritten Male.

Diesmal erfolgte die Antwort so schnell, daß man sie für ein Echo hätte halten können, nur geschah es mit einer jener langen Kriegstrompeten, deren, man sich blos im Kampfe bediente, und deren schmetternder Ton die Feinde erschrecken sollte. Jedermann erbebte, und Madame Valentine bekreuzte sich mit großer Furcht, indem sie sagte:

»Mein Herr und Heiland, habe Barmherzigkeit mit mir!«

Alle Augen richteten sich auf die Thür, welche sich öffnete, um einen Ritter einzulassen, der alle Waffen trug, welche zu einem

ernsten Kampfe erforderlich sind, nämlich eine starke Lanze, eines jener langen Schwerter, dessen man sich mit einer, wie mit beiden Händen bedienen konnte, und eine Streitaxt. Der Schild, den er trug, entsprach durch seine Devise der des Herzogs von Touraine, welche, wie erwähnt, in einem Knotenstocke, mit der Umschrift: »ich fordere heraus!« bestand. Der Schild des ebenerwähnten Ritters zeigte einen Hobel, dazu bestimmt, die Knoten abzuhobeln, mit der Umschrift: »*ich nehme es an.*«

Jeder richtete die Augen auf den Ritter, mit der Neugier, die ein ähnlicher Umstand immer er weckt; aber sein Visier war fest geschlossen und kein heraldisches Zeichen verrieth seinen Namen; nur sein Helm trug einen Schmuck, der seine Geburt oder seine Würde bezeichnete, nämlich eine Grafenkrone von reinem Golde.

Indem er in die Schranken einritt, ließ er sein Pferd mit jener anmuthigen Leichtigkeit manövrieren, welche den mit den Waffen vertrauten Ritter verräth. Vor dem königlichen Balcon angelangt, neigte er den Kopf bis zu der Mähne seines Streithengstes, und begleitet von tiefem Schweige ritt er dann zu dem Zelte des Herzogs von Touraine. Heftig stieß er hier mit der Spitze eine Lanze gegen den Kriegsschild des edlen Platzhalters. Der Todesruf ertönte von einem Ende der Schranken bis zu dem andern; die Königin wurde blaß und Madame Valentine stieß einen Schrei aus.

Ein Stallmeister des Herzogs von Touraine er schien so gleich am Eingange des Zeltes, zu sehen welche Vertheidigungs- und Angriffs-Waffen der Ritter habe. Dann grüßte er ihn artig, sagte: »Es soll geschehen, wie Ihr verlangt«, und trat in das Zelt zurück.

Der Ritter erreichte das Ende der Schranken wo er warten mußte, bis der Herzog von Touraine sich gerüstet hatte. Nach zehn Minuten schon er schien dieser; er trug dieselbe Rüstung, wie früher ritt aber ein frisches, kräftiges Pferd. Er hatte wie sein Gegner, eine starke Lanze mit eiserne Spitze, ein langes Schwert an der Seite, und ein Streitaxt am Sattelknopfe hängen. Alle diese Waffen waren der Rüstung ähnlich, kostbar wie diese und mit Gold und Silber verziert.

Der Herzog von Touraine gab mit der Hand ein Zeichen, dadurch anzudeuten, daß er bereit sei; die Trompeten ertönten, die Gegner

legten ihre Lanzen ein, preßten sie fest unter den Arm, spornten ihre Pferde, und sprengten mit aller Gewalt auf einander zu; mitten auf der Bahn trafen sie sich, so sehr lag Jedem daran, seinen Gegner zu erreichen.

Jeder der beiden Kämpfer hatte sich dabei tapfer und gut benommen, denn die Lanze des fremden Ritters traf den Helm des Herzogs von Touraine, riß ihm denselben vom Kopfe und warf ihn zehn Schritt rückwärts. Die Lanze des Herzogs von Touraine hatte den fremden Ritter auf die volle Brust getroffen, die Halsberge durchbohrt, war dann auf die Rüstung getroffen, davon ausgeglitten, und hatte den linken Arm in der Achselhöhle verwundet. Die Spitze der Lanze war dabei abgebrochen und in der Halsberge stecken geblieben.

»Monseigneur von Touraine«, sagte der fremde Ritter, »ich bitte, setzt einen andern Helm auf, während ich mir diese Lanzenspitze herausziehe, die mich nicht verwundet, mir aber unbequem ist.«

»Ich danke, mein Vetter von Nevers«, erwiderte der Herzog, denn er hatte ihn an dem glühenden Hasse erkannt, den auch er gegen ihn hegte, »ich danke. Ich gebe Euch volle Zeit, Euern Arm verbinden zu lassen, aber ich werde den Kampf so fortsetzen.«

»Es sei, wie Ihr wollt, Monseigneur; da aber ein Kampf eben so gut mit einem Stück Eisen in der Halsberge, als mit unbehelmtm Haupte fortgesetzt werden kann, bedarf ich nicht mehr Zeit, als nöthig, diese Lanze wegzuwerfen und dies Schwert zu ziehen.« Mit dem Wort vereinigte er die That, und hatte im Nu das Schwert in der Hand.

Der Herzog von Touraine folgte seinem Beispiele, ließ die Zügel seines Pferdes fallen, und bedeckte sein Haupt mit dem Schilde; der Graf von Nevers ließ den linken Arm hängen, da er sich desselben nicht mehr bedienen konnte. Die Stallmeister, welche sich genähert hatten, ihren Gebietern beizustehen, zogen sich zurück, als sie die Fortsetzung des Kampfes sahen.

In der That hatte auch dieser mit erneuter Gewalt begonnen. Der Graf von Nevers kümmerte sich wenig darum, daß er seinen linken Arm nicht brauchen konnte, vertraute der Festigkeit seiner Rüstung

und bot sich ganz den Streichen seines Gegners dar. Er seinerseits griff unablässig das unbedeckte Haupt seines Gegners an, das nur noch durch den Schild geschützt wurde, und jeder seiner Hiebe fiel auf den Schild mit einem Getöse, wie der Hammer auf den Amboß. Der Herzog von Touraine, der noch ausgezeichnete durch seine Gewandtheit und Geschicklichkeit war, als durch seine Kraft, sprengte um den Grafen von Nevers herum, und suchte mit dem Schwerte die Fugen von dessen Rüstung zu treffen, indem er mit der Spitze angriff, da er mit der Schneide nicht hoffte durchzukommen. Rings umher herrschte tiefes Schweigen; man hörte nichts, als die Berührung des Eisens mit dem Eisen; man hätte sagen mögen, daß die Zuschauer sich zu athmen fürchteten, und daß all ihr Leben sich in die Augen gedrängt habe. Die allgemeine Theilnahme sprach sich aber nur für den Herzog von Touraine aus, da Niemand den Namen seines Gegners kannte. Der Kopf des Herzogs von Touraine, der durch sein Schild beschattet wurde, konnte einem Maler als Modell für den Erzengel Michael dienen; der sorglose Charakter seines Gesichtes war verschwunden; seine Augen sprühten Flammen, seine Haare flogen wie ein Heiligenschein um sein Haupt, und seine Lippen ließen das blendende Weiß seiner Zähne sehen. Es durchlief daher auch mit jedem Streiche, den sein furchtbarer Gegner auf ihn führte, ein Beben die ganze Versammlung, als hätte jeder Vater für seinen Sohn, jedes Mädchen für ihren Geliebten zu fürchten.

In der That verschwand auch der schützende Schild allmählig, denn jeder Streich riß ein Stück davon hinweg, als wär' er von Holz; bald spaltete er sich in der Mitte, und der Herzog fühlte die Streich die bisher auf den Schild gefallen waren, auf seinem Arme; endlich gleitete ein Hieb an seinem Arm entlang, traf den Kopf und ritzte ihm leicht die Stirn.

Der Herzog von Touraine sah jetzt ein, da sein Schild ihm keinen Schutz mehr gewähre, daß sein Schwert zu schwach sei gegen die Rüstung seines Gegners; er ließ sein Pferd einen gewaltig Satz zurück thun, warf mit der linken Hand seinen Schild, mit der rechten sein Schwert weit von sich und ergriff mit beiden Händen die schwere Streitaxt, die an seinem Sattelknopfe hing. Dann sprengte

er auf den Grafen von Nevers ein, ehe dieser seine Absicht noch ahnen konnte, und versetzte ihm einen solchen Schlag auf den Helm, daß die Visirbänder sprangen und der Graf von Nevers ohne enthelmt zu sein, sein Gesicht entblößt sah, er senkte den Kopf, und der Helm fiel herab. Ein allgemeiner Schrei der Ueberraschung ertönte, als man ihn erkannte.

In eben dem Augenblicke, als er sich fest in den Bügel stellte, um Streich für Streich zu geben, flogen die Stäbe beider Kampfrichter zwischen die Streiter herab, und die kräftige Stimme des Königs rief: »es ist genug, Ihr Herren! es ist genug!«

Bei dem Streiche des Grafen von Nevers, und als sie das Blut über das Gesicht des Herzogs rinnen sah, war Madame Valentine in Ohnmacht gefallen, und die Königin ergriff bleich und zitternd den Arm des Königs und bat:

»Laßt enden, Monseigneur, um des Himmels willen, laßt enden!«

Die beiden Kämpfer hielten, ihrer Wuth ungeachtet, augenblicklich inne. Der Graf von Nevers ließ sein Schwert an der Kette herabhängen; der Herzog von Touraine befestigte seine Streitaxt wie der an dem Sattelknopf. Die Stallmeister näherten sich ihren Gebietern; die Einen stillten das Blut, das über die Stirn des Herzogs von Touraine rann, die Andern zogen aus der Halsberge des Grafen von Nevers die Eisenspitze, die bis die Schulter eingedrungen war. Als dies Beides geschehen war, begrüßten sich mit kalter Höflichkeit, wie Leute, die ein gewöhnliches Spiel gespielt haben. Der Graf Nevers verließ die Schranken, der Herzog von Touraine ging nach seinem Zelte, einen andern Helm aufzusetzen. Der König erhob sich von seinem Sitze und sagte mit lauter Stimme:

»Ihr Herren, es ist. Unser Wille, daß Spiel hiermit aus und zu Ende sei.«

Der Herzog von Touraine setzte daher sein Weg nicht fort, sondern trat zudem königlichen Balcon, das Armband zu empfangen, welches der Preis für den war, der den Platz behauptete. Als er jedoch am Fuße des Balcons angekommen war, sagte Madame Isabelle sehr freundlich:

»Steigt zu Uns herauf, Monseigneur, um Unserm Geschenke mehr

Werth zu versehen, wollen Wir es selbst an Euerm Arme befestigen.«

Der Herzog sprang leicht vom Pferde, und einen Augenblick darauf empfing er, vor der Königin knieend, das Armband, welches sie bei dem Einzug versprochen hatte, und während Madame Valentine die Stirn ihres Gemahls abwischte, um sich zu überzeugen, daß die Wunde nicht tief sei, während der König den Grafen von Derby zu dem Mahle in seinem Palaste einlud, traf die Hand des Herzogs die der Madame Isabelle, und die erste ehebrecherische Gunst wurde heimlich gewährt sind empfangen.

V.

Als alle diese Feste und Turniere beendet waren, dachte der König an die Regierung und Verwaltung seines Reiches. Nach außen herrschte vollkommener Friede, und Frankreich konnte einen Augenblick in der Mitte seiner Verbündeten ausruhen. Im Westen war dies der Herzog Galeas Visconti, den die Vermählung der Madame Valentine durch den Herzog von Touraine mit dem Hause der Lilien vereinigte; im Süden war es der König von Arragonien, dem Könige von Frankreich durch seine Gemahlin, Madame Jolande von Bar, verwandt; im Osten war es der Herzog von Bretagne, ein unruhiger, ungehorsamer Vasall, der sich aber noch nicht zum Gegner erklärt hatte; im Norden endlich war es England, der älteste und tödtlichste Feind Frankreichs, welches aber in seinem Busen die Keime des Bürgerkrieges fühlte, und deshalb seinen Haß schlummern ließ, indem es zugleich wie eine Gunst den dreijährigen Waffenstillstand gewährte, den es selbst als eine Gnade hätte erbiten sollen. Die Provinzen allein forderten also jetzt die Aufmerksamkeit des Königs, nahmen diese aber auch dringend in Anspruch. Languedoc und Guyenne waren allmählig durch die Verwaltungen der Herzöge von Anjou und von Berry an Gold und Blut erschöpft und streckten ihrem jungen Monarchen die abgemagerten Hände flehend entgegen. Messire Johann Lemercier und der Sire Wilhelm von La Rivière, die vertrautesten Räte des Königs, ermahnten diesen seit längerer Zeit, die fernen Provinzen seines Reiches zu besuchen. Er bestimmte sich endlich dazu, und der Aufbruch wurde für das nächste Michaelisfest (29. September 1389) festgesetzt. Die Reise sollte über Dijon und Avignon gehen, und es wurden daher der Herzog von Burgund und der Papst Clemens von der nahen Ankunft des Königs unterrichtet.

Am festgesetzten Tage brach Carl von Paris auf, begleitet von dem Herzoge Ludwig von Touraine, dann Sire von Coucy und noch vielen andern Rittern. In Chatillon-sur-Seine traf er mit dem Herzoge

von Burgund und dem Grafen von Nevers zusammen, welche ihm entgegen gekommen waren, ihm eine Ehre zu erzeigen. In Dijon fand er die Herzogin von Burgund, welche sich aus den Frauen und Fräuleins einen Hofstaat gebildet hatte, von denen sie wußte, daß sie dem Könige angenehm seien. Es waren die Frau von Sully, Fräulein von Nevers, die Dame von Vergy und noch andere Knospen, an den Stämmen der edelsten Familien Frankreichs erblüht. Es fanden hier zehn Tage lang Festlichkeiten statt, worauf der König sich nach lebhaftem Danke an seine Tante und nach reichen Geschenken an die Damen seines Hofes beurlaubte. Der Herzog bestieg eine große Barke, fuhr die Rhone hinab, und traf fast zu gleicher Zeit mit dem Könige in Avignon ein.

Kennt ihr Avignon, die heilige Stadt, die jetzt so traurig und öde ist, wie eine gestürzte Macht, und sich ewig in der Rhone spiegelt, um auf ihrer Stirn die päpstliche Tiara zu suchen? Es war damals die Courtisane Clemens des Siebenten.

Ein Großmeister des Malteser-Ordens hatte ihre Taille mit einem Gürtel neuer Wälle umgeben⁷, Johann XXII, Benno XII, Clemens VI., Urban V. beschenkten die Stadt mit dem päpstlichen Palaste, und der heilige Benezent mit ihrer Wunderbrücke. Sie hatte einen vergoldeten Hof ausschweifender Cardinäle und weltgesinnter Aebtissinnen, welche am Tage in einer Atmosphäre lebten, die durch den Weihrauch der Ceremonien und kirchlichen Feste gewürzt war, und Abends unter Wollustgefühlen bei den Gesängen Petrarca's und dem leisen Gemurmel des Springbrunnen von Vauclaufe einschliefen.

Philipp der Schöne war es, welcher die päpstliche Krone, die dem Haupte Bonifaz VIII. durch die Maulschelle Calonne's entfiel, aufhob und sie auf die Stirn Clemens VI. setzte. Um in seiner Hand und der seiner Nachfolger die geistliche Obergewalt mit der weltlichen zu vereinigen, faßte er den Riesenplan, Rom seiner katholischen Königs würde zu berauben, und Frankreich damit zu begaben. Avignon empfing den heiligen Gast vom Vatican; die Rhone sah die Stellvertreter Christi die Hand ausstrecken, die bindet und löst, und die Franzosen hörten zum ersten Male den allgemeinen Segen urbi

et orbi sprechen.

Aber ein großes Schisma hatte sich erhoben in der Kirche. Das im ersten Augenblicke erschreckte Rom hatte neuen Muth gefaßt und hatte dem Altare den Altar gegenüber gestellt. Die christliche Welt hatte sich in zwei Parteien gespalten; die eine erkannte den Papst von Avignon als den rechtmäßigen, die andere leugnete, daß es einen anderen päpstlichen Stuhl geben könne als den, welchen Sanct Peter in Rom gestiftet. Die beiden Päpste, ihrerseits weit entfernt, in einem Kampfe müßig zu bleiben, der für sie von so mächtiger Bedeutung war, hatten sich zu Häuptionern der großen zweifachen christlichen Streitmacht aufgeworfen, und sich gegenseitig in den Bann erklärend, richteten sie ihre Macht durch diese selbst zugrunde, und löschten unklugerweise das Feuer ihrer Bannstrahle aus, indem sie diese sich selbst gegenseitig ins Antlitz schleuderten.

In dieser großen Zwistigkeit, und je nachdem der Verbündete oder Feinde Frankreichs waren, haben die Völker wechselweise den Papst von Avignon und den von Rom anerkannt. Die Einzigen, welche jetzt das Knie vor Clemens VII. beugten, waren der König von Spanien, der König von Schottland, und der König von Arragonien; da sie dies indessen nur aus Rücksicht für den König von Frankreich thaten, so war es den ein großes Fest für Clemens VI. den Monarchen bei sich zu sehen, der allein noch gegen die Ansprüche seines Nebenbuhlers vertheidigte, und wenn er bei den Mahlzeiten und Festen, die er gab, sich an einer besondern Tafel bedienen ließ und den Vortritt vor ihm nahm, so suchte er dieses Uebergewicht des Altars über den Thron bald dadurch vergessen zu machen, daß er dem Könige die Ernennung zu 750 Pfründen für arme Priester seines Königreichs gewährte, und ihm das Recht zugestand, die Bischofssitze von Chartres und Auxerre zu besetzen, und endlich, indem er zum Erzbischof von Rheims den weiten Ferry-Cassinel ernannte, den der König seines besondern Schutzes würdigte und der einen Monat nach seiner Ernennung, vergiftet durch die Dominikaner, starb.

Der König von Frankreich verpflichtete sich, zum Danke für diese

Gunst, ihm Hilfe und Beistand gegen den Antipapst zu gewähren, und sich nach der Rückkehr nach Frankreich thätig, und selbst durch die Gewalt der Waffen, damit zu beschäftigen, das bestehende Schisma zu zerstören.

Nachdem der König acht Tage in Avignon gewesen war, nahm er Abschied von Clemens und ging nach Villeneuve.

Dort dankte er seinen Oheimen, den Herzögen von Berry und Burgund, zu ihrem großen Erstaunen, für ihre gute Gesellschaft, und erklärte noch seinen Wunsch, der Eine möchte nach Dijon, der Andere nach Paris zurückkehren, während er selbst seinen Weg nach Toulouse fortsetzte, begleitet von den Herzögen von Touraine und von Bourbon.

Die beiden Oheime des Königs sahen nun erst ein, welches der wahre Zweck dieser Reise gewesen, und daß der König, indem er sie unternahm, nichts Andres beabsichtigte, als die eigenmächtige Verwaltung zu untersuchen, durch welche Languedoc ausgesogen war. Sie ließen bei ihm Messire von La Rivière und Lemercier, Montagne und Le Bégue de Villaine zurück, die sie als erfahrene strenge Männer kannten, die der Herzog für seine persönlichen Feinde hielt, und die doch in der That seinen Eigenmächtigkeiten feindlich gesinnt waren. Die beiden Herzöge verließen daher Villeneuve in sehr trüber Stimmung.

»Was denkt Ihr davon, mein Bruder?« sagte der Herzog von Berry zu dem Herzoge von Burgund, als sie die Stadt verließen.

»Ich denke«, sagte dieser, »daß unser Neffe jung ist, und daß es ihm Unglück bringen wird, auf jugendlichen Rath zu hören; für den Augenblick, aber müssen wir dulden. Es wird ein Tag erscheinen, an dem die, welche noch seinen jetzigen Weg leiten, es bereuen, und der König auch. Was uns betrifft, mein Bruder, so laßt uns in unser Vaterland zurückkehren. So lange wir vereint sind, kann uns Niemand etwas anhaben, denn nach dem Könige sind wir die Größten des Reiches.«

Den folgenden Tag kam der König durch Nismes, und ohne sich in dieser alten römischen Stadt aufzuhalten, nahm er sein Nachtquartier in Lunel. Am nächsten Tage blieb er zu Mittag in

Montpellier, und hier begann er die Seufzer und Klagen zu vernehmen; man sagte ihm jedoch, je weiter er kommen würde, desto mehr würde er auch die Provinz zu Grunde gerichtet finden, und seine beiden Oheime, die Herzöge von Anjou und von Berry, die sie nach einander verwalteten, hätten sie so arm gemacht, daß die reichsten und mächtigsten Bewohner derselben kaum noch im Stande wären, ihre Weinberge und Felder bebauen zu lassen.

»Es wäre für Euch, Sire, ein großer Schmerz, zu sehen, wie Eure Kinder den Dritten, Vierten, Zwölften entrichten müssen und stets mit neuen Abgaben belastet werden, ehe sie noch die alten getilgt haben; denn die beiden Herren, Eure Oheime, haben zwischen der Rhone und Garonne eigenmächtig mehr als 30.000 Livre Abgaben erhoben. Herzog von Anjou hielt sich doch nur an die Reichen und Mächtigen, aber als der Herzog Berry ihm folgte, verschonte er weder Arme Reiche.«

Man fügte hinzu, daß alle diese Abgaben durch die Hände seines Schatzmeisters gingen, der von Béziers gebürtig war und Bétisac hieß; daß dieser noch da die Nachlese hielt, wo Herr geerntet hatte, und dem Volke selbst das ließ, was der Landmann den Vögeln des Himmels gewährt: die Aehre, welche vom Erntewagen herabfällt.

Auf diese Mittheilungen antwortete der König wenn Gott ihm seinen Beistand verleihe, so werden alle diese Bedrückungen enden; er würde gegen die Herzöge, seine Oheime, nicht mehr Rücksicht nehmen, als ob sie nicht die Brüder seines Vaters wären, und was ihre bösen Rathgeber und Helfershelfer beträfe, so würde er gegen dieselben partiische und strenge Untersuchungen anstellen lassen.

Mitten unter Verwünschungen gegen seine Statthalter betrat der König die Stadt Béziers wo Bétisac war; er befahl jedoch Stillschweigen über die an ihn eingegangenen Klagen, und bemerkte öffentlich die drei oder vier ersten Tage seiner Ankunft den Festen, während er ins geheim sich nach Allem genau erkundigen ließ. Am vierten Tage berichteten ihm seine Bevollmächtigten, gegen den Schatzmeister seines Oheims befänden solche Anklagen, daß sie nicht zu verzeihen wären, da er die Todesstrafe verwirkt hätte.

Der Rath des Königs versammelte sich, und als er beisammen war, wurde Bétisac in seiner Wohnung verhaftet und vor seine Richter geführt. Diese zeigten ihm auf dem Tische eine Menge Papiere und Beweise für seine Vergehungen und sagten: »Bétisac, hört und antwortet. Was habt Ihr gegen diese Beschuldigungen vorzubringen?«

Bei diesen Worten nahm ein Schreiber diese Papiere und las sie ihm einzeln vor; auf keines blieb er die Antwort schuldig. Die einen, nämlich die mit seiner Unterschrift versehenen, erkannte er wohl an, sagte aber, er habe nur nach den Befehlen des Herzogs von Berry gehandelt, und man solle deshalb seinen Gebieter befragen. Die andern leugnete er ab, indem er sagte:

»Ich habe keine Kenntniß davon; sprecht dar über mit dem Seneschals von Beauceire und von Carcasonne, oder mit dem Canzler von Berry.«

Die Richter waren in großer Verlegenheit, in Erwartung neuer Beweise schickten sie ihn in das Gefängniß. Sobald er dahin abgeführt war, begaben sie sich in seine Wohnung, nahmen Papiere in Beschlag und untersuchten sie mit Muße. Man fand, daß solche Gewaltthaten begangen worden, solche Summen erhoben waren, daß die, welche hörten, glaubten, die Andern läsen nicht richtig. Man ließ ihn hierauf neuerdings kommen, und er erkannte die Richtigkeit aller Rechnungen an, daß die Summen wahr wären, fügte aber hinzu, sie wären nur durch seine Hände gegangen und den Herzog von Berry abgeliefert worden, und zeichnete einen Ort seines Hauses, an welchem sich die richtigen Quittungen für alle Gelder finden würde. In der That wurden sie den Räthen bracht, mit den Einnahmen verglichen und sie übereinstimmend gefunden. Sie betrafen eine Summe von beinahe drei Millionen.

Die Richter erstarrten vor Staunen über die Beweise von der Habgier des Herzogs von Berry.

Man fragte Bétisac, was sein Herr mit solchen ungeheuern Summen angefangen hätte.

»Meine Herren«, erwiderte er, »das kann ich nicht wissen; ich glaube jedoch, daß ein großer Teil zu Ankäufen von Burgen,

Schlössern und Dörfern für die Herren Grafen von Boulogne und Etampe angewendet wurden; überdies hält er, wie Euch bekannt ist, glänzend Haus und schenkte so viel an Thibaut und Morinot, seine Diener, daß sie jetzt reich sind.«

»Und Ihr, Bétiac«, sagte ihm der Sire von La Rivière, »habt wohl auch 100 000 Franks als Euren Antheil an der Plünderung bekommen?«

»Messire«, erwiderte Bétiac, »der Herzog von Berry hatte seine Macht von dem Könige, ich die meinige von dem Herzog von Berry; ich war daher so gut wie vom Könige selbst beauftragt, und alle Abgaben, die ich erhob, sind rechtmäßig. Was da von mir blieb, geschah mit Bewilligung des Herzogs von Berry; dieser liebt es, daß seine Leute reich sind, und mein Reichthum ist daher gut und rechtlich, da er mir von ihm kömmt.«

»Das ist thöricht gesprochen«, erwiderte Messire Johann von Lemercier; kein Reichthum ist gut und rechtlich, wenn er durch schlechte Mittel erworben wurde. Kehrt in das Gefängniß zurück, während wir abwägen, was Ihr uns gesagt habt. Wir werden dem Könige Eure Vertheidigungsgründe hinterbringen, und es wird geschehen, wie er es befiehlt.«

»Gott wolle ihn erleuchten!« sagte Bétisac, grüßte seine Richter, und wurde in das Gefängniß abgeführt.

Sobald die Nachricht sich im Lande verbreitete, daß Bétisac durch den König in den Kerker geworfen sei und gerichtet werden sollte, strömte das ganze Volk vom benachbarten Lande in die Stadt. Die Unglücklichen, die er ausgeplündert hatte, drangen mit Gewalt in den Palast des Königs, um Gerechtigkeit von ihm zu fordern. Verließ er denselben, so knieten sie an seinem Wege nieder und überreichten ihm Bittschriften und Klagen. Die Einen waren Kinder, die er zu Waisen gemacht, die Andern Wittwen, die er ihrer Männer beraubt; noch Andere endlich waren Mädchen, die er zu Müttern gemacht, und bei denen Gewalt angewendet wurde, wo Ueberredung nichts half. Alles hatte dieser Mann unter Taxe gesetzt: die Schätze, das Blut und die Ehre. Der König sah wohl, daß das Blut des armen Volkes laut um Rache gegen die Bedrücker schrie,

und befahl, daß der Rath ein Urtheil über ihn fällen sollte. Aber in dem Augenblicke, als die Richter versammelt waren, traten zwei Ritter ein; es waren die Sire von Nantouillet und von Mespín. Sie kamen im Namen des Herzogs von Berry, alles das zu billigen, was Bétisac unternommen hatte, und den König und dessen Ráthe aufzufordern, diesen Menschen in ihre Hände zu liefern, die Untersuchung aber, wenn es ihr Wille sei, gegen den Herzog zu richten.

Der Rath befand sich jetzt in großer Verlegenheit. Der Herzog von Berry konnte früher oder später die Herrschaft über den König wiedergewinnen, und in dieser Vermuthung fürchtete Jeder, ihn unzufrieden zu machen. Auf der andern Seite waren die Bedrückungen und Verbrechen Bétisac's so unleugbar und schreiend, daß es Gott beleidigen hieß, wollte man ihn ungestraft aus dem Gefängnisse entlassen. Man machte zwar den Vorschlag, sein ganzes Vermögen einzuziehen und zum Vortheil der Armen zu verkaufen, wodurch er wieder so arm geworden wäre, wie er zu dem Herzoge von Berry kam; aber der König wollte keine halbe Gerechtigkeit. Er sagte, durch eine solche Wiedererstattung würden nur die befriedigt, die er beraubt hätte; für die Familien aber auf die er Tod und Schande gebracht, sei auch sein Tod und seine Schande zur Sühne nöthig.

Während dieser Verhandlungen erschien ein Greis bei den Ráthen. Er hatte erfahren, worüber sie sich besprochen, und kam nur, dem König und den Untersuchungsrichtern den Vorschlag zu machen, Bétisac zu dem Geständnisse eines Verbrechens zu bringen, das nur ihn persönlich betreffe, so daß es der Herzog von Berry nicht auf seine Rechnung bringen könnte. Man fragte ihn, was dazu nöthig sei, und er erwiderte: »mich in dasselbe Gefängniß zu bringen, in welchem Bétisac sitzt.«

Andere Erklärungen wollte er nicht geben, indem er behauptete, daß die Sache nur ihn angehe. Es geschah daher, wie er es verlangte. Wachen führten ihn öffentlich in das Gefängniß, der Schließer empfing feine Weisung, stieß den Neugekommenen zu Bétisac und schloß die Thür hinter ihm. Der Greis schien nicht zu

wissen, daß das Gefängniß bereits einen Inhaber besitze, er tappte mit den Händen vor sich her, wie Jemand, der, plötzlich in Dunkelheit gestoßen, nicht sehen kann. Als er die Mauer des Kerkers erreicht hatte, setzte er sich nieder, den Rücken gegen die Wand gelehnt, zog die Knie an die Brust, stützte die Ellenbogen darauf, und legte den Kopf in die Hände.

Bétisac, dessen Augen sich seit acht Tagen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah den neuen Ankömmling mit der ganzen Neugier eines Menschen an, der sich in ähnlicher Lage befindet. Er machte eine Bewegung, dessen Aufmerksamkeit zu erwecken, aber der Greis blieb regungslos und wie in Träumerei versunken sitzen. Er richtete daher die Frage an ihn, ob er von außerhalb in das Gefängniß gekommen sei.

Der Greis erhob die Augen und erblickte in einer Ecke den, welcher fragte. Er lag auf den Knien in der Stellung eines Betenden. Dieser Mensch wagte zu beten. Der Greis schauderte, indem er sich so nahe bei dem erblickte, den zu verderben er versprochen hatte. Bétisac wiederholte seine Frage.

»Ja«, erwiderte der Greis kurz.

»Und womit beschäftigte man sich in der Stadt?« fragte Bétisac weiter, indem er sich gleichgültig stellte.

»Mit einem gewissen Bétisac«, erwiderte der Greis.

»Und was sagte man von ihm?« fragte der Schüchterne weiter, für den die Antwort so wichtig war.

»Man sagte, daß endlich Gerechtigkeit geübt und er gehängt werden sollte.«

»Mein Herr Jesus!« rief Bétisac, indem er aufsprang.

Der Greis ließ den Kopf wieder in die Hände sinken, und das Schweigen wurde nur durch den heftigen Athem dessen gestört, der die verhängnisvolle Nachricht empfangen hatte. Er blieb einen Augenblick regungslos stehen, aber bald versagten ihm die Beine den Dienst, er mußte sich gegen die Mauer stützen, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Nach einem kurzen Schweigen fuhr er mit gebrochener Stimme, und ohne seine Stellung zu verändern, fort:

»Heilige Maria ist denn keine Hoffnung für ihn?«

Der Greis blieb schweigend und regungslos, als hätte er die Frage nicht gehört.

»Ich frage Euch, ob keine Hoffnung mehr für ihn ist?« wiederholte Bétisac, indem er heftig auf den Greis zuschritt und ihn am Arme schüttelte.

»O ja«, sagte dieser ruhig, »ihm bleibt noch eine; daß der Strick reißt.«

»O mein Gott, mein Gott!« rief Bétisac, in dem er die Hände rang, »was soll ich thun? wer giebt mir einen Rath?«

»Ach«, sagte der Greis, indem er ihn mit finstern Ausdrücke ansah, als wollte er sich keine Aeußerung seiner Verzweiflung entgehen lassen, »so seid Ihr also der Mensch, den ein ganzes Volk verwünscht? Nicht wahr, die letzten Stunden eines solchen Lebens sind schwer zu ertragen?«

»Ach«, sagte Bétisac, »man nehme Alles, mein Geld, mein Haus, meine Güter. Man werfe sie dem schreienden Volke hin, und lasse mir nur das Leben! Müßte ich es auch in diesem Kerker zubringen, gefesselt an Händen und Füßen, und ohne je das Tageslicht wieder zu erblicken. Aber das Leben, das Leben! ich will leben!«

Der Unglückliche wälzte sich auf dem Boden wie ein Wahnsinniger. Der Greis sah ihm zu, und als er dann erschöpft war, sagte er: »und wer Euch nun einen Rath ertheilte, der Euch aus Eurer Lage befreite?«

Bétisac erhob sich auf die Knie und sah den Greis an, als hätte er in dem Grunde seines Herzens lesen wollen.

»Was sagt Ihr?«

»Ich sage, daß Ihr mir Mitleid einflößet, und daß Alles gut gehen wird, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt.«

»O, sprecht! Ich bin reich – mein ganzes Vermögen –«

Der Greis lachte laut auf.

»So glaubst Du Dein Leben durch das zu erkaufen, was den Verlust desselben herbeizieht? Du wirst dann denken, Deine Schuld gegen die Menschen und gegen Gott abgetragen zu haben.«

»Nein, nein, ich werde noch immer ein großer Sünder sein. Ich weiß es, und bereue in der Bitterkeit meiner Seele. – Aber Ihr sagtet mir, daß Ihr ein Mittel wüßtet, – welches ist es?«

»Wenn ich an Eurer Stelle wäre, wovor mich Gott bewahre, so würde ich, wenn ich wieder vor dem Rathe des Königs erschiene, fortfahren, Alles zu leugnen.«

»Ja, ja«, sagte Bétisac,

»Aber ich würde sagen, daß ich ergriffen von Reue über ein anderes Verbrechen, zum Heile meiner Seele es zu gestehen wünschte. Ich würde sagen, daß ich lange Zeit gegen den Glauben mich verging, daß ich ein Manichäer und ein Ketzer wäre.«

»Aber das ist nicht wahr«, fiel Bétisac ein. »Ich bin ein guter Christ, und glaube an Jesus und die Jungfrau Maria.«

Der Greis fuhr fort, als hätte Bétisac nichts gesagt:

»Ich würde sagen, daß ich ein Manichäer und Keber wäre und noch immer auf meinem Glauben beharrte. Dann würde mich der Bischof von Bèssieres vor sich fordern, denn ich verfiel dadurch dem geistlichen Gerichte; er würde mich zu dem Papste nach Avignon schicken, und da unser heiliger Vater Clemens ein großer Freund des Herzogs von Berry ist –«

»Ich verstehe«, unterbrach ihn Bétisac. »Ja, ja, unser Herr von Berry wird nicht dulden, daß mir irgendein Leid zugefügt werde. Ha, Ihr seid mein Retter!«

Er wollte sich in die Arme des Greises stürzen, aber dieser stieß ihn zurück. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und man kam, Bétisac abzuholen, um ihn wieder vor seine Richter zu stellen. Er glaubte, daß jetzt die paffende Zeit gekommen sei, die ihm gerathene List anzuwenden. Er kniete nieder, bat um die Erlaubniß, zu sprechen, und als ihm dies gewährt worden war, sagte er:

»Edle Herren, ich habe mich mit meinem Gewissen berathen, und fürchte, Gott sehr beleidigt zu haben; nicht dadurch, daß ich das arme Volk ausplünderte, denn Gott sei Dank, ist es erwiesen, daß ich nur auf Befehl meines Gebieters handelte; – aber dadurch, daß ich mich gegen den Glauben verging.«

Die Richter sahen einander verwundert an.

»Ja«, fuhr Bétisac fort, »ja, ihr Herren, denn mein Verstand weigert sich, an die Dreieinigkeit zu glauben, so wie daran, daß der Sohn Gottes herabstieg auf die Erde, durch ein Weib geboren zu werden; von meiner Seele, glaub' ich, bleibt nach meinem Tode nichts übrig.«

Ein Murmeln des Staunens flog durch die ganze Versammlung. Der Sire Lemercier, welcher übrigens sein tödtlichster Feind war, stand jetzt auf und sagte:

»Bétisac, denkt an das, was Ihr sprecht, denn Eure Worte beleidigen die heilige Kirche unsrer Mutter und verlangen Feuer. Ueberlegt daher, was Ihr sagt.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Bétisac, »ob meine Worte Feuer verlangen oder Wasser; aber diese Meinung war die meinige, seit ich meiner selbst bewußt bin, und wird bis zum Tode mein eigen bleiben.«

Die Richter kreuzigten sich hierauf, fürchteten für ihr eigenes Heil, wenn sie ihn noch länger anhörten, und ließen ihn in sein Gefängniß zurückführen. Als er dies betrat, ersuchte er den Greis, ihm zu sagen, was ihm begegnet sei, aber er war nicht mehr hier.

Was in der Seele dieses Menschen bis zum folgenden Tage vorging, ist nur Gott bekannt, doch hätte er am nächsten Tage leugnen können, daß er der Mensch des vergangenen sei. Gott hatte seine Stunden in Jahre verwandelt, denn in einer einzigen Nacht waren seine Haare erbleicht. Als der König die Aussage Bétisac's erfuhr, staunte er sehr über dessen Geständnis.

»Ha!« sagte er, »das ist ein schändlicher Mensch, Wir glaubten, er sei nur ein Dieb, und nun ist er gar ein Ketzer; Wir glaubten, er verdiene nur den Strick, und nun fordert er gar noch dazu den Scheiterhaufen. Gut, es sei, er soll verbrannt und gehängt werden. Und nun mag mein Oheim von Berry kommen, um seine Missethaten auf sich zu laden. Wir wollen sehen, ob er auch diese auf sich nimmt.«

Bald verbreitete sich das Gerücht von dem Geständnisse, das Bétisac abgelegt hatte, in der Stadt; überall sah man auf den

Straßen Gruppen des Volkes, die laut ihre Freude äußerten, denn er wurde überall gehaßt und verwünscht. Aber Niemand staunte mehr über die unerwartete Nachricht, als die beiden Ritter, welche von dem Herzoge von Berry abgesendet worden waren, Bétisac zu reklamieren. Sie sahen, daß er verloren sei, und glaubten, daß er ein solches Geständnis nur auf den Rath eines Feindes abgelegt hätte, genug, es war aber geschehen, und der König hatte das Urtheil gesprochen. Es blieb nur noch die Hoffnung, ihm am folgenden Tage leugnen zu machen, was er an diesem ausgesagt.

Sie eilten daher nach seinem Gefängnisse, um mit ihm zu sprechen, aber der Schließer sagte, daß es ihm, so wie vier bewaffneten Bütteln, die zu diesem Zwecke hergesandt wären, im Namen des Königs und bei Verlust ihres Kopfes verboten sei, irgend Jemand mit dem Gefangenen sprechen zu lassen. Darauf kehrten die Ritter in ihr Gasthaus zurück, bestiegen ihre Pferde, und ritten wieder zu dem Herzoge von Berry, der sie abgesendet hatte.

Am folgenden Tage gegen zehn Uhr Morgens holte man Bétisac aus seinem Gefängnisse ab. Als er sah, daß man ihn nicht vor den Rath des Königs führte, sondern zu dem bischöflichen Palaste, begann er neue Hoffnung zu schöpfen. Er fand die Inquisitoren des Königs und die Mitglieder der heiligen Kirche dort versammelt, und dies bewies ihm aufs Neue, daß die weltliche Gerechtigkeit mit der geistlichen in Conflict gekommen sei. Der Bailli von Bessieres, der ihn bisher im Gefängniß gehalten hatte, sagte zu den Leuten der Kirche:

»Ehrwürdige Herren, hier ist Bétisac, dem wir Euch als Ketzer und Beleidiger des heiligen Glaubens überliefern. Fiele die Bestrafung seines Verbrechens der königlichen Gerechtigkeit anheim, so würde sie bereits erfolgt sein, aber durch seine Ketzerei gehört er dem geistlichen Gerichte an; thut daher mit ihm, was seine Werke verdienen.

Bétisac glaubte sich gerettet.

Der Official des Bischofs fragte ihn hierauf ob er ein so großer Sünder sei, wie man sagte; er sah, daß die Angelegenheit jetzt die Wendung nahm, die man ihm als günstig vorausgesagt hatte, und

antwortete daher mit Ja. Hierauf ließ man das Volk eintreten und gebot Bétisac, daß er sein Geständnis vor demselben wiederhole; er that dies drei Mal, so sehr hatte der Greis ihn berückt, und drei Mal empfing das Volk dies Geständnis mit dem Gebrüll, in welches der Löwe bei dem Geruche des Blutes ausbricht.

Der Official machte ein Zeichen, und Bétisac wurde den Händen der bewaffneten Büttel wieder überliefert, die ihn in die Mitte nahmen und ihm geboten, ihnen zu folgen, Das Volk eilte neben und hinter ihm die Stufen des Palastes herab, umgab und preßte ihn, als fürchte es, daß er ihm noch entschlüpfen möchte. Bétisac glaubte, man führe ihn aus der Stadt, um ihn nach Avignon zu bringen. Am Fuße der Treppe fand er den Greis auf einem Steine sitzend; sein Gesicht zeigte den Ausdruck der Freude, den Bétisac günstig für sich auslegte. Er nickte ihm zu.

»Ja, ja, Alles geht gut, nicht wahr?« sagte der Greis.

Er lachte, stieg auf seinen Stein, von welchem er die ganze Menschenmenge überragte, und rief Bétisac zu:

»Bétisac, vergiß nicht, wem du den Rath verdankst; ich bin es.«

Sogleich sprang er von dem Steine herab, und eilte mit einer Schnelligkeit, die sein Alter ihm zu ließ, durch eine Seitenstraße nach dem Palaste.

Bétisac wurde dahin durch die Hauptstraße gebracht, stets umgeben von der Menge, welche von Zeit zu Zeit in jenes wilde Gemurmeln ausbrach, das man in unserer Zeit hinlänglich kennen gelernt hat. Der Schuldige erblickte hierin nur den Zornausdruck des Volkes, das sich seine Beute entschlüpfen sah, und er staunte, daß es ihn so ruhig aus den Mauern von Bessieres fortließ. Auf dem Platze vor dem Palaste angelangt, ertönte von dorthier ein lautes Geschrei, dem die antworteten, die ihn begleiteten. Die Menge öffnete sich und drängte sich um die Mitte des Platzes; hier stand ein Scheiterhaufen, und auf demselben erhob sich ein Galgen, welcher gegen die große Straße seinen nackten Arm ausstreckte, an dessen Ende eine Kette mit einem eisernen Ringe herabhing. Bétisac sah sich plötzlich allein von seinen vier Wachen, umringt; denn jeder war bemüht gewesen, den besten Platz rings um den Holzstoß zu

gewinnen.

Jetzt zeigte sich die nackte Wahrheit diesem Menschen, und sie trug die Gestalt des Todes.

»Ach, Herr Herzog von Berry!« rief er aus, »es ist um mich geschehen! zu Hilfe! zu Hilfe!«

Die Menge antwortete hierauf durch Geschrei der Verwünschung gegen den Herzog von Berry und seinen Schatzmeister. Der Verbrecher weigerte sich, weiter zu gehen; die vier Wachen nahmen ihn da her auf die Arme und trugen ihn vorwärts. Er sträubte sich, daß er kein Ketzer sei, daß er an den Mensch gewordenen Christus und die heilige Maria glaube. Er flehte Gott an, die Wahrheit seiner Worte zu bekräftigen; er bat das Volk um Gnade, aber nur lautes Gelächter antwortete ihm. Er bat den Herzog von Berry um Beistand, und jedesmal antwortete bei einem solchen Rufe das Geschrei: zum Tode! zum Tode!

Endlich setzten die Kerkerknechte ihn am Fuße des Scheiterhaufens nieder, gegen einen der Pfeiler, welche die Barriere trugen. Der Greis lehnte dagegen.

»Ha, verwünscht!« rief Bétisac, indem er ihn erblickte, »du bist es, der mich hierher brachte. Meine Herren, meine Herren, ich bin nicht strafbar; da ist der Schändliche, der mich verlockt hat. Zu mir, meine Herren, zu mir!«

Der Greis lachte.

»Ei, du hast ein gutes Gedächtniß«, sagte er, »du vergißt die Freunde nicht, die dir einen guten Rath ertheilen. Empfange noch einen letzten, Bétisac.«

»Ja, meine Herren«, sagte Bétisac, der da durch Zeit zu gewinnen hoffte; »ja, einen Priester, einen Priester!«

»Und wozu?« schrie der Greis, da keine Seele zu retten und sein Körper verloren ist?«

»Zum Tode! zum Tode!« heulte das Volk. Der Henker näherte sich.

»Bétisac«, sagte er, »es ist befohlen, daß Ihr sterben sollt; Eure schlechten Thaten führen Euch zu einem schlechten Ende.«

Bétisac stand regungslos, mit starrem Blick und zu Berge

gesträubten Haaren. Der Henker ergriff ihn bei der Hand; er ließ sich wie ein Kind führen. Auf dem Scheiterhaufen hob er ihn auf seinem Arme empor, seine Knechte öffneten das Halsband und legten es Bétisac um. Er hing so ohne erwürgt zu werden. In diesem Augenblicke sprang der Greis nach der Pechfackel, die an der Seite brannte und setzte den Scheiterhaufen in Flammen. Der Henker und seine Knechte sprangen herab.

Die Flamme gab dem Unglücklichen, den sie verzehren sollte, eine ganze Kraft wieder. Ohne einen Schrei auszustoßen, ohne weiter um Gnade zu flehen, ergriff er mit beiden Händen die Kette, an der er hing, wand sich an deren Ringen empor, erreichte den Arm des Galgens und klammerte sich daran fest, indem er sich so viel als möglich von dem Scheiterhaufen entfernte. So hielt er sich fern von der Flamme, so lange diese nur noch den untern Theil von dem Scheiterhaufen erfaßt hatte, aber bald breitete sie sich weiter aus und streckte gleich einer gierigen Schlange die spitzige Zunge gegen Bétisac aus, Rauch und Funken um ihn sprühend; endlich schien sie ihn mit ihrer Gluthzunge zu belecken. Der Unglückliche stieß bei dieser tödtlichen Liebkosung ein gellendes Angstgeschrei aus; das Feuer hatte seine Kleider ergriffen.

Es entstand ein feierliches Schweigen, als hätten die Zuschauer sich verabredet, sich nichts von dem letzten Kampfe des Geschöpfes mit dem Elemente, des Lebens mit dem Tode entgehen zu lassen. Man hörte die Klagelaute des Einen, das Freudenjauchzen des Andern. Der Mensch und das Feuer, das Opfer und der Henker, schienen sich nun zu umschlingen und mit einander zu ringen; bald aber erklärte der Mensch sich besiegt, seine Füße gaben ihren Halt auf, seine Hände konnten die glühend gewordene Kette nicht mehr umklammern, er stieß einen lauten, gräßlichen Schmerzensschrei aus und stürzte herab in die Mitte der Flammen. Noch einige Sekunden wand sich hier die unförmliche Gestalt, die noch kurz zuvor ein Mensch gewesen war, dann streckte sie sich lang aus und blieb zuletzt regungslos. Einen Augenblick darauf riß der Ring aus dem verbrannten Arme des Galgens und der Leichnam verschwand in dem Brande des Scheiterhaufens, als

stürze er in die Hölle hinab,

Jetzt kam wieder Leben in die noch wortlose Menge; sie verlief sich allmählich und nur der Greis blieb am Fuße des Scheiterhaufens zurück. Den scheuen Blick rückwärts gewendet, fragte man sich, ob das nicht Satan sei, gekommen, um die Seele eines Verdammten in Empfang zu nehmen.

Dieser Greis war ein Vater, dessen Tochter Bétisac geschändet hatte.

VI.

Wir bitten unsere Leser, um die einzelnen Umstände des Ganzen, das zu schildern wir uns vor genommen, besser zu übersehen, uns außerhalb den Mauern Béziers zu folgen. Willigen sie ein, die reichen Ebenen Languedoc's und der Provence zu verlassen, und Städte mit dem wohlklingenden Namen, wo man die Tochttersprache Roms und Athen's spricht, die Olivenhaine, von silbernen Bächen durch rieselt, an deren Ufern Rosenlorbeeren blühen, und mit uns die bergigen Gegenden der Bretagne mit ihren hundertjährigen Eichenwäldern, ihrer Ursprache, ihren Ocean mit den tiefen grünen Fluthen zu besuchen, so wollen wir sie an einige Orte der alten Stadt Vannes geleiten und sie in einer jener festen Burgen einführen, welche der Wohnsitz jener großen Vasallen waren, die sich stets bereit zeigten, große Rebellen zu werden. Dort erblicken wir an einer Tafel von künstlich geschnitztem Holzwerk, auf der ein Krug von künstlicher Silberarbeit, gefüllt mit gewürztem Weine stand, zwei Männer; der Eine hatte häufigen freundschaftlichen Verkehr mit diesem Krüge, aus dem er oft sein Glas füllte, der Andere aber zeigte sich mäßig und zurückhaltend und wies stets die Einladungen seines Gefährten ab, indem er sein Glas mit der Hand bedeckte.

Der, welchen wir als den wenigst eifrigen Anhänger der Mäßigkeit bezeichneten, war ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, ergraut unter der Kriegsrüstung, mit der er noch jetzt zu dem größten Theile bekleidet war. Seine gebräunte Stirn, an der zu beiden Seiten ein graues Haar herabhing, war weniger durch das Alter gefurcht, als durch den beständigen Druck des Helmes. In den Zwischenräumen der Beschäftigung, deren wir er wähten, stützte er seinen Ellenbogen auf den Tisch; sein Kinn lehnte sich auf die beiden gewaltigen Hände, und sein mit einem tüchtigen Schnurrbarte gezierter Mund befand sich so in gleicher Höhe mit dem Krüge, dessen durch feine wiederholten Angriffe abnehmende Flüssigkeit er mit gierigem Blicke zu verfolgen schien.

Der Andere war ein schöner junger Mann, ganz in Sammt und Seide gekleidet, der nachlässig in einem großen Armsessel ruhte, das Haupt rückwärts gelehnt, und der diese Stellung nur verließ, um, wie erwähnt, die Hand auf das Glas zu decken, wenn der alte Krieger ihn mit einer neuen Ladung Wein bedrohte, dessen Werth beide so verschieden zu betrachten schienen.

»Meiner Treu, mein Vetter von Craon«, sagte der Greis, indem er zum letzten Male den Krug auf die Tafel setzte, man muß gestehen, daß Ihr trotz Eurer Abstammung mütterlicherseits von dem König Robert, den Schimpf, den der Herzog von Touraine Euch angethan, mit merkwürdiger Philosophie ertragen habt.

»Ei, mein gnädiger Herr von Bretagne«, er widerte Peter von Craon, ohne seine Stellung zu verändern, »was Teufel wolltet Ihr, daß ich gegen den Bruder des Königs beginnen sollte?«

»Gegen den Bruder des Königs? – es sei, obgleich das für mich kein Hinderniß gewesen wäre. Der Bruder des Königs ist nur Herzog und Edelmann gleich mir, und thät er mir das, was er Euch that – aber ich werde mich dem nie aussetzen, darum wollen wir nicht von ihm sprechen. Aber seht Ihr wohl, es ist ein Mensch, der die ganze Geschichte eingefädelt hat.«

»Ich glaube es«, erwidert der Ritter nachlässig.

»Und dieser Mensch, seht Ihr wohl«, fuhr der Herzog fort, indem er sein Glas wieder füllte und es halb zum Munde führte, »dieser Mensch – ebenso wahr, als dieser Hyppocras, der nicht nach Eurem Geschmack zu sein scheint, aus dem besten Weine, den man in Dijon gewinnt, den besten Honig, den man in Narbonne zieht, und den feinsten aromatischen Kräutern Asiens zusammengesetzt ist – eben so gewiß ist dieser Mensch Niemand anders, als der niederträchtige Clisson;« und dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch.

»Ich bin ganz Eurer Meinung, gnädiger Herr«, erwiderte mit derselben Gleichgültigkeit der Messire Peter, welcher sich zum Gesetz gemacht zu haben schien, in eben dem Maaße kälter zu werden, als der Herzog sich ereiferte.

»Und Ihr habt Paris mit dieser Ueberzeugung verlassen, ohne den

Versuch zu machen, Euch an diesen Menschen zu rächen?« erwiderte der Herzog.

»Ich hatte einen Augenblick den Gedanken daran, aber eine Betrachtung hielt mich zurück.«

»Und welche, wenn es Euch gefällig ist?« sagte der Herzog, indem er sich in seinen Armsessel zu rückwarf.

»Welche?« sagte Peter, stützte jetzt seinerseits die Ellenbogen auf den Tisch, das Kinn in die Hände und sah den Herzog starr an. »Welche? Ihr sollt sie kennen lernen, gnädiger Herr. Ich sagte zu mir selbst: dieser Mensch, der mich jetzt beleidigt, mich, einen einfachen Ritter, beleidigte eines Tags noch schmählicher einen der ersten Großen von Frankreich, einen Herzog, der so reich und mächtig war, daß er gegen einen König hätte Krieg führen können. Dieser Herzog hatte das Schloß Gavre den berühmten Johann Schandos geschenkt, und als er Clisson davon sagte, erwiderte er: »»Der Teufel soll mich holen, Monseigneur, wenn ich jemals einen Engländer als Nachbar dulde!««

»Noch an eben demselben Abend wurde das Schloß Gavre erobert, und am nächsten Tage wurde es geschleift. Ich weiß nicht mehr, wem der Connetable diesen Schimpf zufügte, aber dessen erinnere ich mich noch, daß es ein Herzog war. Auf Eure Gesundheit, gnädiger Herr!«

Peter von Craon ergriff sein Glas, leerte es auf einen Zug, und setzte es wieder auf die Tafel nieder.

»Bei der Seele meines Vaters«, sagte der Herzog erbleichend, »Ihr sagt uns das, um Uns zu ärgern, Vetter, denn Ihr wißt wohl, daß uns dies widerfuhr, aber ebenso auch, daß der Freche sechs Monate darauf in eben diesem Schlosse gefangen saß.«

»Und was er gesund und wohlbehalten verlassen hat.«

»Ja, indem er mir hunderttausend Livres auszahlte und eine Stadt und drei Schlösser abtrat.«

»Aber er behielt sein verwünschtes Leben«, sagte Craon mit lauterer Stimme, »sein Leben, welches der mächtige Herzog von Bretagne ihm nicht zu nehmen wagte, indem er den Haß seines Gebieters auf sich zu laden fürchtete. Hunderttausend Livres, eine

Stadt und drei Schlösser! O, über die schöne Rache gegen einen Menschen, der 1,700.000 Livres, zehn Städte und zwanzig Schlösser besitzt. Nein, nein, mein Vetter, sprecht offen; Ihr hieltet ihn für entwaffnet, gefesselt, in dem tiefen und finstersten Kerker eines Schlosses gefangen. Ihr haßt ihn tödtlich und Ihr wagtet nicht, ihm den Tod zu geben!«

»Ich gab Bavalan den Befehl dazu, aber er that es nicht.«

»Und er hatte Recht, Monseigneur, denn wenn ihn der König als den Mörder des Connetable gefordert hätte, würde der, welcher ihm den Befehl dazu ertheilte, wahrscheinlich es nicht gewagt haben, sich dem königlichen Zorne auszusetzen. Vielleicht hätte der treue Diener, der doch nur das Schwert war, sich von dem Arme verlassen gesehen, und von je feinerem Stahle das Schwert ist, um desto leichter läßt es sich zerbrechen.«

»Mein Vetter«, sagte der Herzog, indem er aufstand, »Ihr verdächtigt. Unsere Ehre, glaub' ich; Wir hatten Bavalan unser Wort gegeben, ihn zu schützen, und wir würden es beim Himmel gethan haben, sowohl gegen den König von Frankreich, als gegen den deutschen Kaiser und den Papst von Rom. Nur eins verdrießt uns«, fuhr er fort, indem er sich wieder setzte und den ganzen Ausdruck seines Hasses annahm, »daß Bavalan uns nicht gehorchte, und daß Niemand bereit ist, zu thun, was er verweigerte.«

»Und wenn Jemand sich dazu erböte, dürfte er überzeugt sein, nach vollbrachter That bei dem Herzoge von Bretagne Schutz und Zuflucht zu finden?«

»Ein ebenso sicheres Asyl, als das Heiligthum einer Kirche ist«, erwiderte der Herzog mit feierlicher Stimme, »eine Unterstützung, so kräftig, als dieser Arm sie zu geben vermag. Ich schwöre das bei dem Grabe meiner Väter, dem Wappen meines Schildes, dem Kreuze meines Schwertes. Es komme ein solcher Mann, und die Sache ist in Richtigkeit.«

»Sie ist es, gnädiger Herr!« rief Craon, indem er aufstand und die Hand des alten Herzogs mit einer Kraft drückte, deren ihn dieser gar nicht fähig gehalten hatte. »Warum sagtet Ihr das nicht früher? so wäre die Sache jetzt abgemacht.«

Der Herzog sah Craon voll Verwunderung an.

»Ihr glaubtet wohl«, fuhr der Ritter, die Arme kreuzend, fort, »daß die Beleidigung an meiner Brust abgeglitten sei, wie die Lanze am Stahle meines Panzers? Nein, nein, sie ist tief eingedrungen und hat mir das Herz verwundet. Ich bin Euch heiter und sorglos erschienen, aber dennoch sagtet Ihr mir oft, daß ich blaß aussähe. Das ist der Krebs, der mir die Brust zernagt und mir mit den Zähnen dieses Menschen zernagen wird, so lange er selbst lebt. Jetzt kehren die Farben der Freude und der Gesundheit auf meine Wangen zurück, denn von jetzt an gerechnet, beginnt meine Genesung, und in einigen Tagen hoffe ich ganz hergestellt zu sein.«

»Wie das?«

Craon setzte sich wieder.

»Hört, gnädiger Herr, ich wartete nur auf dies Wort, um Euch Alles mitzuthemen. Ich habe in Paris bei dem Kirchhofe von St. Johann ein großes Hôtel, welches nur durch einen Castellan bewohnt wird, der mir ganz ergeben ist, und auf den ich fest bauen kann. Ich habe ihm vor länger als drei Monaten geschrieben, in meinem Hôtel starke Vorräthe von Wein, Mehl und gesalzenem Fleisch anzulegen, Rüstungen, Panzerhemden, Waffen für vierzig Mann anzuschaffen. Diese vierzig Mann habe ich angeworben und selbst ausgewählt; es sind kecke Bursche, die weder Gott noch Teufel scheuen, und in die Hölle hinabsteigen würden, sähen sie mich an ihrer Spitze.«

»Aber«, sagte der Herzog, »Ihr würdet bemerkt werden, wenn Ihr mit einem so zahlreichen Gefolge nach Paris zurückkehrtet.«

»Dafür werde ich mich wohl hüten. Schon seit zwei Monaten sind sie allmählig zu zweien, dreien und vieren nach der Hauptstadt geschafft. Einmal in dem Hôtel angelangt, haben sie den Befehl, es nicht mehr zu verlassen, und der Castellan den, sie reichlich zu verpflegen. Sie sind eine Art von Mönche, die der Hölle entgegenarbeiten. Begreift Ihr jetzt, gnädiger Herr? Der nichtswürdige Connetable bringt fast alle Abende bei dem Könige zu und verläßt ihn gewöhnlich erst um Mitternacht. Um sich nach seinem Hôtel Clisson in der rue de Bretagne zu begeben, kömmt er durch die rues Saint Catharine und de Poulies, welche um diese Zeit

stets öde sind, und wobei er an dem Kirchhofe von St. Johann vorüber muß.«

»Meiner Treu, Vetter«, sagte der Herzog, »die Sache ist gut angelegt.«

»Und wird gut enden, Monseigneur, wenn Gott sich nicht hinein mischt, denn das Ganze ist eine Teufelsangelegenheit.«

»Und wie lange denkt Ihr noch bei uns zu bleiben, wo Ihr übrigens ein gern gesehener Gast seid?«

»So lange, gnädiger Herr, als nöthig ist, mein Pferd satteln zu lassen, denn hier ist der Brief meines Castellans, den ich diesen Morgen durch einen Boten empfang, und der mir meldet, daß meine letzte Mannschaft angekommen ist.«

Bei diesen Worten piff Peter von Craon seinem Stallmeister und befahl, sein Pferd zu satteln.

»Wollt Ihr nicht noch diese Nacht in Unserm Schloß Hermine bleiben, mein schöner Vetter?« sagte der Herzog, als er diese Vorbereitung sah.

»Ich bin Euch sehr dankbar, Monseigneur, aber jetzt, da ich weiß, daß Alles bereit ist und man nur noch auf mich wartet, darf ich nicht um eine Stunde, eine Minute, eine Sekunde zögern. Wie könnt Ihr verlangen, daß ich mich in einem Bette niederlege oder vor einem Tische niedersetze? Ich muß fort, Monseigneur, und zwar auf dem kürzesten Wege. Ich bedarf der Luft, der Bewegung, lebt wohl, Monseigneur, ich habe Euer Wort.«

»Und ich erneure es Euch.«

»Ein zweites Versprechen verlangen, hieße an dem ersten zweifeln.«

Bei diesen Worten gürtete Peter von Craon sein Schwert um, zog die Stiefeln von grauem Leder, mit rothem Plüsch gefüttert, über die Knie herauf, nahm einen letzten Abschied vom Herzoge, und schwang sich langsam aufs Pferd.

Er setzte seine Reise so leicht und glücklich fort, daß er am Abende des siebenten Tages, seit er das Schloß Hermine verließ, Paris erblickte. Er wartete bis zum gänzlichen Einbruch der Nacht,

um die Stadt zu betreten, und langte in seinem Hôtel mit eben so wenig Geräusch und Aufsehen an, als alle die Leute, die er vorausgeschickt hatte. Kaum vom Pferde gestiegen, gab er dem Knechte, der am Thore wachte, den Befehl, bei Verlust seiner Augen. Niemand in sein Zimmer zu lassen. Der Knecht überbrachte diesen Befehl dem Kastellan, der das Hôtel hütete, und dieser schloß Frau, Kinder und Mädchen in seine Stube ein.

Und das war sehr vernünftig, sagte Froissard sehr naiv, denn wenn Frau und Kinder auf die Straße gelassen worden wären, hätte man bald die Ankunft des Messire Peter gewußt.

Nach diesen getroffenen Vorsichtsmaßregeln wählte Peter von Craon die verschlagendsten seiner Leute und stellte sie den Thürhütern vor, damit dieser sie zu jeder Stunde frei ein- und ausließe. Sie er hielten den Auftrag, den Connetable zu umgeben und ihm Schritt vor Schritt zu folgen, damit ein Feind von Allem Kunde bekäme, was er vornahm. Jedem Abend wußte er daher auch, was er den Tag über begonnen, und wo er den Abend zubringen würde. So blieben aber die Sachen stehen, und es bot sich keine sichere Gelegenheit zur Ausführung feiner Rache, vom 14. Mai bis zum 18. Juni, dem Tage des Frohnleichnamfestes.

An diesem Tage hielt der König von Frankreich offenen Hof in seinem Hôtel St. Paul, und alle Barone und Herren seines Reiches, in Paris anwesend, waren zu einem Mahle geladen, dem auch die Königin und die Herzogin von Touraine bei wohnten. Nach der Mahlzeit und zur Unterhaltung der Damen wurde in dem innern Raume des Hôtels ein Rennen gehalten. Messire Wilhelm von Flandern, Graf von Namur riefen die Herolde als Sieger aus; er hatte den Preis aus den Händen der Königin und denen der Madame Valentine empfangen; dann tanzte man bis Mitternacht. Um diese Stunde dachte. Jeder daran, sich in sein Hôtel oder seine Wohnung zurück zu begeben, und fast Alle verließen das Schloß ohne Begleitung. Messire Olivier von Clisson blieb bis zuletzt, nahm dann Abschied vom Könige, und kehrte hierauf in die Gemächer des Herzogs von Touraine zurück. Er fand diesen damit beschäftigt, seine Toilette zu ordnen, statt sich auszuziehen. Als er ihn so

beschäftigt fand, fragte er ihn lachend, ob er nicht bei Poulain schlafen wolle. Dieser Poulain war der Schatzmeister des Herzogs von Touraine, und unter dem Vorwande, seine Rechnungen zu prüfen, verließ er oft Abends das Hôtel St. Paul, aus dem er sonst während der Nacht nicht hätte gelangen können und ging zu seinem Schatzmeister, um dort größerer Freiheit zu genießen, denn von dort begab er sich dahin, wohin das Vergnügen ihn führte. Der Herzog sah wohl, was der Connetable sagen wollte, legte ihm die Hand auf die Schulter und erwiderte lachend:

»Connetable, ich weiß noch nicht, wo ich schlafen werde, und ob ich deshalb weit oder nahe gehen muß. Vielleicht verlasse ich das Hôtel St. Paul diese Nacht nicht, doch was Sie betrifft, so rathe ich Ihnen zu gehen, denn es ist spät.«

»Gott verleihe Ihnen eine gute Nacht, Monseigneur!« sagte der Connetable. »Ich danke. In dieser Hinsicht aber, erwiderte der Herzog lachend, »habe ich mich nicht sehr zu beklagen und glaube, daß sich Gott mehr mit meinen Nächten, als mit meinen Tagen beschäftigt, Lebt wohl, Clisson.«

Der Connetable sah wohl, daß er den Herzog belästigen würde, wenn er noch länger bliebe, verneigte sich daher zum Abschied und ging zu seinen Leuten und Pferden, die seiner auf dem Platze vor dem Hôtel warteten. Es waren acht Diener, und außerdem noch zwei Knechte, welche Fackeln trugen.

Als der Connetable zu Pferde saß, zündeten die Diener ihre Fackeln an und gingen nach der rue Saint Catharine einige Schritte vor ihrem Gebieter voraus. Seine übrigen Leute folgten ihm, ausgenommen ein Stallmeister, den er an seine Seite berufen hatte, ihm Befehle wegen einer Mahlzeit zu ertheilen, welche er am folgenden Tage dem Herzoge von Touraine, dem Sir von Coucy, dem Messire Johann von Vienne und einigen Andern geben wollte.

In diesem Augenblicke gingen zwei Männer an den Fackelträgern vorüber, und schlugen ihnen die Fackeln aus den Händen, daß sie verlöschten.

Der Connetable hielt sein Pferd kurz an, aber er glaubte, es sei ein Scherz des Herzogs von Touraine, welcher ihn eingeholt hatte, und

rief heiter: »Meiner Treu, Monseigneur, das ist nicht Recht; aber ich verzeihe es Ihnen, denn Sie sind jung und finden in Allem Freude und Spiel.«

Bei diesen Worten sah er sich um und eine große Menge unbekannter Reiter unter seine Leute gemischt; zwei dieser Unbekannten waren nur wenige Schritte von ihm entfernt. Jetzt begann Verdacht sich in ihm zu regen, er hielt fein Pferd an, und rief: »Wer seid Ihr? und was heißt –«

»Zum Tode, zum Tode mit Clisson«, rief der Mensch, welcher ihm zunächst war, und zog sein Schwert.

»Zum Tode mit Clisson!« rief der Connetable, »das ist ein freches Wort. Wer bist Du, der es auszusprechen wagt?«

»Ich bin Peter von Craon, Euer Feind«, sagte der Ritter, »Ihr habt mich so vielfältig beleidigt, daß ich mich endlich rächen muß.« Darauf stützte er sich in die Bügel, wendete sich zu seinen Leuten, und schrie ihnen zu: »Ich habe den, den ich suche, drauf! drauf!«

Bei diesem Worte stürzte er auf den Connetable ein, während seine Leute dessen Gefolge auseinander sprengten und zerstreuten. Aber obgleich ohne Rüstung und überfallen, war Messire Olivier dennoch nicht der Mann, den man leicht niederwirft. Er zog ein kleines Schwert von etwa zwei Fuß Länge, das er mehr zum Schmuck, als zur Vertheidigung genommen hatte, deckte sich den Kopf mit dem linken Arme und drängte sein Pferd gegen die Mauer, daß man ihn nur von vorne angreifen könne.

»Sollen wir Alle tödten?« riefen die Leute Peters von Craon.

»Ja«, erwiderte dieser, indem er auf den Connetable einhieb, »aber zu mir, hierher! der verfluchte Connetable sterbe! kommt!«

Zwei oder drei seiner Leute kamen ihm zu Hilfe, aber die Kraft und Gewandtheit Clisson's war einem solchen Kampfe dennoch nicht gewachsen, und während er mit dem linken Arme einen Streich auffing, mit dem rechten einen führte, sank das Schwert Peters von Craon auf seinen unbedeckten Kopf her ab. Clisson stieß einen Seufzer aus, ließ seine Waffe fallen und stürzte vom Pferde, mit dem Kopf gegen eine Thür, welche nachgab; so lag er an der Erde, mit der Hälfte seines Körpers in dem Hause eines Bäckers, der mit

seiner Arbeit beschäftigt gewesen war, und die Thür halb öffnete, um zu sehen, was der gewaltige Lärm auf der Straße verursachte.

Messire Peter von Craon wollte in das Haus hineinreiten, aber die Thür war zu niedrig.

»Soll ich absteigen und ihn vollends abthun?« sagte Einer der Leute.

Ohne zu antworten ließ Craon ein Pferd auf die Beine und Schenkel des Connetable treten, und als er sah, daß er kein Zeichen des Lebens gab, sagte er: »es ist unnütz, wir haben ihm genug gegeben; ist er nicht todt, so ist es doch auch Nicht viel besser; er ist am Kopf getroffen worden, und das von gutem Arm, das schwör' ich Euch. Auf also, Ihr Herren! Wir treffen uns jenseits des Thores von Saint Antoine⁸.

Kaum hatten die Mörder sich entfernt, als die Leute des Connetable, denen kein großes Uebel zu gefügt worden war, sich um den Körper ihres Gebieters sammelten. Als der Bäcker erfuhr, daß der Verwundete der Connetable sei, bot er mit Freuden sein Haus an. Man legte den Verwundeten auf ein Bett, brachte Licht, und Alle brachen in ein lautes Geschrei aus, denn sie glaubten, ihr Gebieter sei todt, als sie auf der Stirn eine breite Wunde und Gesicht und Kleider voll Blut erblickten.

Indessen war Einer von den Leuten des Connetables nach dem Hôtel St. Paul geeilt, und als man seine Farben hier erkannte, führte man ihn in das Zimmer des Königs, welcher sich ermüdet eben in eine Gemächer zurückgezogen hatte. Er fand im Begriff, zu Bett zu gehen, als dieser Mensch bleich und entstellt eintrat und laut ausrief: »Ach, Monseigneur! welch eine traurige Sache! welch großes Unglück!«

»Was giebt's denn?« sagte der König.

»Messire Oliviers von Clisson, Euer Connetable, ist ermordet worden.«

»Und wer hat dies Verbrechen begangen? fragte der König,

»Ach, wir wissen es nicht, aber das Unglück widerfuhr ihm nahe bei Eurem Hôtel in der rue Saint Catharine.«

»Fackeln, Fackeln, Diener!« rief der König. »Todt oder lebend will ich meinen Connetable wiedersehen.«

Er warf ein leichtes Gewand über, und in fünf Minuten waren Bewaffnete und Diener zu seiner Begleitung bereit. Der König wollte nicht einmal auf ein Pferd warten, und verließ das Hôtel St. Paul zu Fuß, nur von seinen Fackelträgern und seinen Kammerherren begleitet, Messire Wilhelm Martel und Messire Helion von Lignac. Er ging rasch und gelangte bald zu dem Hause des Bäckers. Seine Kammerherren und die Diener blieben vor der Thür, er aber trat heftig ein, ging gerade auf das Bett zu, nahm die Hand des Verwundeten und sagte: »ich bin es, Connetable, wie fühlt Ihr Euch?«

»Theurer Sire!« erwiderte der Connetable, »matt und schwach.«

»Und wer versetzte Euch in diesen Zustand, mein braver Olivier?«

»Messire Peter von Craon und seine Mitschuldigen; sie überfielen mich verrätherischer Weise, als ich ohne Argwohn und ohne Vertheidigung war.«

»Connetable«, sagte der König, indem er die Hand über das Bett streckte, »nie soll ein Verbrechen so schwer gebüßt worden sein, als dieses. Aber jetzt wollen wir uns mit Eurer Rettung beschäftigen; wo sind die Ärzte und Wundärzte?«

»Man holt sie, gnädigster Herr!« sagte einer von den Leuten des Connetable. In diesem Augenblicke traten sie ein. Der König ging auf den Vordersten zu und führte ihn an das Lager.

»Betrachtet meinen Connetable, Ihr Herren«, sagte er, »und erklärt mir schnell, wie es mit ihm steht, denn ich bin trauriger über seine Verwundung, als hätte das Schwert mich selbst getroffen.«

Die Aerzte untersuchten die Wunde des Connetable's; aber der König war so ungeduldig, daß er ihnen kaum die Zeit ließ, den Verband anzulegen,

»Ist Todesgefahr vorhanden, Ihr Herren?« wiederholte er alle Augenblicke, »So antwortet mir doch!«

Der, welcher der Geschickteste zu sein schien, wendete sich hierauf zu dem König und sagte:

»Nein, Sire; wir schwören es Euch, daß der Connetable in vierzehn Tagen das Pferd wieder besteigen kann.«

Der König suchte eine Kette, eine Börse, kurz irgend so etwas, um es diesem Menschen zu schenken, als er nichts fand, umarmte er ihn und ging dann zu dem Connetable.

»Nun, Olivier«, sagte er, »Ihr hört es; in vierzehn Tagen seid Ihr wieder so gesund, als wäre Euch nichts widerfahren. Ihr habt uns da eine köstliche Nachricht gegeben, Ihr Herren, Wir werden sie Euch nicht vergessen. Was Euch betrifft, Clisson, so bekümmert Euch um nichts, als um Eure Genesung, denn ich sagte es Euch und wiederhole es noch ein Mal: nie so ein Vergehen so gezüchtigt, nie ein Verbrechen härter bestraft, ein vergossenes Blut mit mehr Blut gerächt werden. Verlaßt Euch auf mich; das ist meine Sache.«

»Gott vergelte es Euch, Sire!« sagte der Connetable, »und segne Euch besonders den freundlichen Besuch.«

»Es wird nicht der letzte sein, mein lieber Clisson, denn ich gebe den Befehl, daß man Euch in unser Hôtel bringt, denn es ist weniger weit als das Eurige.«

Clisson wollte die Hand des Königs an seine Lippen ziehen, aber Carl umarmte ihn wie einen Bruder.

»Ich muß Euch verlassen, Clisson«, sagte er dann, »denn ich habe nach dem Hôtel St. Paul den Oberrichter von Paris bestellt, ihm meine Befehle zu ertheilen.«

Er schied von dem Connetable, und kehrte nach seinem Hôtel zurück, wo er in der That den Oberrichter bereits vorfand.

»Oberrichter«, sagte der König, indem er sich in einen Armsessel warf, »nehmt Leute, wo Ihr wollt, wo Ihr könnt; gebt ihnen tüchtige Rosse, und laßt sie auf Wegen und Fußsteigen, über Berge und Thäler, den Verräther Craon verfolgen, der unsern Connetable verwundet hat. Wisset, daß Ihr Uns keinen größern Dienst erzeigen könnt, als ihn aufzufinden, gefangen zu nehmen und uns zuzuführen.«

»,Sire«, erwiderte der Oberrichter, »ich werde thun, was in meiner Macht steht, aber welchen Weg kann er eingeschlagen haben?«

»Das zu erforschen, ist Eure Sache«, sagte der König. »Geht!«

Der Oberrichter ging. – Sein Auftrag war schwierig, denn um diese Zeit blieben die vier Hauptthore von Paris Tag und Nacht offen, in Folge einer Ordonnanz, die der König nach der Rückkehr aus der Schlacht von Rosebrique erlassen hatte, wo er die Flammländer schlug. Messire Olivier von Clisson selbst hatte diesen Befehl bewirkt, damit der König stets Herr in seiner Stadt Paris sei, deren Bürger sich in seiner Abwesenheit empört hatten. Die Thorflügel wurden ausgehoben, die Ketten von den Straßen und Kreuzwegen genommen, so daß die königliche Schaarwache während der Nacht überall hindurch konnte. War es nicht wunderbar, daß Messire Clisson, der diese Ordonnanz bewirkte, die Strafe dafür erlitt? denn wären die Thore geschlossen, die Ketten gezogen gewesen, so hätte Peter von Craon, es nimmermehr gewagt, dem Könige und dem Connetable die Beleidigung zuzufügen; denn er hätte gewußt, daß er nach dem vollbrachten Verbrechen, der Strafe dafür nicht entgehen konnte.

So war es aber jetzt nicht. Als Peter von Craon und seine Mitverschwornen an dem bezeichneten Orte anlangten, fanden sie die Thore offen und das Feld frei. Die Einen sagten, daß er auf der Brücke von Charenton über die Seine ging; Andere behaupteten, er sei um die Wälle gegangen, am Fuße des Montmartre vorüber, das Thor Saint Honoré links lassend und sei bei Ponson über den Fluß gegangen. Das war wenigstens gewiß, daß er gegen acht Uhr zu Chartre mit den Bestberittenen seines Haufens anlangte, die Andern hatten sich zerstreut, entweder weil ihre Pferde erschöpft waren, oder weil sie keinen Verdacht durch einen so bedeutenden Haufen erwecken wollten. Dort fand er bei einem Canonicus frische Pferde, und eine Stunde darauf war er schon wieder auf der Straße nach Maine unterwegs, und dreißig Stunden darauf langte er schon in seinem Schlosse Sablé an. Hier erst hielt er an, denn nur hier glaubte er sich in Sicherheit.

Der Oberrichter von Paris hatte die Stadt mit sechzig Bewaffneten verlassen; er war durch das Thor von Saint-Honore geritten, fand dort frische Pferdespuren, und folgte ihnen bis Chenevière. Dort sah

er, daß die Spuren gegen die Seine gingen, und fragte den Fährmann, ob diesen Morgen Jemand nach Ponson übergesetzt sei. Der Fährmann sagte, er hätte gegen zwei Uhr ein Dutzend Reiter durch den Fluß setzen sehen, aber Niemand erkannt, da die Einen vom Kopf bis zum Fuß gerüstet, die Andern in ihre Mäntel gehüllt gewesen wären.

»Und welchen Weg haben sie eingeschlagen?« fragte der Oberrichter,

»Den nach Evreux«, erwiderte der Mann.

»Gut«, sagte der Oberrichter, und ritt gerade nach Cherbourg zu. Nach drei Stunden trafen sie einen Ritter auf der Hasenhetze; sie erkundigten sich bei ihm, und er sagte, daß er am Morgen etwa fünfzehn Reiter gesehen habe, die unsicher geschienen, wohin sie sich wenden sollten, und endlich den Weg nach Chartre eingeschlagen hätten. Er führte sie selbst zu dem Orte, wo die Reiter über das Feld geritten waren, und da der Boden vom Regen noch feucht und locker war, sahen sie in der That zahlreiche Hufspuren. Der Oberrichter und seine Leute schlugen daher wieder einen scharfen Trapp nach Chartre ein, aber durch die falsche Richtung, welche sie erst verfolgten, war viel Zeit verloren gegangen, und erst am Abend langten sie in dieser Stadt an.

Dort erfuhren sie, daß Peter von Craon am Morgen durchgekommen war. Man nannte ihm den Namen des Domherrn, bei dem er gefrühstückt und frische Pferde genommen hatte; aber all diese Nachrichten kamen zu spät, denn es war unmöglich, den Verbrecher einzuholen. Der Oberrichter gab daher den Befehl, nach Paris zurückzukehren und langte dort Sonnabend Abend an.

Der Herzog von Touraine seinerseits hatte seinen ehemaligen Günstling durch Johann von Barras verfolgen lassen. Dieser versammelte an fünfzig Reiter, mit denen er zuerst den richtigen Weg einschlug, indem er durch das Thor von Saint-Antoine ritt; dort aber fand er keine weitere Spur, wendete sich rechts, ging über die Marne und die Seine, kam nach Etampes und langte Sonnabend Abend in Chartre an. Dort vernahm er eben das, was schon der Oberrichter gehört hatte, zweifelte ebenfalls daran, den Verbrecher

einzuholen, und kehrte nach Paris zurück.

Die Gerichtsdienere hatten während dessen die Umgegend durchsucht und in einem Dorfe zwei Waffenknechte und einen Pagen gefunden, die wegen Ermüdung ihrer Pferde den Uebrigen nicht hatten folgen können. Sie wurden so gleich gefangen genommen, nach Paris gebracht, und in den Châtelet eingesperrt.

Zwei Tage darauf führte man sie nach der rue Saint Catharine, vor das Haus des Bäckers, wo das Verbrechen begangen wurde. Dort schlug man ihnen die rechte Hand ab, dann führte man sie nach der Halle, schlug ihnen dort den Kopf ab, und hing sie endlich bei den Beinen am Galgen auf

Am folgenden Mittwoch wurde der Kastellan dafür, daß er das Verbrechen verschwiegen, eben so bestraft, als die, welche es begangen hatten.

Der Domherr, bei dem Peter von Craon frische Pferde genommen hatte, wurde ebenfalls verhaftet und den geistlichen Gerichte überwiesen. Er wurde seiner Würde und Güter beraubt, und nur aus besonderer Gunst und weil er fortwährend leugnete, von dem Verbrechen etwas gewußt zu haben, ließ man ihm das Leben, er wurde jedoch zu ewigem Gefängniß bei Wasser und Brod verurtheilt.

Messire Peter von Craon wurde in Contumacian gerichtet, seine Güter eingezogen, seine Mobilien, dem königlichen Schatze überwiesen und seine Ländereien unter den Herzog von Touraine und die Höflinge des Königs vertheilt.

Der Admiral Johann von Vienne, der mit der Einnahme des Schlosses Bernard beauftragt war, drang bei nächtlicher Weile in dasselbe ein, überfiel Johanna von Chatillon, die Frau Peters von Craon, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit im Bett, und warf sie nackt mit ihrer Tochter vor die Thür ihres Hauses. Das Hôtel, in welchem das Complot angezettelt wurde, ließ der König von Grund auf vernichten; der Pflug ging über die Stelle, wo es gestanden hatte. Der Boden wurde dem Kirchhofe von Saint Johann geschenkt und die rue du Craon, die nach dem edlen Herrn genannt worden war, empfing den Namen: rue de Mauvais-Garçons, den sie noch jetzt führt.

Als Messire Peter von Craon diese Nachrichten erfuhr, hielt er sich in seinem Schlosse Sablé nicht mehr sicher, und begab sich zu dem Herzoge von Bretagne. Dieser kannte schon den Ausgang der Unternehmung, und wußte, daß ihr gemeinschaftlicher Feind nicht todt sei, als er daher Messire Peter von Craon ganz beschämt in eben den Saal eintreten sah, den er so stolz verlassen hatte, rief er ihm schon vom andern Ende des Gemaches entgegen:

»Ei, mein Vetter, Ihr seid recht erbärmlich, daß Ihr einen Menschen nicht tödten konntet, der so in Eurer Gewalt war.«

»Gnädiger Herr«, erwiderte Peter von Craon, - - »ich glaube, daß alle Teufel, der Hölle ihn beschützt und aus meinen Händen befreit haben, denn, ich habe wenigstens sechzig Schwerthiebe auf ihn geführt, so, daß ich bei meinem Gott glaubte, er sei todt, als er vom Pferde stürzte. Sein Glück aber wollte, daß eine Thür sich vor ihm öffnete, statt sich hinter ihm zu schließen, daß er *in* ein Haus fiel und nicht *heraus*; wär' er auf die Straße gefallen, hätten wir ihn mit den Hufen unsrer Pferde zermalmt.«

»Ja«, sagte der Herzog finster, »aber es ist ganz anders gekommen, nicht wahr? und da Ihr nun hier seid, werde ich gewiß bald gute Nachrichten vom Könige erhalten. Aber es thut nichts, mein Vetter, welchen Haß, und welchen Krieg ich auch Euretwegen auszuhalten haben möge, ich gab Euch mein Wort, Euch zu schützen, wenn Ihr zurückkehrtet, Ihr seid da – und seid mir willkommen.«

Der alte Herzog reichte dem Ritter die Hand, pfiß einem Knechte und befahl, einen Krug Hyppocras und zwei Gläser zu bringen,

VII.

Der Herzog von Bretagne hatte die Gefahr richtig, beurtheilt, der er sich aussetzte, indem er dem Messire Peter von Craon Schutz und Zuflucht verlieh, Drei Wochen nach dem erwähnten Ereignisse hielt ein bewaffneter Reiter, in die königlichen Farben gekleidet, vor dem Thore des Schlosses Hermine, forderte im Auftrage seines königlichen Gebieters mit dem Herzoge zu sprechen und übergab diesem einen Brief mit dem Wappen Frankreichs gesiegelt.

Dies Schreiben war ganz das eines Lehnsherrn an seinen Vasallen. Der König Carl forderte im Namen des Gerichtshofes von Paris die Auslieferung des Messire Peter von Craon, als Verräther und Mörder, und drohte, im Fall der Weigerung mit zahlreichem Gefolge den Verbrecher selbst zu holen. Der Herzog empfing den königlichen Abgeordneten sehr freundlich, nahm eine prachtvolle goldene Kette von der Brust, hing sie ihm um und befahl Leuten, ihn aufs Beste zu bewirthen, bis er die Antwort an den König geschrieben haben würde. Am nächstfolgenden Tage wurde dem Reiter diese Antwort mit neuen Beweisen der Freigebigkeit übergeben. Der Herzog sagte in dieser Antwort, der König sei getäuscht worden, wenn er glaubt, Messire Peter von Craon sei in Bretagne; er wüßte weder den Aufenthalt des Ritters, noch den Grund seines Hasses gegen Olivier von Clisson; er bäte daher den König, ihn für entschuldigt zu halten. Der König empfing diesen Brief im Beisein seiner Räthe. Er las ihn wiederholt und sein Gesicht verfinsterte sich immer mehr; endlich drückte er ihn in der Hand zusammen und rief bitter lachend:

»Wißt Ihr wohl, Ihr Herren, was mir mein Vetter von Bretagne sagt? Er sagt mir, und zwar auf seine Ehre, er wüßte nicht wo der Verräther und Mörder Craon sei. Glaubt Ihr nicht, daß seine Ehre dabei sehr auf dem Spiele steht. Sprecht Eure Meinung aus.«

»Schöner Vetter«, sagte der Herzog von Berry, indem er aufstand, »ich glaube, daß der Herzog von Bretagne sagt, was er sagen muß,

und daß er für Messire von Craon nicht einstehen kann, da er nicht bei ihm ist.«

»Und Ihr, mein Bruder, was meint Ihr?«

»Mit Eurer Erlaubniß, Sire, meine ich, daß der Herzog von Bretagne nur so sprach, um dem Mörder Zeit zu lassen, nach England zu kommen und –«

Der König unterbrach ihn; »und Ihr habt Recht, Touraine, es ist so wie Ihr sagt; was Euch betrifft, mein schöner Oheim, so wissen. Wir, daß der Connetable nicht zu Euren Freunden gehört; Wir haben selbst gehört, ob Wir gleich noch nicht zu Euch davon sprachen, daß Ihr an dem Tage des Mordanfalles von dem ganzen Anschläge des Messire von Craon unterrichtet wurdet, daß Ihr aber unter dem Vorwande, in die Nachricht keinen Glauben zu setzen und um das Fest nicht zu stören, die Sache auf das Schlimmste kommen ließet. Wir wissen dies, schöner Oheim, aus sicherer Quelle, doch habt Ihr ein Mittel, uns zu beweisen, daß Wir irrten, oder falsch unterrichtet wurden: begleitet uns nach der Bretagne in den Krieg. Dieser Herzog, der weder Engländer noch Franzose, weder Hund noch Wolf ist, ermüdet Unsre Langmuth; man weiß nicht, ob er bellt oder beißt; die Bretagne kann es nicht vergessen, daß sie ein Königreich war, und es kostet ihr Mühe zu überwinden, daß sie jetzt nur eine Provinz ist. Nun, wenn's sein muß, werden. Wir so derb auf seine Herzogskrone klopfen, daß die Blätter davon abfallen sollen, und Wir geben fiel dann als Baronie irgend einem Unserer Diener, wie Wir Unserm Bruder in diesem Augenblicke das Herzogthum Orleans an der Stelle des Herzogthums Touraine verleihen.«

Der Herzog verneigte sich, »Ja ja, mein Bruder«, fuhr der König fort, »und Wir geben es Euch so«, wie Philipp es besaß, mit allen Einkünften und Rechten. Von jetzt an nennen wir Euch nicht mehr Touraine, denn dies Herzogthum ist von heute ab wieder mit der Krone einverleibt, sondern Orleans, dies Herzogthum ist jetzt das Eure. – Ihr habt es gehört, schöner Oheim, Wir brechen Alle auf, und Ihr seid doch von den Unsrigen?«

»Theurer Sire«, erwiderte der Herzog von Berry, »es wird mir stets ein Fest sein, Euch zu begleiten, wohin Ihr auch geht; ich glaube

aber, wir sollten auch unsern Schwager von Burgund in unsrer Gesellschaft haben.«

»Nun wohl«, sagte der König, »Wir werden ihn bitten, Uns diese Ehre zu erzeigen, und wenn dies nicht genügt, werden Wir es ihm befehlen; und wenn das auch noch nicht hinreicht, werden Wir ihn selbst holen. Wollt Ihr Unser Wort darauf, daß Wir die Reise nicht ohne ihn unternehmen? Wir geben es Euch. Beschimpft man einen König von Frankreich, so beschimpft man den ganzen Adel; kein Schild bleibt rein, wenn das königliche Wappen besudelt wird. Haltet daher Euer Kriegsgefolge bereit, schöner Oheim, denn ehe acht Tage vergehen, brechen wir auf.«

Der König hob sogleich die Sitzung auf, doch nur, um sich mit seinen Secretairen einzuschließen. An demselben Tage empfangen zwanzig große Vasallen, und an ihrer Spitze der Herzog von Burgund den Befehl, mit einem so zahlreichen Gefolge, als sie aufbringen könnten, zu dem Könige zu stoßen. Dieser Befehl wurde schnell vollzogen, denn der Herzog von Bretagne war bei allen wahren Franzosen sehr verhaßt. Man sagte, der König wäre schon längst gegen ihn ausgerückt, hätten ihn nicht der Graf von Flandern und die Herzogin von Burgund davon abgehalten; der Herzog von Bretagne sei im Herzen ein Engländer, und hasse Clisson nur deshalb so sehr, weil dieser ein Franzose geworden war. Diesmal aber waren die Befehle so bestimmt und strenge, daß man hoffte, der König würde diesmal seinen Plan ausführen, wenn nicht Verrath ihn daran hinderte; denn man sagte sich, daß Viele von denen, die mit dem Könige ziehen sollten, es nicht aufrichtig meinten, und leise flüsterte man sich dabei die Namen der Herzöge von Berry und von Burgund zu.

In der That ließ der Herzog von Burgund sich erwarten. Er sagte, diese Reise fiele seinen Provinzen sehr zur Last; es sei ein Krieg ohne Grund, der schlecht ausgehen würde; es gäbe Leute, denen die Händel zwischen dem Connetable und den Messire Peter von Craon nichts angingen; es sei ungerecht, diese zum Kriege für die Angelegenheit Jener zu zwingen; man sollte den Connetable und den Messire von Craon ihren Streit unter sich aus machen lassen,

ohne deshalb die armen Leute der Provinzen zu bedrücken. Der Herzog von Berry war eben dieser Meinung, aber der König, der Herzog von Orleans, und der ganze Rath stimmten dagegen; die beiden Herzöge mußten also gehorchen. Sobald der Connetable das Pferd wieder besteigen konnte, gab der König Befehl, Paris zu verlassen; an demselben Abend nahm er Abschied von der Königin, der Madame Valentine, den Damen, welche das Hôtel St. Paul mit bewohnten, und ging hierauf mit dem Herzoge von Orleans, dem Herzoge von Bourbon, dem Grafen von Namur und dem Herrn von Soucy zum Abendessen zu dem Herrn von Montaigu, bei dem er auch die Nacht blieb.

Am nächsten Tage brach er mit großem Kriegsfolge auf, machte aber zu Saint-Germain-en Laye Halt, um die Herzöge von Berry und von Burgund zu erwarten. Als er sah, daß sie nicht kamen, schickte er ihnen so strenge Befehle, daß sie, sich des Verbrechens der Empörung schuldig gemacht haben würden, hätten sie dieselben unbefolgt lassen wollen. Der König setzte sich wieder in Marsch, obgleich die Aerzte es ihm abriethen, indem sie sagten, daß seine Gesundheit es nicht gestatte. Sein Wille war aber so entschlossen, daß er auf alle ihre Einwürfe antwortete, sie wüßten nicht, was sie sprächen, und er hätte sich nie gesünder gefühlt. Er brach daher auf, was man auch sagen mochte, ging über die Seine, schlug den Weg nach Chartre ein, und machte zu Anveau Halt, einem schönen stattlichen Schlosse, das dem Sire von La Rivière gehörte, welcher den König prachtvoll bewirthete. Carl blieb dort drei Tage und brach am vierten Morgens wieder nach Chartre auf, wo der Bruder des Sire von Montaigu, der den Bischofsitz inne hatte, ihn und die Herzöge von Bourbon und Orleans in dem bischöflichen Palaste empfing.

Nach zwei Tagen des Wartens sah der König den Herzog von Berry und den Grafen de la Marche eintreffen. Er fragte, ob sie nichts von dem Herzoge von Burgund wüßten, und sie sagten, er komme dicht hinter ihnen. Am vierten Tage endlich meldete man dem Könige, daß er in die Stadt einzöge.

Der König blieb sieben Tage in Chartre und schlug dann den Weg

nach Mans ein. Auf der ganzen Straße und in jedem Augenblicke stießen Bewaffnete zu ihm, die aus Artois, der Picardie, dem Vermandois und den fernsten Theilen Frankreichs kamen. Alle waren aufgebracht gegen den Herzog von Bretagne, und der König schürte diesen Zorn noch mehr an.

Indessen hatte er seinen Kräften zu viel zugtraut; der Zustand fortwährender Aufregung, in dem ihn die vielen Hindernisse versetzten, die seine Oeime erregten, die Reise zu stören, erhitzte sein Blut, so daß er bei seiner Ankunft in Mans ganz fieberhaft und außer Stande war, zu reiten. Er mußte daher Halt machen, obgleich die Ruhe ihm peinlicher war, als die Anstrengung; seine Aerzte aber, seine Oeime, und selbst der Herzog von Orleans waren einstimmig der Meinung, daß er vierzehn Tage bis drei Wochen ausruhen müßte.

Man benutzte diesen Aufenthalt, den König zu bestimmen, eine neue Botschaft an den Herzog von Bretagne abzusenden; dem zu Folge wurden Messire Reginald von Roye, Sire von Garencière, Sire von Châtel-Morand, und Messire Taupin von Cantennelle, Kastellan von Giors, wurden zu dieser Reise bestimmt, diesmal aber wollte der König, daß die Gesandtschaft einen Charakter trüge, welchen der, an den sie gerichtet war, nicht verkennen könnte. Die vier Abgeordneten verließen daher Mans, begleitet von vierzig Lanzen, zogen durch die Stadt Angres, Trompeter an ihrer Spitze und mit wehenden Fahnen, und langte zwei Tage dar auf in Nantes an, wo sie den Herzog trafen. Sie erklärten ihm des Königs Verlangen, den Messire Peter von Craon auszuliefern, aber nachdem der Herzog, wie das erste Mal, die Abgeordneten reich beschenkt hatte, antwortete er ihnen, daß es ihm unmöglich sei, den Geforderten auszuliefern, da er nicht wüßte, wohin er sich geflüchtet hätte. Seit einem Jahre zwar habe er erzählen hören, daß der Messire Peter von Craon den Connetable von ganzem Herzen hasse und ihm eine Fehde auf Leben und Tod geschworen habe; daß der Ritter ihm selbst gesagt, wo er Clisson treffen würde, sei es bei Tage oder in der Nacht, würde er ihn tödten; mehr je doch wüßte er nicht, und es wunderte ihn sehr, daß der König käme, ihn wegen einer Sache zu

bekriegen, die ihn so wenig anginge. Der König war sehr krank, als man ihm diese Antwort brachte; dennoch gab er den Befehl, vorzurücken, und rief seinen Stallmeister, um sich rüsten zu lassen. In dem Augenblicke, als er das Bett verließ, langte ein Abgeordneter Spaniens an und wurde so gleich vor ihn geführt. Er übergab diesem einen Brief mit der Ueberschrift: An unsern sehr gefürchteten Herrn, den König von Frankreich, und mit der Unterschrift: Golande von Bar, Königin von Aragonien und Majorca, Dame von Sardinien.

Dieser Brief war in der That von der Königin von Aragonien. Sie schrieb dem Könige, daß sie, getrieben von dem Verlangen, ihm in jeder Hinsicht gefällig zu sein, und wissend, welche Angelegenheit ihn in diesem Augenblicke beschäftige, zu Barcelona in dem Gefängnisse einen unbekanntem Ritter verwahre, der um theures Gold ein Schiff hatte miethen wollen, um nach Neapel zu gehen, und den sie deshalb hätte verhaften lassen, weil sie glaubte, daß es der Messire von Craon sei. Sie mache nun den König mit diesem Verdachte bekannt, damit er sogleich Männer herübersende, den Gefangnen zu sehen, und ihn mit sich hinwegzunehmen, wenn sie sich nicht getäuscht haben sollte. Sie endete mit der Versicherung, daß sie sich glücklich fühlen würde, wenn diese Nachrichten ihrem Vetter und Herrn angenehm wären.

Bei der Ankunft dieses Briefes riefen die Herzöge von Berry und von Burgund aus, daß der Feldzug geendet sei und jetzt Alle entlassen werden könnten, da der Mensch, den man suchte, ohne Zweifel verhaftet worden sei. Der König wollte aber davon nichts wissen und begnügte sich damit, Jemanden abzusenden, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Drei Wochen darauf kehrte der Bote zurück und verkündete, daß der verhaftete Ritter keineswegs der Messire Peter von Craon sei.

Der König brach nun in heftigen Zorn gegen seine Oheime aus, denn er sah, daß alle diese Verzögerungen nur von ihnen kamen; er beschloß da her, künftig nur noch sein eignes Verlangen zu hören, und ließ seine Marschäle zu sich kommen, denn er war so leidend, daß er das Zimmer hüten mußte. Er befahl ihnen, in aller Stille ihre Leute nach Angres vorrücken zu lassen, da sein Wille sei, nicht eher

zurückzukehren, als bis er den Herzog entsetzt und dessen Kindern einen Vormund gegeben hätte.

Am folgenden Tage zwischen neun und zehn Uhr Morgens, nachdem der König die Messe gehört hatte und während derselben ohnmächtig geworden war, bestieg er das Pferd. Er war so schwach, daß der Herzog von Orleans ihm helfen mußte, sich in den Sattel zu schwingen. Der Herzog von Burgund zuckte die Schultern, als er diese Hartnäckigkeit sah und sagte, es hieße Gott versuchen, vordringen zu wollen, wenn der Himmel solche Warnungen sende. Der Herzog von Berry, welcher diese Worte gehört hatte, näherte sich ihm und sagte leise:

»Beruhigt Euch, mein Bruder; ich habe für Alles gesorgt, und wenn Gott uns seinen Beistand verleiht, kehren wir noch heut zum Nachtlager in die Stadt Mans zurück.«

»Ich weiß nicht, was Ihr damit meint«, sagte der Herzog von Burgund, »aber welches Mittel auch diese unglückliche Reife hintertreibe, es ist gut.«

Inzwischen setzte der König sich in Marsch, und Alles folgte. Bald kam man in einen großen finstern Wald, der schon die Druiden gesehen hatte. Der König war traurig und melancholisch gestimmt, ließ seinem Pferde die Zügel und antwortete denen kaum, die mit ihm sprachen. Man ließ ihn daher allein vorausreiten, wie er es zu wünschen schien. Schweigend, oder leise, miteinander flüsternd war man so eine Stunde geritten, als plötzlich ein Greis mit entblößtem Haupt und in ein weißes Sterbehemd gekleidet, zwischen zwei Bäumen hervorsprang, des Königs Pferd beim Zügel ergriff, es anhielt, und mit lauter, feierlicher Stimme ausrief.

»O König, König, reite nicht weiter vorwärts, sondern kehre um, denn Du bist verrathen!«

Der König erbebte bei dieser plötzlichen Erscheinung am ganzen Körper; er streckte den Arm aus und wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm, Alles, was er vermochte, war, daß er durch Zeichen befahl, man sollte das Phantom entfernen. Seine Leute stürzten sich auf den Menschen und schlugen ihm so, daß er den Zügel losließ, aber in eben dem Augenblicke kam auch der Herzog

von Berry zu seiner Hilfe herbei, befreite ihn aus ihren Händen, indem er sagte, daß es eine Schande sei, so einen armen Verrückten zu schlagen; man müsse ja sehen, daß der Mensch den Verstand verloren hätte, und solle ihn daher gehen lassen.

Gewiß hätte man einen solchen Rath nicht hören, den Unbekannten verhaften und über seine Absichten vernehmen sollen, aber Alle waren so verwirrt, daß man den Herzog von Berry sagen und thun ließ, und während man sich damit beschäftigte, dem Könige Hilfe zu leisten, verschwand der Mensch, der den ganzen Auftritt veranlaßt hatte, und Niemand sah oder hörte je wieder etwas von ihm. Ungeachtet dieses Ereignisses, welches in diesem Augenblicke den Herzögen von Berry und von Burgund viel Hoffnung gegeben zu haben schien, ritt der König weiter und gelangte bald an den Saum des Waldes. Kaum hatte man ihn verlassen, als auf den Schatten blühendes Licht folgte. Die Sonne, auf den höchsten Punkt gestiegen, schien die ganze Atmosphäre zu entzünden. Man war in den heißesten Tagen des Juli, und noch keiner war so drückend schwül gewesen, als dieser. Soweit der Blick reichte, sah man nichts als eine Sandebene, welche gleich Feuerwagen unter den Strahlen der Sonne ergänzte; selbst die muthigsten Pferde senkten den Kopf, die kräftigsten Männer fühlten sich erschlafft. Der König, für den man die Morgenfrische gefürchtet hatte, trug ein Wamms von schwarzem Sammt und auf dem Kopfe einen einfachen Hut von scharlachrothem Tuch, durch dessen Falten sich eine Kette großer Perlen zog, die die Königin ihm zum Abschiede verehrt hatte. Man ließ ihn allein reiten, damit er weniger von dem Staube leide; nur zwei Pagen hielten sich an seiner Seite, und ritten einer hinter dem andern. Der erste trug einen Helm von Montauban, von feinem polierten Stahl, der in der Sonne ergänzte, der andere eine rothe Lanze mit seidenem Wimpel; die Spitze dieser Lanze war von Stahl und eine kostbare Arbeit der Werkstätten von Toulouse. Der Sire von La- Rivière hatte zwölf solche Lanzenspitzen gekauft und sie dem König zum Geschenk gemacht, und der König gab drei davon dem Herzoge von Orleans, drei dem Herzoge von Bourbon.

Während man so ritt, gab der zweite Page seiner Müdigkeit nach, schlief ein und ließ seine Lanze fallen; das Eisen traf den Helm des ersten Pagen, und die Berührung des Stahles mit dem Erz gab einen hellen, gellenden Klang. Man sah den König plötzlich erbeben, er starrte wild um sich her, wurde furchtbar blaß, warf dann plötzlich sein Pferd herum, riß das Schwert aus der Scheide, stürzte auf die beiden Pagen ein und schrie mit lauter Stimme: »Drauf, drauf auf die Verräther!«

Die Pagen flogen erschreckt auseinander und entflohen nach verschiedenen Seiten. Der König jagte weiter, und gerade auf den Herzog von Orleans zu. Dieser wußte nicht, ob er seinen Bruder abwarten oder fliehen sollte, als der Herzog von Burgund ihm zuschrie:

»Flieht, schöner Neffe von Orleans, Monseigneur will Euch tödten!«

In der That ritt auch der König gerade auf ihn zu und schwang wie wüthend sein Schwert, so daß der Herzog nur eben so viel Zeit hatte, sein Pferd einen Satz zur Seite thun zu lassen. Der König ritt immer gerade zu, traf auf den Ritter von Guienne, genannt der Bastard von Colignac, stieß ihn sein Schwert in die Gurgel, daß das Blut hoch aufspritzte, und der Ritter sank vom Pferde. Der Anblick dieses Blutes vermehrte die Raserei des Königs, statt sie zu beschwichtigen. Er jagte wild umher, schlug auf Alles ein, was ihm begegnete, gönnte seinem Pferde keine Ruhe und schrie beständig: »Drauf, drauf auf die Verräther.«

Diejenigen der Stallmeister und Ritter, welche ihre Rüstungen trugen, bildeten hierauf einen Kreis um den König, und ließen sich von seinen Streichen treffen, ohne sie zu erwidern, bis man sah, daß seine Kräfte schwanden; da umschlang ein Ritter aus der Normandie, Namens Wilhelm Marcel, ihn von hinten mit den Armen. Der König that noch einige Streiche, aber endlich entfiel das Schwert seiner Hand. Er warf sich zurück und stieß einen lauten Schrei aus. Man nahm ihn vom Pferde, das vom Schweiß bedeckt war und an allen Gliedern bebte; man öffnete seinen Wamms und nahm ihm den Hut ab, um ihn zu erfrischen. Seine Oeime und sein Bruder

näherten sich ihm hierauf, aber er hatte das Bewußtsein verloren, und ob gleich seine Augen offen waren, erkannte er doch sichtbar nichts von dem, was um ihn hervorging.

Das Staunen der Ritter und Herren läßt sich nicht beschreiben. Niemand wußte, was er thun oder sagen sollte. Der Herzog von Berry schüttelte dem König die Hand und sprach freundschaftlich mit ihm, aber er antwortete weder durch eine Bewegung, noch durch ein Wort. Da schüttelte der Herzog von Berry den Kopf und sagte:

»Ihr Herren, wir müssen nach Mans zurückkehren, und für dies Mal ist es mit der Reise aus.«

Man band den König, aus Furcht, daß seine Wuth wiederkehren möchte, legte ihn in eine Sänfte, und schlug traurig den Weg nach der Stadt ein, wo man auch denselben Abend wieder anlangte, wie der Herzog von Berry es vorausgesagt hatte.

Man ließ die Aerzte kommen, denn die Einen behaupteten, der König sei vergiftet worden, ehe er Mans verlassen hätte, die Andern schrieben seine Krankheit einer übernatürlichen Ursache zu, und sagten, man hätte ihn verhext. Da in einem wie in dem andern Falle der Verdacht die Prinzen traf, bestanden diese darauf, daß die Aerzte die Sache genau untersuchten; sie erkundigten sich nach denen, welche den König bei der Tafel bedient hatten, und ob er viel oder wenig gegessen. Die Diener sagten, er hätte kaum ein oder zwei Gerüchte berührt, beständig gesonnen und geseufzt, und öfters die Stirn zwischen beide Hände gepreßt, als ob der Kopf ihn heftig schmerze. Man ließ den Obermundschenk, Robert von Tunkes, kommen, und fragte ihn, welcher Mundschenk den König zuletzt bedient hätte. Er nannte Helion von Lignac, und man ließ nun auch diesen rufen, ihn zu befragen, von wo er den Wein genommen, von welchem er dem König eingeschenkt hätte. Er erwiderte, er wisse dies nicht, doch er selbst und Robert von Tunkes hätten davon getrunken. Er öffnete hier auf den Kredenzschrank, in welchem auch die halb leere Flasche stand, schenkte sich von dem Weine ein Glas voll ein, und trank es ohne Zögern aus. In diesem Augenblicke trat einer der Aerzte aus des Königs Gemach; er hörte den Gegenstand der Nachforschungen, trat zu den Prinzen und sagte:

»Messeigneurs, der König ist weder vergiftet, noch bezaubert; er hat eine hitzige Krankheit – er ist wahnsinnig.«

Der Herzog von Burgund und von Berry sahen sich an; war der König wirklich verrückt, so gehörte die Regentschaft des Reiches von Rechtswegen entweder dem Herzoge von Orleans oder ihnen; und der Herzog von Orleans war noch sehr jung für einen so wichtigen Posten. – Der Herzog von Burgund brach daher das Stillschweigen, und sich an die beiden andern Herzoge wendend, sagte er: »Schwager, und Ihr, schöner Vetter, ich halte es für zweckmäßig, daß wir eiligst nach Paris zurückkehren, denn der König kann dort besser gepflegt und behandelt werden, als in dieser entfernten Gegend; und dann wird auch der Rath darüber entscheiden, wer die Regentschaft führen soll.«

»Ich bin ganz Eurer Meinung«, entgegnete der Herzog von Berry; »aber wohin bringen wir den König?«

»Vor allen Dingen nicht nach Paris«, sagte der Herzog von Orleans lebhaft. »Die Königin ist guter Hoffnung, und ein solcher Anblick könnte für sie von den bösesten Folgen sein.«

Der Herzog von Burgund und von Berry sahen sich mit bedeutungsvollem Lächeln an.

»Nun wohl«, sagte der Herzog von Berry, »so dürfen wir ihn nur nach dem Schlosse Creil bringen. Dort ist die Luft gut, die Lage schön. Was die Königin betrifft, so ist das, was unser schöner Vetter von Orleans sagt, nur zu gerecht, und wenn er vor uns aufbrechen will, Madame Isabelle auf die Nachricht vorzubereiten, so bleiben wir noch einen oder zwei Tage bei dem Könige, zu sehen, daß es ihm an nichts mangle, und treffen dann mit unserm Vetter in Paris zusammen.«

»Es geschehe, wie Ihr sagt«, erwiderte der Herzog von Orleans, und ging hinaus, sein Gefolge zu beordern.

Als die Herzoge von Burgund und von Berry allein waren, traten sie in eine Fenstervertiefung, um hier ruhiger mit einander zu plaudern.

»Nun, Schwager«, begann der Herzog von Burgund, »was denkt Ihr von dem Allen?«

»Was ich stets davon gedacht habe: Daß der König sich durch zu junge Rathgeber leiten ließe, und daß dieser Feldzug gegen die Bretagne schlecht enden würde. Aber man wollte uns nicht glauben; es geht jetzt Alles nach Eigensinn und Laune, nichts nach Vernunft.«

»Man muß dem Allen abhelfen, und das zwar schnell«, sagte der Herzog von Burgund. »Es ist außer Zweifel, daß die Regentschaft des Reiches uns zufallen wird. Uebrigens ist auch unser schöner Vetter von Orleans anderweitig zu sehr beschäftigt, um die Regentschaft eben sonderlich zu wünschen. Erinneret Euch daher an das, mein Bruder, was ich Euch sagte, als uns der König aus Montpellier entließ. Wir sind die beiden mächtigsten Herren des Reichs, und so lange wir vereinigt bleiben, kann Niemand etwas gegen uns ausrichten. Jetzt also ist der Augenblick gekommen, wo wir gegen Andere Alles können.«

»So viel es der Vortheil des Reichs erlaubt, mein Bruder, ist es auch unser Vortheil, unsere Feinde von den Geschäften zu entfernen. Außerdem würden sie unsere Pläne bekämpfen, unsere Schritte hemmen. Das Königreich, auf der einen Seite durch sie gezerrt, auf der andern durch uns zurückgehalten, würde viel zu leiden haben; damit Alles ordentlich gehe, ist die größte Einigkeit zwischen Kopf und Gliedern nöthig. Glaubt Ihr, daß der Connetable den Befehlen willig gehorchen würde, die er von uns erhielte? Im Fall eines Krieges könnte diese Spaltung für Frankreich das größte Uebel herbeiführen. Das Schwert des Connetables muß durch die starke Hand der Regierung geleitet werden.«

»Ihr habt sehr Recht, mein Bruder, aber es giebt Leute, die in Zeiten des Friedens ebenso gefährlich wären, als der Connetable es in Zeiten des Krieges sein würde; ich meine die Messires von La Rivière, von Montaignu, le Bégue de Villaine und Andere.«

»Ja, ja, alle diese Menschen, die den König zu so vielen Fehlern verleiteten, müssen entfernt werden.«

»Aber wird der Herzog von Orleans sie nicht stützen?«

»Ihr müßt bemerkt haben«, entgegnete der Herzog von Berry mit leiser Stimme, indem er sich argwöhnisch umsah, »daß unser schöner Neffe von Orleans jetzt mit wichtigen

Liebesangelegenheiten beschäftigt ist. Laffen wir ihm seine Freiheit, und er wird uns die unsrige lassen.«

»Still«, sagte der Herzog von Burgund, »da ist er.«

In der That kam der Herzog von Orleans, von ihnen Abschied zu nehmen, denn es drängte ihn, nach Paris zurückzukehren, wie seine beiden Oeime es sich wohl gedacht hatten. Er trat mit den Herzögen von Berry und von Burgund in des Königs Gemach; sie fragten die Kämmerlinge, ob er geschlafen hätte, doch diese antworteten verneinend und sagten, daß er keine Ruhe finden könnte. Der Herzog von Burgund schüttelte den Kopf.

»Das sind traurige Nachrichten, mein schöner Vetter«, sagte er, indem er sich zu dem Herzoge von Orleans wendete.

»Gott wird den König beschützen«, erwiderte dieser, näherte sich hierauf dem Lager des Monarchen und fragte ihn, wie er sich befände.«

Der Kranke antwortete nicht; er zitterte am ganzen Körper, seine Haare sträubten sich, seine Augen waren starr, und kalter Schweiß rann ihm über die Stirn. Von Zeit zu Zeit richtete er sich im Bette empor und schrie: »Tod, Tod den Verräthern!« »Dann sank er erschöpft wieder zurück und blieb regungslos liegen, bis ein neuer Fieberanfall ihm wieder einige Kraft gab.

»Wir haben hier nichts zu thun«, sagte der Herzog von Burgund, »und ermüden den König mehr, als wir ihm nützen. Er bedarf jetzt mehr seiner Aerzte, als seiner Oeime und seines Bruders. Glaub mir daher, und kommt.«

Der Herzog von Orleans blieb allein zurück, neigte sich zum Bette herab, nahm den König in seine Arme und sah ihn traurig an. Bald traten Thränen in seine Augen und rannen endlich über seine Wangen. Er hatte guten Grund dazu, denn der arme Wahnsinnige liebte ihn sehr, und vielleicht hatte er sich, den Vorwurf zu machen, daß er alle diese Liebe nur mit Undank und Verrath vergolten hatte. Indem er ihn so verließ, um ihn vielleicht wieder zu verrathen, mochte er wohl seine Seele geprüft haben, und erkannte mit Gewissensbissen, daß er nach dem ersten Augenblicke über dieses Unglück des geliebten Bruders nicht so betrübt war, als er es wohl

hätte sein sollen. Die schlechte Seiten gewinnt fast immer so sehr die Oberhand über die gut, daß wir größtentheils danach forschen, welchen Vortheil das Unglück unsres Nächsten uns bringen könne, und ob die Thräne und der Kummer Anderer für uns nicht vielleicht ein Quell der Freude und des Genusses werden können. Ist dem so, dann verstummt das Gefühl, das Herz verhärtet sich, und der Trauerflor schwindet, der uns die Zukunft für immer zu verdunkeln schien. Das gute und das böse Princip kämpfen dann wohl noch einige Zeit mit einander, aber meistens siegt das Letztere, so daß wir oft, Thränen im Auge und Freude im Herzen, am nächsten Tage froh sind, daß uns das Unglück des vergangenen getroffen hat. Dies kömmt daher, weil der Egoismus der Arzt des Herzens ist.

Während dessen gaben die Oheime des Königs allen Marschälen Befehle, daß die Lehnsherren und ihre Ritter allmählig wieder den Weg zur Heimath einschlugen. Den Lehnsträgern wurde dabei die Verantwortlichkeit für alle Vergehungen auferlegt, die ihre Leute und Waffenknechte sich vielleicht während des Weges erlauben sollten. Zwei Tage nach der Abreise des Herzogs von Orleans brach auch der König auf; er reiste in einer leichten bequemen Sänfte und machte nur kurze Tagemärsche. Das Gerücht eines Unfalles hatte sich mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitet: böse Neuigkeiten haben Adlersflügel.

Jedermann sprach davon verschieden und nach feinen eignen Ansichten. Die Lehnsherren sahen in dem Unfalle einen Streich des Teufels; die Priester eine göttliche Züchtigung; die Anhänger des Papstes zu Rom erblickten darin eine Strafe, daß der König den Papst Clemens anerkannt hatte, und die Anhänger dieses Letztern behaupteten wieder, die göttliche Geißel habe ihn getroffen, weil er sein Versprechen unerfüllt gelassen, durch einen Krieg in Italien das Schisma zu zerstören. Das Volk war sehr traurig über dies Unglück; es hatte große Hoffnung auf die Güte und Gerechtigkeit des Königs gesetzt, und erfüllte daher auch alle Kirchen, indem überall öffentliche Gebete angeordnet waren, wo es irgend einen Heiligen gab, der dafür berühmt war, den Wahnsinn heilen zu können. Man brachte viele Geschenke dar und schickte dem heiligen Aquare,

welcher für diese besondere Art von Krankheiten am berühmtesten war, ein lebend großes Bild des Königs in Wachs boussiert und eine prachtvolle Kerze, damit er bei Gott fürsprechen möchte, die Krankheit des Königs zu heben. Das Alles blieb jedoch erfolglos, und der König langte im Schlosse Creil an, ohne daß man irgend eine Verbesserung seines Gesundheitszustandes bemerken konnte.

Indeß vernachlässigte man auch keine menschlichen Mittel. Der Sire von Coucy hatte von einem sehr weisen und gelehrten Arzte gesprochen, dem Meister Wilhelm von Hersilly, und man ließ ihn von einem Dorfe in der Nähe von Caon, wo er wohnte, kommen. Er übernahm die oberste Leitung der Krankheit des Königs, von der er erklärte, daß er sie genau kenne.

Die Regentschaft des Reiches war, wie sich erwarten ließ, den Oheimen des Königs zugefallen. Nach vierzehntägiger Besprechung erklärte der Rath, daß der Herzog von Orleans noch zu jung zu einem so wichtigen Amte sei, und übertrug daher den Herzögen von Berry und von Burgund die Regierung. Am Tage nach der Ernennung erschien der Sire von Clisson mit seinen Leuten bei dem Herzoge von Burgund, seinen Dienst als Connetable zu versehen. Der Pförtner öffnete ihm, wie gewöhnlich das Thor. Sie stiegen von den Pferden und Clisson, nur von einem Stallmeister begleitet, ging die Treppe zum Hôtel hinauf. In dem ersten Saale fand er zwei Ritter des Herzogs; er fragte sie, wo ihr Herr sei, und ob er ihn sprechen könne. Einer von ihnen entfernte sich und ging zu dem Herzoge, der mit einem Herold von einem großen Feste sprach, das eben in Deutschland gegeben worden war.

»Monseigneur«, sagte der Ritter, indem er den Herzog unterbrach, »Sir Olivier von Clisson wünscht Eure Herrlichkeit zu sprechen, wenn es Euch gefällig ist.

»Beim Himmel!« rief der Herzog, »er komme, und zwar sogleich, denn er erscheint sehr zu rechter Zeit zu dem, was wir ihm zu sagen haben.«

Der Ritter kehrte daher zu dem Connetable zurück, ließ alle Thüren offen, und gab ihm so ein Zeichen, daß er eintreten könnte. Der Connetable that es, und als der Herzog ihn erblickte, wechselte

er die Farbe. Clisson schien es nicht zu bemerken, nahm seine Schweifkappe ab, verneigte sich und sagte: »Monseigneur, ich bin gekommen, Eure Befehle zu empfangen und zu vernehmen, wie es künftig mit dem Königreiche gehalten werden soll.«

»Wie es mit dem Königreiche gehalten werden soll, Clisson?« erwiderte der Herzog mit bebender Stimme, »das geht mich an und Niemand andern.. Ihr verlangt meine Befehle zu wissen? Hier sind sie: Ihr meidet im Augenblicke meine Gegenwart, verlasset binnen fünf Minuten diesen Palast, und binnen einer Stunde Paris!«

Jetzt war die Reihe, die Farbe zu wechseln, an Clisson, doch der Herzog war Regent des Reiches, und er mußte gehorchen. Er verließ daher das Gemach, ging nachdenkend und mit gesenktem Haupte durch die Zimmer, bestieg sein Pferd, kehrte in sein Hôtel zurück und traf auf der Stelle die nöthigen Vorkehrungen zu seinem Aufbruch. Noch an demselben Tage und nur von zwei Leuten begleitet, verließ er Paris, ging bei Charenton über die Seine und machte erst Abends Halt im Schlosse Montlhery, das ihm gehörte.

Der Plan, den der Herzog von Burgund gegen Clisson bereits ausgeführt hatte, erstreckte sich auf alle Günstlinge des Königs. Als daher Montaigu erfuhr, was dem Connetable begegnet war, verließ er ganz insgeheim Paris durch das Thor Saint Antoine, schlug den Weg nach Troyes in der Champagne ein und machte erst zu Avignon Halt. Messire Johann Lemercier wollte seinem Beispiele folgen, aber er war weniger glücklich, und fand seine Thür schon von Wachen besetzt, die ihn nach dem Louvre führten, wo Messire le Begue von Villaine seiner bereits wartete. Der Sire von La Rivière wurde zwar bei Zeiten gewarnt, wollte aber sein Schloß nicht verlassen, indem er sagte, er hätte sich nichts vorzuwerfen, und es möchte mit ihm kommen, wie Gott es über ihn beschlossen. Als man ihm daher sagte, daß Bewaffnete bei ihm eindringen wollten, ließ er alle Thüren seines Palastes öffnen und ging ihnen artig entgegen.

Es wurde nun an diesen Männern eine vollkommene Reaction ausgeübt; was man gegen den Mörder Craon unternommen, vollzog man auch gegen sie, die Unschuldigen. Die Güter und das Erbe, welche Johann Lemercier in Paris und dem übrigen Königreiche

besaß, wurden eingezogen und vertheilt; ein schönes Haus, das ihm in Laon gehörte und das ihm mit den daran vorgenommenen Verschönerungen wohl auf hunderttausend Livre zu stehen kam, erhielt der Sire von Coucy mit allen dazu gehörigen Rechten, Einkünften und liegenden Gründen.

Gegen den Messire von La Rivière war man noch strenger. Man raubte ihm eben so wie dem Johann Lemercier. Alles was er besaß und ließ seiner Frau nur ihr eingebrachtes Heirathsgut. Er hatte eine Tochter, jung und schön, die aus Liebe den Herrn von Chatillon geheirathet hatte, dessen Vater später Hauptmann aller Armbrustschützen von ganz Frankreich wurde. Alles was den Menschen wichtig, was Gott heilig ist, hatte diese Ehe gesegnet, und dennoch zerriß man sie ohne Barmherzigkeit und trennte so gewaltsam, was nur der Papst allein das Recht hatte zu lösen. Die beiden jungen Leute wurden gegen ihren Willen und nur nach dem Gebote des Herzogs von Burgund anderweitig vermählt.

Alle diese Verfolgungen geschahen, ohne daß der König etwas dagegen thun konnte, denn sein Gesundheitszustand war noch immer ganz schlecht, und nur noch auf ein einziges Mittel setzte man seine Hoffnung: auf die Wirkung, welche der Anblick der Königin hervorbringen würde. Da sie es war, die auf der ganzen Welt am meisten geliebt, hoffte man, daß er sich ihrer noch erinnern würde, nach dem er die ganze übrige Welt vergessen hatte.

VIII.

Wie man es im vorigen Kapitel sah, zog der Unfall, der dem Könige begegnete, eine gänzliche Revolution in den Angelegenheiten des Staates nach sich. Die Günstlinge seines Verstandes fielen durch seinen Wahnsinn in Ungnade; die Regierung entschlüpfte diesen geschickten Händen, und kam ganz in die der Herzöge von Burgund und von Berry, welche die allgemeine Politik ihren persönlichen Leidenschaften unterordneten und mit dem Dolche des Hasses, nicht aber mit dem Schwerte der Gerechtigkeit trafen. Der Herzog von Orleans allein hätte im Rathe ihrem Einflusse die Spitze bieten können, aber ganz in seine Liebe zur Königin versunken, gab er leicht alle seine Ansprüche an der Regentschaft auf und fühlte in sich nicht den Muth, für sich selbst oder seine Freunde zu kämpfen. Voll Vertrauen auf seinen Titel, als Bruder des Königs, sich auf seine herzogliche Macht stützend, reich durch ungeheure Einkünfte, jung und sorglos kämpfte er in seiner glühenden Brust jeden Hauch des Ehrgeizes nieder, der an einem klaren Lebenshimmel eine Wolke hätte heraufführen können. Er konnte jetzt eine königliche Geliebte zu jeder Stunde, an jedem Orte sehen, und dies Glück füllte sein ganzes Leben aus. Zuweilen wohl verrieth ein unterdrückter Seufzer die heimliche Reue, die er in sein Herz zurückdrängte, oder eine traurige Erinnerung runzelte plötzlich eine Stirn, aber dann genügte, sie zu glätten, ein Wort seiner Geliebten, sein Herz einzuschläfern, eine Liebkosung von ihr. Isabelle, so jung sie auch noch war, zeigte doch schon die Italienerin, den Haß einer Löwin, kannte von dem Leben nur die leidenschaftlichen Gefühle, suchte nur heftige Aufregungen, fühlte sich unbehaglich in gewöhnlichen Lagen, weil ihr darin etwas fehlte, wie der Simum der Wüste, oder der Sturm dem Ocean.

Dabei war sie schön, so schön, um allen Männern die Köpfe zu verrücken; denn ohne den Höllenglanz, der zuweilen ihre Augen funkeln machte, würde man sie für einen Engel gehalten haben.

Hätte man sie so gesehen, wie wir jetzt, neben ihrem Bett ein Betpult, auf dem ein offenes Gebetbuch lag, man hätte sie für eine reine Jungfrau halten können, die auf den Morgenkuß ihrer Mutter wartete; es war eine ehebrecherische Gattin, die ihren Geliebten erwartete, und dieser Geliebte war der Bruder ihres Gatten, seines Herrn und Königs, der wahnsinnig und beinahe sterbend war.

Bald öffnete sich eine im Tapetenwerk verborgene Thür, welche in die Zimmer des Königs führte, und der Herzog von Orleans erschien. Er blickte sich um, ob Niemand bei der Königin sei, und als er sie allein sah, zog er die Thür hinter sich heran und trat rasch zu ihrem Bette. Er war blaß und aufgeregt.

»Was habt Ihr, mein schöner Herzog?« sagte Isabelle, indem sie ihm lächelnd den Arm entgegen streckte, denn sie war gewöhnt an die häufigen Wolken des Trübsinns, welche die Stirn ihres Geliebten verfinsterten. »Sagt es mir.«

»Ach, was hab' ich vernommen, Madame«, erwiderte der Herzog, indem er vor dem Bette der Königin niederkniete und einen Arm um ihren Hals schlang. »Man fordert Euch nach Creil, man sagt, Ihr müßtet bei dem Könige sein!«

»Ja, Wilhelm von Hersilly behauptet, das meine Gegenwart ihm sehr wohl thun würde. Was sagt Ihr dazu, Monseigneur?«

»Ich sage, daß ich ihn das erste Mal, wenn er sich vom Schlosse entfernt, um in dem Walde von Beaumont Kräuter zu suchen, an den festesten Ast des stärksten Baumes hängen lasse. Der elende Dummkopf, der mit seiner Wissenschaft am Ende, will sich Eurer, wie eines Arzneimittels bedienen, ohne zu bedenken, welcher Gefahr er Euch aussetzt.«

»Wahrlich, wahrlich! sollte ich irgend eine Gefahr laufen?« entgegnete die Königin, indem sie den Herzog zärtlich ansah.

»Ach, Madame, Lebensgefahr; der Wahnsinn des Königs ist wüthend. In dem Augenblicke, als er davon befallen wurde, hat er den Bastard von Polignac getödtet und drei oder vier Herren verwundet. Glaubt Ihr, daß er Euch erkennen werde, da er doch mich nicht erkannte? Er, mein Bruder, drang mit geschwungenem Schwerte auf mich ein, und nur der Schnelligkeit meines Pferdes

hatte ich mein Leben zu danken. Besser wäre es viel leicht gewesen, er hätte mich getödtet.«

»Euch tödten, Monseigneur? Ach, legt doch mehr Werth auf das Leben. Machen wir es Euch nicht schön und glücklich durch unsere Liebe, und ist es nicht beleidigend für Uns, es Euch so verachten zu sehen?«

»Es kömmt daher, weil ich für Euch fürchte, meine Isabelle; weil ich vor jedem Geräusche zittere, das aus diesem verwünschten Gemache kommen wird; weil ich von dem Anblicke jedes Dieners bebe, der meine Thür öffnet; weil ich Euch nicht zu jeder Stunde des Tages und der Nacht allein wissen kann mit einem Verrückten –«

»Ach, es ist keine Gefahr dabei, Monseigneur, und ich glaube, daß Ihr Euch eitle Besorgnisse macht; der Klang des Eisens und der Anblick der Waffen reizten seine Wuth.« – Sie sah den Herzog fest an. – »Stattdessen werde ich ihn mit dem zärtlichsten Tone meiner Stimme anreden, und er wird mich erkennen; mit Sanftmuth und Liebkosungen werde ich dann aus dem Löwen ein Lamm machen, denn Ihr wißt, wie er mich liebt.«

Bei allen diesen Worten verfinsterte sich die Stirn des Herzogs; endlich stand er hastig auf und machte seinen Arm von der Königin los.

»Ja ja, er liebt Euch, ich weiß es«, sagte er mit dumpfer Stimme. »Das eben ist der wahre Grund meines Schmerzes. Nein, er wird Euch kein Leid anthun. Im Gegentheil wird Eure Stimme, wie Ihr sagtet, ihn beruhigen, Eure Liebkosungen ihn besänftigen. Eure Stimme, Eure Liebkosungen, o mein Gott!« – Er preßte die Stirn in beide Hände, und Isabelle sah ihn starr an, indem sie sich, auf ihren Arm gestützt, halb empor richtete. – »Und je ruhiger ich ihn sehe«, fuhr der Herzog fort, »desto öfterer werde ich mir sagen: Sie war zärtlich gegen ihn. Und dann werdet Ihr machen, daß ich den Himmel über das verwünsche, wofür ich ihm danken sollte: über die Genesung meines Bruders. – Aus einem Undankbaren, der ich schon war, macht Ihr mich so – Eure Liebe, Eure Liebe! sie war mein Paradies, und ich hatte mich daran gewöhnt, sie allein zu besitzen; was wird aus mir, wenn ich sie theilen muß? Ach, behaltet sie ganz,

diese verhängnißvolle Liebe, entweder für ihn oder für mich.«

»Weshalb sagtet Ihr das nicht gleich?« sagte Isabelle triumphierend.

»Weshalb?« fragte der Herzog.

»Weil ich Euch dann gleich erwidert haben würde, daß ich nicht nach Creil gehen will.«

»Ihr wollt nicht?« rief der Herzog, indem er die Königin umschlang. Dann aber hielt er inne, und erst nach einer Pause fuhr er fort: »Wie aber wollt Ihr das anfangen, und was werden die Herzöge von Burgund und von Berry sagen?«

»Glaubt Ihr, daß sie aufrichtig die Wiederherstellung des Königs wünschen?«

»Nein, bei meiner Seele. Der Herzog Von Burgund ist unersättlich nach Macht, der Herzog von Berry nach Geld. Die Verstandeszerrüttung meines Bruders verdoppelt die Macht des Einen und schlägt Münzen für den Andern. Aber sie wissen sich zu verstellen, und wenn sie sehen, daß Ihr Euch weigert, zu dem Könige zu gehen – könnt Ihr es übrigens auch? O mein armer Bruder! mein armer Bruder! –« Thränen rannen ihm über die Wangen. Die Königin erhob mit der einen Hand das Haupt ihres Geliebten, trocknete mit der andern seine Thränen und sagte:

»Tröstet Euch, mein schöner Herzog, ich gehe nicht nach Creil. Der König wird genesen, und Euer brüderliches Herz sich nichts vorzuwerfen haben. Wir machten ein Mittel ausfindig.«

Sie lächelte hierbei mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Bosheit.

»Und welches?« fragte der Herzog.

»Wir sagen Euch das später; es ist Unser Geheimniß. Indessen beruhigt Euch und betrachtet Uns mit Eurem zärtlichsten Blicke.

Der Herzog sah sie an.

»Wie schön. Ihr seid, Monseigneur!« fuhr die Königin fort. »Auf die Farbe Eurer Haut bin ich wahrlich eifersüchtig. Gott hatte angefangen, Euch zu einem Weibe zu machen, und besann sich später, daß es dann an einem Manne fehlen würde, mich vor Liebe

verrückt zu machen.«

»Meine Isabelle!«

Die Königin nahm unter ihrem Kopfkissen ein Medaillon hervor und fragte: »Was sagt Ihr zu diesem Bilde?«

»Euer Portrait!« rief der Herzog, indem er ihr das Medaillon entriß und es an seine Lippen drückte; »Euer theures, angebetetes Bild!«

»Verbergt es schnell, es kommt. Jemand.«

»Ja, auf meiner Brust, auf meinem Herzen für ewig!«

Die Thür öffnete sich in der That, und die Dame von Coucy trat ein.

»Die Person, welche meine Königin zu sehen verlangt hat, ist angekommen.«

»Frau von Coucy«, sagte Isabelle, »Unser Schwager von Orleans hat Uns auf den Knieen gebeten, nicht nach dem Schlosse Creil zu gehen, wo ich, wie er fürchtet, persönliche Gefahr liefe. Das war, wie ich glaube, auch Eure Meinung, als gestern der Herzog von Burgund, Unser viel geliebter Oheim, Uns sagte, daß der Arzt, welchen Euer Gemahl dem Könige gab, behauptete, meine Gegenwart könnte das Uebel vielleicht etwas verringern. – Ist das noch immer Eure Meinung?«

»Noch immer, Madame; und es ist auch die vieler Personen am Hofe.«

»Das bestimmt mich vollends, ich werde ganz gewiß nicht gehen. Lebt wohl, Herr Herzog: Wir danken Euch für Eure freundliche Theilnahme, und werden sie zu vergelten bemüht sein.«

Der Herzog verneigte sich und ging.

»Es ist doch die Superiorin des Klosters der Dreifaltigkeit, nicht wahr, Frau Coucy?« fragte Isabelle ihre Ehrendame.

»Sie selbst.«

»Laßt sie eintreten.«

»Die Priorin trat ein und Frau von Coucy ließ fiel allein mit der Königin.

»Meine Mutter«, sagte Isabelle, »ich wollte Euch wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit, welche das Königreich betrifft, allein

sprechen.«

»Mit mir, Frau Königin?« sagte demüthig die Priorin. »Mit mir, die, von der Welt zurückgezogen, nur mit Gott lebt? Was kann ich für die Angelegenheiten der Welt thun?«

»Ihr wißt«, fuhr die Königin fort, ohne auf diese Frage zu antworten, »daß ich nach dem schönen Schauspiele, welches mir bei meinem Einzuge in Paris vor den Thoren Eures Klosters gegeben wurde, Euch zum Dank und zur Schadloshaltung ein silbernes Reliquienkästchen überreichen ließ, das der heiligen Martha gewidmet war, für die Ihr, wie ich weiß, eine besondere Ehrfurcht hegt.«

»Ich bin aus Tarascona, Frau Königin, wo die heilige Martha in großen Ehren steht, und ich bin Euch sehr dankbar gewesen für ein so reiches Geschenk.«

»Seitdem«, fuhr die Königin fort, »habe ich, wie Ihr wißt, stets bei dem heiligen Osterfeste Euer Gotteshaus erwählt, meine Andacht zu verrichten, und so oft ich Euch sah, werdet Ihr, wie ich hoffe, die Königin von Frankreich weder geizig, noch vergeßlich gefunden haben.«

»Wir sind umso dankbarer für diese Gunst, zumal, da wir noch nicht glücklich genug waren, sie zu verdienen.«

»Wir sind mächtig genug bei Unterm heiligen Vater zu Avignon, um zu den weltlichen Gaben auch noch geistliche hinzuzufügen, und er würde Uns den Ablass gewiß nicht versagen, wenn wir ihn für Eure Gemeinde in Anspruch nehmen.«

Die Augen der Priorin funkelten vor heiligem Ehrgeiz.

»Madame«, sagte sie, »Ihr seid eine große und mächtige Königin, und wenn unser Kloster irgend etwas thun könnte, sich dankbar zu bezeigen –«

»Euer Kloster nicht, aber vielleicht Ihr, meine Mutter«, fiel die Königin ein.

»Ich, Madame? Befehlt, und wenn es in meiner Macht steht –«

»O, es ist sehr leicht. Der König wurde, wie Ihr wißt, von einer hitzigen Krankheit befallen. Bisher war er mit schwarzgekleideten,

vermummten Männern eingesperrt, die ihm Schrecken ein flößen, um ihn zu zwingen, sich den Vorschriften des Arztes zu fügen. Der Zustand der Aufregung aber, in dem ihn die Furcht stets er hält, hindert die Wirkung der vorgeschriebenen Mittel. Man will daher versuchen, durch Ueberredung einen Erfolg zu bewirken, der bisher nur durch die Gewalt herbeigeführt wurde, und man hofft, daß eine Eurer Schwestern zum Beispiel, ein innges, sanftes Geschöpf, ihm unter den häßlichen Gestalten, die ihn umringen, als ein Engel, als eine himmlische Vision erscheinen; daß sein Geist sich dadurch beruhigen soll, denn diese Ruhe ist allein im Stande, ihm den Verstand wieder zu geben. Ich dachte gleich an Euch, damit die Ehre der Genesung des Königs auf Euer Kloster falle; sie wird Euren Gebeten zugeschrieben werden, der Verwendung der heiligen Martha, der Heiligkeit der würdigen Aebtissin, welche die Heerde der weisen Schwestern der Dreifaltigkeit leitet. Das ist es, weshalb ich Euch rufen ließ, meine Mutter. Hab' ich mich getäuscht, wenn ich glaubte, daß eine solche Bitte Euch angenehm sein würde?«

»Ach, Ihr seid zu gut, Frau Königin, und erst heut ist unser Kloster erwählt. Ihr kennt die meisten meiner Töchter bezeichnet selbst diejenige, der Ihr die Ehre zudenket, über den theuren Kranken zu wachen, dessen Genesung ganz Frankreich erleht.«

»Ich überlasse diese Sorge ganz Euch, meine Mutter; wählet, wen Ihr selbst zu dieser Sendung am würdigsten haltet. Die Tauben, welche der Herr Eurer Obhut anvertraute, sind alle schön und rein. Lasset den Zufall wählen. Gott wird Eure Hand leiten, und der Segen des Volkes wird über sie ausgesprochen werden, die Gunst der Königin sich über Eure Familie ergießen.«

Ein Blitz des Ehrgeizes erleuchtete die gefurchte Stirn der bejahrten Äbtissin.

»Ich bin bereit, Euern Befehlen zu gehorchen, Frau Königin«, sagte sie, »und meine Wahl ist getroffen. Sagt mir nur, was ich ferner zu thun habe.«

»Führet sobald als möglich das junge Mädchen nach dem Schlosse Creil; es werden Befehle gegeben werden, daß das Zimmer des Königs ihr geöffnet sei. Das Uebrige liegt in der Hand

Gottes.«

Die Aebtissin verneigte sich und that einige Schritte, das Gemach zu verlassen.

»Apropos«, sagte die Königin, »ich vergaß, Euch zu sagen, daß ich den Befehl ertheilte, Euch ein Reliquienkästchen von reinem Golde zu über bringen, in dem ein Stückchen vom wahren Kreuze enthalten ist; der König von Ungarn, der es von dem Kaiser von Constantinopel bekam, hat es mir geschickt. Es wird, wie ich hoffe, die Gnade des Herrn auf Euer Kloster und die Almosen der Gläubigen in Euern Schatz leiten. Ihr findet es in Eurer Kirche.«

Die Aebtissin verneigte sich abermals und ging. Sogleich rief die Königin ihre Frauen, ließ sich ankleiden, verlangte eine Sänfte und besuchte rue Barbette ein kleines Hôtel, das sie soeben gekauft hatte und für sich einrichten ließ.

Während dessen war der König, wie sie es gesagt hatte, von zwölf schwarzgekleideten und vermummten Männern umgeben und that Alles nur durch Gewalt. Er war eine Beute finsterer Melancholie, und seine Tage waren zwischen Anfällen der Wuth und Erschlaffung getheilt, je nachdem ihn das Fieber ergriff oder verließ. Im ersten Falle schien er von dem ganzen Feuer der Hölle verzehrt; im zweiten zitterte er, als würde er nackt der größten Kälte ausgesetzt. Indessen war jede Erinnerung, jedes Urtheilsvermögen, jedes Gefühl als das seines Schmerzes verschwunden.

Gleich von den ersten Tagen an hatte Meister Wilhelm des Königs Krankheit sorgsam studiert; er bemerkte, daß jedes starke Geräusch ihn beben machte und lange Zeit beunruhigte. Er befahl, das Glockengeläut zu enden, und da er bemerkt hatte, daß der Anblick der Lilien, ohne daß man einen Grund davon angeben konnte, den Zorn des Kranken reizte, ließ er alle heraldischen Zeichen des Königthums entfernen. Der König weigerte sich, zu essen und zu trinken; er wollte nicht zu Bett gehen, wenn er auf war, nicht aufstehen, wenn er zu Bett lag. Meister Wilhelm kam daher auf den Gedanken, ihn durch schwarzgekleidete, vermummte Männer bedienen zu lassen; diese traten plötzlich zu ihm ein, der moralische Muth verschwand mit dem Verstande des Königs, und nur der

thierische Instinkt der Selbsterhaltung waltete noch. Carl, der so kühn und tapfer war, zitterte wie ein Kind, gehorchte wie ein Automat, athmete kaum, und sprach selbst nicht mehr, um sich zu beklagen. Der geschickte Arzt aber bemerkte bald, daß das physische Wohl, welches die Mittel bewirken konnten, die er den Kranken auf diese Art zu nehmen zwang, durch die moralische Zerrüttung, die eben diese Mittel nach sich zogen, sehr vermindert, oder wohl gar ganz zerstört würde; er kam daher auf den Gedanken, sanfte Ueberredung an die Stelle der Gewalt treten zu lassen. Sei es nun Fortschritt zur Genesung, sei es Erschöpfung der Kräfte, genug, der König war schon bedeutend ruhiger; es ließ sich daher hoffen, daß eine theure Stimme im Grunde seines Herzens das Gedächtnis wieder erwecken würde, welches in seinem Kopfe erloschen war, und daß er mit Vergnügen ein sanftes, anmuthiges Gesicht auf die abscheulichen Fratzen seiner bisherigen Hüter folgen sehen würde. Deshalb dachte der Arzt an die Königin und forderte, daß sie die Heilung so fortsetzen sollte, die er so glücklich begonnen hatte. Wir sahen, welche Gründe Madame Isabelle abhielten, sich diesem Plane zu fügen, und durch welche Stellvertretung sie demselben dennoch zu genügen gedachte. Meister Wilhelm wurde daher von den Abänderungen unterrichtet, die man mit seinem Projecte vorgenommen hatte; er war zwar dadurch des Gelingens weniger gewiß, dennoch aber entschlossen zur Ausführung seiner Absicht, und sah daher mit einiger Ungeduld der verheißenen Ankunft des jungen Mädchens entgegen. Sie langte zu der bestimmten Zeit an, begleitet von der Superiorin; es war ganz der Engelskopf, wie der Doctor ihn sich zu der Wunderkur wünschen konnte; nur trug sie nicht das heilige Gewand der Töchter der Dreifaltigkeit, und ihre üppig wallenden Haare zeigten, daß sie noch kein Gelübde abgelegt hatte.

Meister Wilhelm glaubte das arme Kind, welches er so unterwürfig und ergebungsvoll sah, daß er es, dafür segnete, beruhigen zu müssen. Er hatte eine ganze Reihe von Ermahnungen bereitgehalten, aber nicht eine kam ihm über die Lippen: er über ließ Alles dem Gefühle und der Eingebung dieser reinen Seele.

Odette – denn sie war es – hatte den Bitten ihrer Tante nachgegeben, sobald sie sich über zeugte, daß in dem, was man von ihr forderte, eine edle Selbstaufopferung lag. Wird die Liebe bei einer großmüthigen Seele zurückgedrängt, so tritt sie früher oder später unter der Gestalt einer großen Tugend wieder hervor. Nur die, welche den Schleier lüften, in den sie sich hüllt, erkennen sie für das, was sie ist nur der große Haufe bewahrt seinen Irrthum und giebt ihr den Namen, unter dem sie ihm erscheint.

Carl war mit feinen Hütern ausgegangen; er litt durch die Mittagssonne, und die Morgen und Abende wurden daher zu seinen Spaziergängen gewählt. Odette sah sich deshalb allein in dem Gemache des Königs. Da ging etwas Sonderbares in der Seele dieses Kindes vor, das so fern von dem Throne geboren war und durch ein Geschick immer wieder demselben zugetrieben wurde, wie eine steuerlose Barke dem Felsen. Alles in diesem Zimmer verrieth erkaufte Pflege und das Verlassen sein von theuern Personen, und sie fühlte sich von großem Mitleid für dies große Unglück ergriffen. Das Königthum in einen Trauerflor gehüllt, entthront, den Beistand eines jungen Mädchens aus dem Volke anflehend, erschien ihr göttlich; der gegeißelte Christus, der sein Kreuz trägt, ist größer, als Jesus, der die Verkäufer aus dem Tempel jagt.

Alles war schweigend und traurig in diesem ungeheuren Zimmer, in welches das Licht des Tages nur durch buntbemalte Fensterscheiben drang. Ein großer Kamin von geschnitzter Steinarbeit, und in welchem ein gewaltiges Feuer brannte, obgleich es die heißeste Zeit des Sommers war, fand einem Himmelbette gegenüber, dessen Gardinen von grünem Damast mit goldnen Blumen an mehrern Stellen zerrissen waren, und die häufigen Anfälle verriethen, welche der Wahnsinn hier auszustehen gehabt hatte. Der Boden war mit Trümmern von Meubles und Geräthschaften bedeckt, die der König in seiner Wuth zerbrochen, und die man wegzuschaffen vernachlässigt hatte; Alles zeigte ein Bild der Vernichtung und der Abwesenheit der Vernunft: man sah, daß in diesem Zimmer nur noch die Materie lebte, und glaubte eher die Spuren eines wilden Thieres, als die eines Menschen zu

erblicken.

Die persönliche Furcht, welche von der Schwäche des Weibes herrührt, bemächtigte sich Odettens, als sie dies alles sah; sie fühlte, daß sie, die schwache, schüchterne Gazelle, in die Höhle des Löwen geworfen worden sei; daß der Wahnsinnige, zu dem man sie führte, sie nur zu berühren brauchte, um sie zu zerbrechen, wie die Geräthe, auf deren Trümmer ihr Fuß trat; denn sie hatte nicht die Harfe Davids, um Saul zu besänftigen.

Ganz ihren Gedanken hingegeben, vernahm sie plötzlich einen lauten Lärm. Es waren Klagen und Geschrei, wie die eines Menschen, der sich fürchtet. Zu diesem Geräusch gesellten sich dann die Stimmen mehrerer Personen, welche Jemand zu verfolgen schienen. In der That war der König seinen Hütern entschlüpft, und diese holten ihn erst in dem angrenzenden Gemache wieder ein, wo sich ein Kampf entspann. Bei dem Lärmen dieses sonderbaren Wortwechsels fühlte Odette sich erbeben; um zu entfliehen, suchte sie die verborgene Tapetenthür, durch welche sie eingetreten war; aber sie fand sie nicht und eilte der andern Thür zu. Doch das Geräusch hatte sich derselben so sehr genähert, daß sie nur noch durch die schwachen Bretter von den Streitenden getrennt zu sein schien. Sie stürzte hierauf zu dem Bette und hüllte sich in die Vorhänge, um sich so, wo möglich dem ersten Blicke des wüthenden Königs zu entziehen. Kaum war sie hier, als sie die Stimme des Meister Wilhelm hörte, welcher schrie: »Lasset den König gewähren!«

Und die Thür wurde hastig aufgerissen.

Carl stürzte herein, das Haar zu Berge gesträubt, das Gesicht blaß und mit Schweiß bedeckt, die Kleider zerrissen. Er lief in den Hintergrund des Zimmers und suchte irgend ein Vertheidigungsmittel. Als er es nicht fand, wendete er sich voll Entsetzen wieder zu der Thür. Man hatte sie hinter ihm, geschlossen, und dies schien ihn etwas zu beruhigen. Einige Sekunden starrte er noch nach dieser Richtung, schlich dann auf den Zehen zu der Thür und drehte hastig den Schlüssel im Schlosse um. Nun suchte er mit den Augen ein neues Vertheidigungsmittel,

sah das Bett, erfaßte es an der einen Seite, der entgegengesetzten, wo Odette war, und schleppte es vor die Thür, die er gegen eine Feinde vertheidigen wollte. Dann brach er in jenes wahnsinnige Gelächter aus, vor dem die erbeben, die es hören, ließ die Hände matt an dem Körper, den Kopf auf die Brust herabsinken und schritt langsam dem Kamine zu, vor welchem er sich niedersetzte, ohne Odette zu bemerken, welche regungslos stehen geblieben war, obgleich die Gardinen des Bettes sie jetzt nicht mehr verhüllten. Sei es nun, daß der Anfall des Fiebers vorüber war, sei es, daß die Furcht mit der Entfernung der Gegenstände verschwand, die sie verursacht hatten, genug, die Schwäche folgte auf die Wuth, und der König beklagte sich leise und traurig; bald zitterte er am ganzen Körper und seine Zähne klapperten: man sah, daß er entsetzlich leiden müsse.

Bei diesem Anblicke entschwand der Schrecken aus Odettens Seele; sie fühlte sich in eben dem Grade stark und kräftig werden, wie der König schwächer wurde; sie streckte die Hände gegen ihn aus und sagte mit schüchterner Stimme:

»Monseigneur, was kann ich für Euch thun?«

Als der König diese Stimme hörte, wendete er sich um und erblickte Odette am andern Ende des Gemaches; er sah sie einen Augenblick mit jenem sanften melancholischen Ausdrücke an, der ihm in den Tagen seiner Gesundheit eigenthümlich war, und sagte dann langsam und mit immer matter werdender Stimme:

»Carl friert – friert – friert –«

Odette trat rasch zu ihm und ergriff seine Hände; sie waren in der That eiskalt. Sie ging zu dem Bette, nahm eine Decke, wärmte sie am Feuer und umhüllte den König damit. Er fühlte dadurch sich etwas behaglicher, denn er lachte wie ein zufriedenes Kind, und dies ermuthigte Odetten.

»Und weshalb friert der König so sehr?« fragte sie.

»Welcher König?«

»Der König Carl.«

»Ach Carl!«

»Ja, weshalb friert Carl?«

»Weil Carl sich fürchtet.« Und dabei zitterte er heftig.

»Und wie kann Carl, der ein so großer und tapferer König ist, sich fürchten?« sagte Odette,

»Carl ist groß und tapfer und er fürchtet sich nicht vor den Menschen, aber«, fügte er mit leiser Stimme hinzu, »vor dem schwarzen Hunde.«

Der König sprach diese Worte mit solchem Ausdrucke des Schreckens, daß Odette sich nach dem Thiere umsah.

»Nein, nein, er ist nicht mit hereingekommen, sagte Carl. »Er wird kommen, wenn ich schlafe. Deshalb will ich nicht zu Bett gehen – ich will nicht – ich will nicht. Carl will bei dem Feuer bleiben. Carl friert – friert – friert –«

Odette wärmte die Decke wieder, umhüllte den König abermals damit, setzte sich zu seinen Füßen nieder und nahm seine beiden Hände in die ihrigen.

»Der schwarze Hund ist wohl sehr böse?« sagte sie.

»Nein, aber er kömmt aus dem Flusse und ist eiskalt.«

»Und er ist Carl diesen Morgen nachgelaufen?«

»Carl ging aus, weil er brannte und der Luft bedurfte. Er ging in einen schönen Garten, wo viel Blumen standen, und Carl war sehr zufrieden.«

Der König zog seine Hände aus denen Odettens und preßte sich den Kopf, als wolle er auf diese Weise einen heftigen Schmerz unterdrücken, dann fuhr er fort. »Carl ging immer auf einem grünen Rasen, mit Wiesenblümchen geschmückt, und ging so lange, so lange, so lange, daß er endlich ganz müde wurde. Da sah er einen schönen Baum mit goldenen Äpfeln und Blättern von Smaragd, und legte sich unter denselben und betrachtete den Himmel, der ganz blau und mit diamantenen Sternen geschmückt war. Carl betrachtete das lange Zeit, denn es war ein schönes Schauspiel. Plötzlich hörte er den Hund heulen, aber noch weit, ganz weit. Nun wurde der Himmel schwarz und die Sterne roth und die Früchte an dem Baume schwankten hin und her, als wehte ein heftiger Wind, und so oft sie

zusammentrafen, gab es einen Klang, als wenn die Spitze einer Lanze einen Helm berührt. Bald wuchsen denn aus jeder der schönen goldnen Früchte zwei häßliche Fledermausflügel, die sich zu regen begannen. Dann bekamen sie Augen, eine Nase und einen Mund, wie Todtenköpfe. Der Hund heulte wieder, aber ganz nahe; da erbebte der Baum bis in seine Wurzeln, die Flügel regten sich, die Köpfe stießen lautes Geschrei aus, die Blätter bedeckten sich mit Schweiß, und jeder Tropfen fiel kalt – kalt – kalt – auf Carl herab. Carl wollte nun aufstehen und fliehen, aber der Hund heulte zum dritten Male, aber dicht bei ihm. Er fühlte, daß er auf seinen Füßen lag und diese mit feiner Last bedrückte; dann kroch er langsam, langsam auf seine Brust, schwer wie ein Berg; Carl wollte ihn mit seinen Händen zurück stoßen, und er leckte ihn die Hände mit seiner eisigen Zunge. Oh! oh! oh! – Carl friert – friert – friert recht sehr.«

»Wenn Carl zu Bett ginge«, sagte Odette, »so würde Carl wärmer werden.«

»Nein, nein, Carl will nicht zu Bett gehen, er will nicht. – Sobald Carl zu Bett liegt, kömmt der schwarze Hund herein, schleicht um ein Bett, hebt die Decke auf und legt sich auf seine Füße und lieber will Carl sterben.«

Der König machte eine Bewegung, als wolle er entfliehen.

»Nun gut, nein, nein«, sagte Odette, indem sie aufstand und den König in ihre Arme nahm, »Carl soll nicht zu Bett gehen.«

»Carl möchte aber doch gern schlafen«, sagte der König.

»So soll Carl hier an meiner Brust schlafen.« – Sie setzte sich auf den Arm des Sessels, ihre Hand um den Hals des Königs und legte dessen Haupt an ihren Busen.

»Liegt Carl so gut?« fragte sie. Der König sah sie mit einem unaussprechlichen Ausdrucke der Dankbarkeit an.

»Ach ja«, sagte er, »so ist Carl gut – gut – gut!«

»Dann kann Carl schlafen und Odette wird bei ihm wachen, damit der schwarze Hund nicht herein kömmt.«

»Odette«, sagte der König, »Odette?« und lachte mit dem

Ausdrucke eines Kindes, das zeigen will, es habe verstanden. – »Odette«, flüsterte er noch einmal und schmiegte sein Haupt inniger an den Busen des jungen Mädchens, das regungslos und mit zurückgehaltenem Athem da saß.

Fünf Minuten darauf öffnete sich die kleine Thür und Meister Wilhelm trat leise ein. Er schlich auf den Zehen zu der regungslosen Gruppe, nahm die herabhängende Hand des Königs, fühlte den Puls, näherte das Ohr seiner Brust und horchte auf den Athem.

Dann richtete er sich mit freudestrahlendem Gesichte wieder auf und flüsterte leise:

»Der König schläft besser, als seit einem ganzen Monat. Gott segne Dich, junges Mädchen, denn Du hast ein Wunder vollbracht!«

Zweiter Band.

I.

Die Nachricht von der Krankheit Carls IV. hatte sich in England fast eben so schnell verbreitet, als in Frankreich, und wie hier, brachte sie auch dort, große Spaltungen hervor. Der König Richard und der Herzog von Lancastre, welche Carl liebten, waren dadurch sehr betrübt; der Herzog von Lancastre besonders beklagte das Ereigniß sehr, welches er nicht nur für Frankreich, sondern für die ganze Christenheit verderblich hielt.

»Dieser Wahnsinn«, wiederholte er oft gegen die Ritter und Junker feiner Umgebung, »ist ein großes Unglück, denn der König Carl war ein Mann von Willen und Kraft, und wünschte den Frieden zwischen den Reichen deshalb so sehr, um gegen die Ungläubigen ziehen zu können. Jetzt ist das sehr verzögert, denn er war die Seele dieses Kreuzzuges, und Gott weiß, ob er nun zu Stande kommen wird.«

In der That hatte sich Murad-Bey, den wir gewöhnlich Amurat nennen, und der bei Froissard in dessen veralteter Sprache der Morabakwin heißt, des Königreiches Armenien bemächtigt, und drohte, das Reich der Christen im Orient zu zerstören. Der König Richard und der Herzog von Lancastre waren daher der Meinung, daß der Waffenstillstand, der bei dem Einzuge der Madame Isabelle in Paris geschlossen worden war, gehalten und selbst verlängert werden müßte.

Der Herzog von Glocester und der Graf von Esser waren entgegengesetzter Meinung, hatten auch den Grafen von Buckingham, Connetable von England, auf ihre Seite gezogen, und wurden durch alle jungen Ritter unterstützt, denen es nach Waffenthaten gelüstete. Sie forderten Krieg, sagten, daß der

Augenblick dazu günstig sei, und daß man bei Ablauf des Waffenstillstandes die Verwirrung, die des Königs Krankheit in Frankreich hervorgebracht hätte, benutzen müßte, um die Vollziehung des Vertrages von Bretigny zu fordern. Aber der Wille Richards und des Herzogs von Lancastre trug den Sieg davon, und die zu Westminster versammelten Parlamente, zusammengesetzt aus den Prälaten, Edlen und Bürgern, bestimmten, daß der Waffenstillstand zu Meer und zu Lande, der mit Frankreich unterzeichnet war, und der am 16. August 1392 endete, auf ein Jahr verlängert werden sollte.

Während dessen regierten die Herzoge von Berry und von Burgund das Königreich Frankreich ganz nach ihrem Gefallen. Sie hatten ihren Haß gegen Clisson nicht vergessen, und dessen Verbannung von Paris schien ihnen noch keine hinlängliche Strafe. Ihre Rache forderte mehr und erlangte es. Der Connetable hatte Montchery verlassen, was zu nahe bei Paris war, um sich dort in Sicherheit glauben zu können, und war nach einem Schlosse gegangen, welches Gosselin hieß und in der Bretagne lag. Sie verzweifelten deshalb, seiner habhaft werden zu können. Aber sie wollten ihm wenigstens eine Würden und seine Rechte rauben, und dem zu Folge wurde er aufgefordert, vor dem Parlamente zu Paris zu erscheinen, um Rechenschaft wegen der Vergehungen abzulegen, die man ihm Schuld gab. Auf den Fall des Ausbleibens wurde er mit dem Verlust seines Amtes und seiner Würden bedroht. Der Prozeß wurde übrigens ganz in der Ordnung geführt; es fand Alles Statt, was dem Schuldigen bei dergleichen Gelegenheit gewährt wird, und nachdem die letzte vierzehntägige Frist verstrichen war, rief man seinen Namen drei Mal im Saale des Parlaments, drei Mal am Thore des Palastes, drei Mal am Fuße der großen Treppe auf dem Hofe. Als er nicht antwortete, auch Keiner für ihn, wurde er als Verräther gegen die Krone Frankreich aus dem Reiche verbannt, zu einer Strafe von hunderttausend Mark Silber, als zur Wiedererstattung alles dessen verurtheilt, was er während der Führung seines Amtes erpreßt haben sollte, und endlich noch auf ewige Zeiten seines Amtes als Connetable beraubt. Der Herzog

von Orleans wurde eingeladen, dem Spruche dieses Urtheils beizuwohnen, aber da er es nicht hindern konnte, wollte er es wenigstens nicht durch seine Gegenwart billigen, und weigerte sich daher, in der Kammer zu erscheinen. Die Herzoge von Berry und von Burgund aber blieben nicht aus, und die Verurtheilung wurde in ihrer Gegenwart, so wie in der einer großen Menge von Baronen und Rittern ausgesprochen. Die Sache machte großen Lärm im Königreiche und wurde sehr verschieden aufgenommen; darin stimmte man jedoch überein, daß man wohlgetan, hätte, die Verurtheilung während der Krankheit des Königs vorzunehmen, da man nach dessen Genesung nimmermehr die Genehmigung hätte erwarten dürfen.

Der König befand sich während dessen auf dem Wege der Besserung. Jeden Tag vernahm man wunderbare Nachrichten über seine fortschreitende Genesung. Etwas, das mit am meisten dazu beigetragen hatte, seine finstere Melancholie zu zerstreuen, war eine neue Erfindung eines Malers, Namens Jacquemin Grengonneur, der in der rue de la Verrerie wohnte. Odette hatte sich dieses Mannes erinnert, den sie früher bei ihrem Vater sah, und schrieb ihm, daß er kommen und die bunt gemalten Bilder mitbringen sollte, die sie früher bei ihm sah. Jacquemin kam mit einem Spiele Karten.

Der König fand viel Vergnügen an diesen Bildern, die er anfangs mit der Neugier eines Kindes betrachtete, er ergötzte sich aber immer mehr daran, je klarer sein Verstand zurückkehrte, und als er erfuhr, daß jede dieser Figuren eine Bedeutung hätte und eine Rolle in einem allegorischen Spiele ausfüllen könnte, einem Bilde des Krieges und der Regierung. Jacquemin lehrte ihm, daß das As die Oberhand über alle andere Karten haben müßte, selbst über die Könige, da sein Name aus einem lateinischen Worte gezogen sei, welches Geld bedeute, Jedermann aber wüßte, daß das Geld die Hauptsache beim Kriege sei. Deshalb ist ein König, der kein As hat, so schwach, daß er durch einen Knecht mit einem As geschlagen werden kann. Er sagte ihm ferner, daß Trefle (Klee) diese Pflanze unsrer Wiesen, den, welcher, es stäche, erinnern sollte, daß ein

Feldherr nie ein Lager da aufschlagen dürfte, wo es seinem Heere an Lebensmitteln fehlen könnte. Im Piques konnte man leicht die Hellebarden erkennen, welche zu jener Zeit die Lanzenknechte trugen; die Carreaux stellten die Spitzen der Pfeile dar, welche man mit den Arbaleten schleuderte. Die Coeurs deuteten offenbar den Muth der Heerführer und Soldaten an. Die Namen, welche den vier Königen gegeben waren, David, Alexander, Cäsar und Carl der Große, bewiesen, daß selbst die zahlreichsten und tapfersten Truppen, wenn man des Sieges gewiß sein will, an ihrer Spitze kluge, muthige und erfahrene Führer haben müssen. Aber da tapfere Feldherrn tapfere Adjutanten haben müssen, wählte man zu ihren Edelknappen unter den Alten Lancelot und Ogier, unter den Neuern Reginald⁹ und Hector¹⁰. Da der Titel eines Edelknechtes nur ehrenvoll war und die größten Herren ihn trugen, bis sie zu Rittern geschlagen waren, repräsentierten die obengenannten Edelknechte die Edlen und hatten unter ihren Befehlen die Zehnen, Neunen, Achten und Sieben, welche nichts Anderes waren, als die Soldaten und die gemeinen Leute.

Den Damen hatte Jacquemin noch keinen andern Namen gegeben, als den ihrer Männer; er deutete dadurch an, daß die Frau nichts durch sich selbst ist, daß sie keine andere Kraft, keinen andern Glanz besitzt, als die, welche sie durch ihren Herrn und Gebieter empfängt¹¹.

Diese Zerstreuung, führte bei dem König die Ruhe des Gemüthes, und diese wieder die Kräfte des Körpers zurück; bald fing er an, mit Appetit zu essen und zu trinken. Das abscheuliche Alpdrücken, ein Kind des Fiebers, verschwand allmählig mit diesem. Er fürchtete nicht mehr zu Bett zu gehen, und sobald nur Odette bei ihm wachte, schlief er ziemlich ruhig. Eines Tages fand Meister Wilhelm ihn stark genug, ein Maulthier zu besteigen, und am folgenden Tage wurde ihm sein Lieblingspferd vorgeführt, auf dem er einen langen Spazierritt machte. Endlich veranstaltete man eine Jagd, und Carl und Odette zeigten sich mit dem Falken auf der Hand in der Umgegend des Schlosses, wo der König mit dem Geschrei der Freude und das Mädchen mit dem der Dankbarkeit begrüßt wurde.

An dem Hofe von Frankreich war nur die Rede von der wiederkehrenden Gesundheit des Königs und der wunderbaren Art und Weise, wie die Kur vollbracht wurde. Viele Damen waren eifersüchtig auf die schöne Unbekannte, deren Benehmen ihrer Meinung nach nur Berechnung war. Ihrer Behauptung nach hätten sie Alle gleiche Ergebung gegen den König gezeigt, und doch hat in den Tagen des Unglücks keine einzige sich dargeboten: Man fürchtete den Einfluß, den dieses junge Mädchen, wenn sie nur irgend ehrgeizig war, auf den wieder zur Gesundheit gelangten König ausüben konnte. Die Königin selbst beunruhigte sich über ihr eignes Werk, ließ die Priorin des Dreifaltigkeitsklosters zu sich rufen, schickte dem Kloster reiche Geschenke, und forderte die Priorin auf, ihre Nichte wieder zu sich zu nehmen, Odette erhielt daher den Befehl in das Kloster zurück zu kehren.

An dem zu ihrer Abreise bestimmten Tage trat Odette, Thränen im Auge, zum Könige und beugte ein Knie zur Erde. Carl blickte sie voll Besorgniß an, fürchtete, daß man ihr etwas zu Leide gethan hätte, reichte ihr die Hand, und fragte, weshalb sie weine.

»Theurer Sire«, sagte Odette, »ich weine, weil ich Euch verlassen muß.«

»Mich verlassen! Du, Odette?« erwiderte der König verwundert. »Und weshalb das, mein Kind?«

»Weil ich Euch nicht mehr nöthig bin, Sire«

»Und Du fürchtest, einen Tag zu lange bei einem armen Wahnsinnigen zu bleiben? Ja, es ist wahr, ich habe Deinem schönen heitern Leben schon zu viel Tage geraubt, um es noch länger durch den Schatten des meinigen zu trüben; ich habe Deiner frischen Blumenkrone schon zu viel Blüthen entrissen, um sie noch ferner mit meinen sterbenden Händen zu zerknicken. Du bist der Zurückgezogenheit überdrüssig, in der Du lebst, und die Freude ruft Dich. Geh!«

Er setzte sich und stützte den Kopf in die Hand.

»Sire«, sagte Odette, »die Priorin des Dreifaltigkeitsklosters kömmt, mich zu holen, und das Kloster ruft mich zurück.«

»So bist Du es also nicht, Odette, die mich verlassen will?« sagte

der König lebhaft, indem er den Kopf erhob.

»Mein Leben gehört Euch, Sire, und ich wäre glücklich gewesen, es Euch bis zu meinem letzten Hauche widmen zu können.«

»Was entfernt Dich also von mir?«

»Die Königin, glaub' ich, und dann Eure Oheime, die Herzöge von Burgund und von Berry.«

»Die Königin, meine Oheime von Burgund und Berry? Sie, die mich in den Tagen meiner Schwäche verließen, wollen jetzt in den Tagen der Kraft wieder zurückkehren? Odette, Odette, so bist Du es nicht, die mich zu verlassen wünscht?«

»Ich habe keinen andern Willen, als den meines Herrn und Gebieters, was er befiehlt, werde ich thun.«

»Gut, so befehle ich, daß Du bleibst«, sagte Carl heiter. Dies Schloß ist also kein Gefängniß für Dich, theures Kind; die Sorge, die Du mir gewidmet hat, war nicht blos die des Mitleids? Ach, wenn dem so wäre, Odette, wie glücklich würde ich mich fühlen! Sieh mich an; wieder und immer wieder. Ach, verbirg Dich nicht so!«

»Sire, Sire«, flüsterte sie, »ich sterbe vor Schaam.«

»Odette, weißt Du wohl«, sagte der König, indem er ihre beiden Hände in die seinigen nahm und sie zu sich zog, »weißt Du wohl, daß ich die Gewohnheit lieb gewonnen habe, Dich zu sehen, am Abend, wenn ich einschlafe, des Nachts, wenn ich träume, am Morgen, wenn ich die Augen öffne? Weißt Du, daß Du der Schutzengel meines Verstandes bist? daß Deine Zauberkraft die Dämone vertrieben hat, die mich umgaben? Du hast meine Tage rein, meine Nächte ruhig gemacht. Odette, Odette, weißt Du, daß die Dankbarkeit nur ein schwaches Gefühl für solche Wohlthaten ist? Odette, weißt Du, daß ich Dich liebe?«

Odette stieß einen lauten Schrei aus, machte ihre Hände frei aus denen des Königs und blieb zitternd vor ihm stehen.

»Monseigneur, Monseigneur«, rief sie aus, »was sagt Ihr mir da!«

»Ich sage Dir«, fuhr Carl fort, »daß Du jetzt meinem Leben unentbehrlich bist. Ich habe Dich nicht aufgesucht, nicht wahr? Ich wußte nicht, daß Du auf der Welt seist, doch Du Engelseele ahntest,

daß hier ein Leidender war, und bist gekommen. Ich verdanke Dir Alles, denn Du gabt mir meinen Verstand wieder, und mein Verstand ist meine Macht, meine Kraft, meine Königswürde, mein Reich. Gut, geh, und Du läßt mich eben so arm, eben so nackt zurück, als Du mich gefunden hat, denn mein Verstand wird mit Dir gehen. Ja, ich fühle es, schon der Gedanke, Dich zu verlieren, verwirrt mich.« – Er fuhr mit der Hand an die Stirn und rief: »O mein Gott, mein Gott, soll ich denn wieder wahnsinnig werden? Mein Gott und Herr, habe Erbarmen mit mir!«

Odette stieß einen Schrei aus und flog zu dem Könige.

»Ach Sire, Sire«, rief sie, »sprecht nicht so.«

Carl sah sie mit verwirrtem Blicke an.

»Ach Sire, betrachtet mich nicht so«, bat sie . »Mein Gott, mein Gott, das ist Euer wahnsinniger Blick, der mir so wehe that.«

»Mich friert recht sehr«, sagte Carl.

Odette warf sich in die Arme des Königs, drückte ihn gegen ihre Brust, um ihn wieder zu erwärmen, und schlang ihre Arme mit der ganzen Hingebung der Unschuld um ihn.

»Entferne Dich, Odette, entferne Dich«, sagte der König.

»Nein, nein«, rief Odette, ohne auf ihn zu hören, »nein, Ihr dürft nicht wieder wahnsinnig werden; nein, Gott wird mein Leben nehmen und Euch Eure Vernunft lassen. Ich bleibe bei Euch, ich verlasse Euch nicht eine Minute, nicht eine Sekunde; ich bleibe hier, immer hier.«

»In meinen Armen, so?« sagte der König.

»Ja, so.«

»Und Du wirst mich lieben?« rief Carl, indem er sie auf sein Knie zog.

»Ich, ich«, sagte Odette, indem sie die Augen schloß und ihr bleiches Gesicht an die Schulter des Königs sinken ließ, »Ach, ich darf es nicht, ich kann es nicht.«

Carls brennende Lippen verschlossen ihr den Mund!

»Gnade, Gnade, Sire, ich sterbe!« flüsterte sie, und ihre Sinne schwanden.

Odette blieb bei dem Könige,

II.

Einige Tage nach der soeben beschriebenen Scene saß Odette zu den Füßen Carls, das Haupt auf sein Knie gelehnt, und sah ihn mit liebevollem Blicke an, als Meister Wilhelm rasch eintrat und die Königin meldete.

»Ha«, sagte Carl, »sie fürchtet sich nicht mehr vor dem armen Verrückten. Man hat ihr gesagt, daß sein Verstand zurückgekehrt wäre, und jetzt wagt sie es, der Löwenhöhle zu nahen. Laßt Madame Isabelle in das anstoßende Gemach treten.«

Meister Wilhelm ging.

»Was ist Dir?« fragte der König Odetten.

»Nichts«, erwiderte das liebliche Kind, indem es eine große Thräne trocknete.

»Thörin«, sagte der König, küßte sie auf die Stirn, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände, stand auf, legte ihr Haupt auf den Armsessel, umarmte sie, und ging aus dem Gemache. Odette blieb in der Stellung, in welche der König sie gelegt hatte. Bald darauf kam es ihr vor, als breite ein Schatten sich bis zu ihr aus, und sie wendete sich um.

»Der Herzog von Orleans!« rief sie und verbarg das Gesicht in beide Hände.

»Odette!« sagte der Herzog, und sah sie mit regungslosem Staunen an.

»Ei«, fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen mit bittrem Tone fort, »Ihr seid es also, Madame, die solche Wunder bewirkt? Ich wußte, daß Ihr eine mächtige Zauberin wäret, daß Ihr den Verstand zu rauben vermögt, aber das wußte ich noch nicht, daß Ihr ihn auch wieder zu geben im Stande seid.«

Odette stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Jetzt«, fuhr der Herzog fort, »begreife ich die strenge gewappnete Tugend. Irgend eine Zigeunerin wird Euch gesagt

haben, daß Ihr einst Königin von Frankreich werden würdet, und so genügte Euch denn nicht an der Liebe des ersten Prinzen vom Geblüt.«

»Monseigneur«, sagte Odette, indem sie auf stand und dem Herzoge ein ruhiges, würdevolles Gesicht zeigte, »als ich zu dem König, unserm Herrn kam, geschah es, wie ein Opfer, das sich darbringt, und nicht, wie eine Courtisane, die ihr Glück sucht. Hätte ich damals bei dem Könige einen Prinzen von Geblüt gefunden, so würde seine Gegenwart mich vielleicht aufrecht erhalten haben, aber ich fand hier nur einen Unglücklichen, der keine andere, als eine Dornenkrone trug, ein von Gott verlassenes Wesen, des Verstandes, selbst des Instinktes beraubt, dem die Natur dem geringsten der Thiere gegeben hat, des Gefühles der Selbsterhaltung. – Dieser Mann, dieser Unglückliche war noch am Tage zuvor ein junger, schöner, mächtiger König; ein einziger Tag hatte ihn um dreißig Jahre gealtert; zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang hatte seine Stirn sich gefurcht, wie die eines Greises; von seiner ganzen Macht blieb ihm nicht einmal der Wille, mächtig zu sein, denn mit seiner Vernunft war auch sein Gedächtniß verschwunden. Als ich diese gealterte Jugend, diese entstellte Schönheit, diese verschwundene Macht sah, gab ich mich einem großen Mitleid für ein großes Unglück dahin. Das Königthum ohne Thron, ohne Scepter, ohne Krone, das bejahrte, heilige Königthum lag auf den Knieen, flehte um Gnade, doch Niemand antwortete; es streckte die Arme aus, doch Niemand reichte ihm die Hand; es vergoß Thränen, doch Niemand trocknete sie. Da fühlte ich, daß ich auserwählt sei, und daß Gott mich zu einem großen, herrlichen Werke bestimmt hatte, daß es Lagen giebt, die von den gewöhnlichen des Lebens so sehr abweichen, daß auch die gewöhnlichen Rücksichten dabei nicht mehr beobachtet werden können; daß das Wort Tugend in diesem Falle nur ein Dolch war, mit dem man den Sterbenden vollends tödtete, daß es besser sei, eine Seele zu opfern, um ein Leben zu retten, wenn diese Seele nur die eines armen jungen Mädchens, das Leben aber das eines mächtigen Königs ist.«

Der Herzog von Orleans sah sie staunend an. Er hörte verwundert

diese Beredtsamkeit des Herzens, die ihr plötzlich gekommen war, wie jenen Blumen, die in einer Nacht aufbrechen.

»Ihr seid ein sonderbares Mädchen, Odette«, sagte er nach einer Pause, »und Ihr wäret ein Engel des Himmels, wenn das, was Ihr da sagtet, wahr wäre. Doch ich will es glauben, und bitte Euch um Verzeihung, aber ich liebte Euch so sehr!«

»Und ich, Monseigneur! Ach, wenn Ihr unglücklich gewesen wäret!«

»O Carl, Carl!« rief der Herzog und schlug sich vor die Stirn,

In diesem Augenblicke trat der König ein. Die beiden Brüder eilten auf einander zu und umarmten sich innig.

»Herr Herzog von Orleans«, sagte Meister Wilhelm, welcher hinter dem Könige eingetreten war, »dem Himmel sei Dank, befindet unser Herr sich wieder wohl. Ich gebe ihn Euch zurück, aber man hüte sich, ihn zu ärgern, oder zu überlasten, denn seine Verstandeskräfte sind noch nicht ganz wieder befestigt. Besonders aber«, fügte er mit einem Blicke auf Odette hinzu, »trennt ihn nicht von seinem guten Engel; so lange er diesen bei sich hat, stehe ich für Alles ein.«

»Meister Wilhelm«, erwiderte der Herzog, »Ihr schätzt Eure Kunst nicht genug, und Ihr selbst seid dem Könige noch so nöthig, daß auch Ihr ihn nicht verlassen dürft.«

»Doch, Monseigneur«, sagte Meister Wilhelm kopfschüttelnd, »ich bin jetzt nur ein armer schwacher Greis und unvermögend, die Etikette des Hofes zu ertragen. Laßt mich nach Laon zurückkehren, ich habe meine Bestimmung erfüllt, und kann jetzt ruhig sterben.«

»Meister Wilhelm«, sagte der Herzog, »Eure Belohnung geht die Herren von Berry und von Burgund an, und ich hoffe, sie wird reich und schön sein. Solltet Ihr aber nicht zufrieden sein, so kommt zu Ludwig von Orleans, und Ihr sollt sehen, daß er den Namen des Prachtvollen nicht mit Unrecht trägt.«

»Gott that schon mehr für mich«, erwiderte Meister Wilhelm sich verneigend, »als die Menschen thun können, und das Wenige, was sie nach ihm gewähren, wird, in Bezug auf meine Verdienste, noch immer zu viel sein.«

Meister Wilhelm verneigte sich abermals, und ging. Aller Vorstellungen ungeachtet, verließ er am Tage darauf das Schloß Creil und kehrte in sein Haus vor der Stadt Laon zurück; nie kam er wieder nach Paris, obgleich man ihn dafür tausend Goldkronen bot, und vier Pferde aus dem königlichen Marstalle zu seiner Verfügung stellte.

Der König zog wieder ein in das Hôtel St. Paul, neben dem er Odetten ein kleines Haus schenkte, und Alles kehrte wieder so ziemlich zu dem Zustande der Dinge vor der Krankheit zurück.

Der König hatte seine Rückkehr zu den Regierungsgeschäften besonders deshalb beschleunigt, um eine große, heilige Unternehmung, die er schon lange geträumt, zu unterstützen: Einen Kreuzzug gegen die Türken.

Die Gesandten Sigismunds, Königs von Ungarn, waren in Paris angelangt, während der König sich zu Creil befand, und erzählten die Pläne Bajazet's, der seinem Vater, welcher in einer großen Schlacht gegen Sigismund fiel, in der Regierung gefolgt war. Er selbst hatte diese Pläne laut verkündet; sie bestanden in nichts Geringerem, als: Ungarn zu erobern, die Königreiche der Christenheit zu durchziehen, sie seiner Regierung zu unterwerfen, dabei aber jedem seine Gesetze zu lassen; so bis Rom vorzudringen und sein Schlachtroß von dem Hochaltare des St. Peters-Domes Hafer fressen zu lassen.

Das waren abscheuliche Gotteslästerungen, welche gegen diesen Ungläubigen Jedem aufbringen mußten, der ein christliches Herz im Busen trug. Der König Carl hatte daher auch geschworen, daß Frankreich, als die älteste Tochter Christi, eine solche Entweihung nicht dulden würde, sollte er auch selbst gegen die Ungläubigen ausrücken, wie seine Vorfahren, die Könige Philipp August, Ludwig IX. und Ludwig XII. es gethan. Der Graf von Eu, welchem das Schwert des Connetables übergeben worden war, und der Marschall Boucicaut, welche in den Ländern der Ungläubigen gereist waren, traten eifrig diesem Entschlusse des Königs bei und sagten, die Pflicht jedes Ritters, der das Zeichen des Kreuzes schlug, sei, gegen die Ungläubigen zu ziehen.

Am meisten aber ließ der Herzog Philipp von Burgund sich die Sache angelegen sein; er wurde dazu durch seinen Sohn, dem Grafen von Nevers, angespornt, welcher hoffte, zum Führer dieser Unternehmung ernannt zu werden und mit ihr schöne und große Waffenthaten zu vollbringen. Der Herzog von Burgund setzte keine Schwierigkeiten entgegen, und der Beschluß wurde daher im Rathe schnell gefaßt. Die Gesandten wurden mit dem Worte des Königs entlassen; man schickte Abgeordnete an den Kaiser der Deutschen und den Herzog von Oestreich, freien Durchzug durch ihre Staaten zu erbitten; man schrieb an den Großmeister des deutschen Ordens und an die Ritter von Rhodus, ihnen anzuzeigen, daß Johann von Burgund mit tausend auserwählten Rittern und Schildknappen ihnen zu Hilfe kommen würden, um den Drohungen und Worten des Königs Bajazet, genannt Amorath-Baquin, zu widerstehen.

Der Herzog von Burgund beschäftigte sich eifrig damit, die Begleitung seines ältesten Sohnes würdig herzustellen, denn er wollte, daß es einem Prinzen der Lilien Ehre machen sollte. Das Erste, woran er dachte, war, ihm einen Ritter von großer Erfahrung und Tapferkeit beizugeben. Er schrieb daher an den Herrn von Coucy, der eben von Mailand ankam, und ladete ihn in das Hôtel d'Artois, welches er bewohnte, ein.

Sir Enguerrand folgte sogleich dieser Einladung, und kaum hatten der Herzog und die Herzogin ihn erblickt, als sie ihm mit den Worten entgegen gingen: »Herr von Coucy, Ihr müßt von dem Kreuzzuge gehört haben, den man vorbereitet und dessen Führer unser Sohn sein wird. Ihr wißt, daß dieser Sohn einst die Sonne des Hauses von Burgund werden soll; wir vertrauen ihn Euch und Euerm großen Muthe daher ganz an, denn wir wissen, daß Ihr unter allen Rittern Frankreichs am erfahrendsten im Waffenhandwerke seid. Wir bitten Euch daher, der Gefährde und Rathgeber unsers Sohnes bei dieser Unternehmung zu sein, und flehen zu Gott, daß er sie zu unserer Ehre und der der Christenheit wenden möge.«

»Monseigneur, und Ihr, Madame«, erwiderte der Sire von Coucy, »ein solches Verlangen ist für mich ein Befehl, und wenn es Gott gefällig ist, so werde ich diese Reise aus zwei Gründen

unternehmen, erstlich, um den Glauben Christi zu vertheidigen, und dann, um mich der Ehre würdig zu zeigen, die Ihr mir zudachtet. Indessen, theurer Sire und werthe Dame, solltet Ihr mich von dieser Verantwortlichkeit entbinden und einen Würdigern damit beauftragen; zum Beispiel: den Messire Philipp von Artois, Grafen von Eu, und Connetable von Frankreich, oder seinen Vetter, den Grafen von La-Marche; Beide werden ohne Zweifel die Unternehmung mit machen, und Beide stehen ihm daher durch Blut und Wappen näher.«

»Sir von Coucy«, sagte der Herzog, »Ihr habt mehr gesehen und gethan, als die, die Ihr mir da nennt. Ihr kennt das Land, wohin der Zug gehen soll, und die Andern haben es nicht gesehen; sie sind brave, treue Ritter, aber Ihr seid der Meister der Treuesten und Bravsten, und wir erneuern daher unsre Bitte.«

»Monseigneur«, erwiderte der Sir von Coucy, »ich werde Euren Befehlen gehorchen, und, wie ich hoffe, unter dem Beistande des Messire Guy von la Tremouille, des Messire Wilhelm, seines Bruders, und des Messire Johann von Vienne, Admiral von Frankreich, mit Ehren aus der Sache ziehen.«

Als dies entschieden war, beschäftigte sich der Herzog damit, das nöthige Geld aufzutreiben, um seinen Sohn würdig auszurüsten. Er erließ daher eine Taxe für das ganze flache Land, die Burgbesitzer und die Bürger der geschlossenen Städte; diese Abgabe trug 120.000 Goldkronen ein. Da sie aber noch bei weitem nicht hinreichend war, den Glanz zu bestreiten, mit dem der Graf von Nevers erscheinen sollte, ließ der Herzog allen Herren und Damen, welche Lehen von ihm trugen, den Befehl ertheilen, sich zum Aufbruche bereit zu halten, da sie dazu bestimmt seien, den Hofstaat seines Sohnes zu bilden, indessen würde es ihnen frei gestellt, sich von der Begleitung durch eine Abgabe frei zu kaufen, und diese wurde bei dem Einen auf 2000, bei dem Andern auf 1000, noch bei Andern endlich auf 500 Goldkronen festgesetzt, je nachdem ihre Lehen waren.

Die alten Damen und bejahrten Ritter, sagt Froissard, fürchteten die Mühseligkeiten der Reise, und bezahlten daher willig die

Abgabe; den Jüngeren sagte man jedoch, daß man nicht ihres Geldes, sondern ihrer Person bedürfe, daß sie sich daher zum Aufbruche bereit zu halten hätten und ihren Herrn Johann auf ihre eignen Kosten begleiten müßten. – Aus dieser zweiten Abgabe erhielt der Herzog wieder 60.000 Goldkronen.

Alles wurde so schnell als möglich betrieben, so daß am 15. Mai schon Jeder marschfertig war. Der Graf Johann gab das Zeichen zum Aufbruch, indem er selbst sich auf den Weg machte; ihm folgten mehr als tausend Ritter und Schildknappen, Alles Leute von Tapferkeit und Rang, und unter ihnen Herren, wie der Graf von Eu, Connetable von Frankreich, Messire's Heinrich und Philipp von Bar, der Sir von Coucy, Messire Guy von la Tremouille, Messire Boucicrout, Marschall von Frankreich, Messire Reginald von Roye, der Herr von Saint Py, und Messire Johann von Vienne. Am zwanzigsten Tage des Monats Mai langte dieses ganze Heer in Lothringen an, zog dann durch die Grafschaften Bar und Burgund und ging durch Elsaß, setzte über den Rhein, machte einen Augenblick Halt in Würtemberg, und erreichte Oestreich, wo dessen Herzog seiner bereits wartete und es mit großen Ehren und sehr gastlich aufnahm. Hier trennten sich Alle, und nachdem man die Stadt Buda in Ungarn als Sammelplatz bestimmt hatte, zog Jeder einen andern Weg, um den Marsch zu erleichtern.

Während dessen wurden in Paris große und wichtige Angelegenheiten vorbereitet. Gesandte Englands waren daselbst angelangt und forderten zur Ehe für den König Richard Mademoiselle Isabelle von Frankreich, die nur noch ein Kind war. Diese Verbindung war, das Alter ausgenommen, in jeder Hinsicht passend, denn England war ein Reich und Richard ein König, die sich sehr gut mit dem Reich und dem Könige von Frankreich verbinden konnten. Ueberdies beendigte eine solche Verbindung für immer den Vertilgungskrieg, der seit vier Regierungen schon zwei Völker aufrieb, welche auf demselben Boden geboren, Aeste desselben Stammes, und schwach wurden durch Vereinzelung, vereint aber jedem Sturme widerstehen konnten. Die Vermählung wurde daher ohne allen Widerspruch beschlossen, und

Mademoiselle Isabelle verlobt mit Richard von England, welcher sie im folgenden Jahre zu Calais aus den Händen Carls von Frankreich empfangen sollte¹².

Die Vorschriften, die Meister Wilhelm in Bezug auf des Königs Gesundheit hinterlassen hatte, wurden pünktlich befolgt, besonders das, was er in Bezug auf seine Zerstreung anbefohlen hatte. Es waren täglich Spazierritte zu Pferde, Mittagstafel im Louvre und alle Abende Tanz im Hôtel St. Paul. Um dem Könige und dessen Verwandten den Hof zu machen, quälte sich Jedermann ab, etwas Neues zu erfinden, und das Tollste wurde am besten aufgenommen.

Odette mischte sich nur wenig in alle diese Feste, von denen ihr einfacher und melancholischer Charakter sie fern gehalten haben würde, wäre ihr dies nicht noch durch eine andere, heiligere Pflicht geboten worden: Sie sollte Mutter werden!

Der König liebte sie mit jener innigen, dankbaren Liebe edlerer Seelen. Kein Tag verging, an dem er nicht eine Stunde für seine süße Krankenwärterin fand, und wenn er Abends die Festlichkeiten des Tages, Morgens die Freuden der Nacht mit ihr besprach, so erschienen als die Lichtpunkte feines Lebens immer die Stunden, die er bei ihr zugebracht hatte.

Es geschah um die Zeit, zu der wir in unserer Geschichte gelangt sind, daß ein junger Ritter von Vermandois, aus dem Gefolge des Königs ein junges deutsches Fräulein von dem Hofstaate der Königin heirathete. Die erlauchten Schützer der jungen Gattin bestimmten daher, daß die Vermählung in dem Hôtel St. Paul gefeiert werden sollte, und Jedermann zerbrach sich den Kopf zu neuen Erfindungen, damit dieses Fest das heitere und angenehmste sei, welches man bisher gegeben hatte. Da der Ball maskiert sein sollte, suchte der König Odette zu bestimmen, ihm beizuwohnen, aber sie weigerte sich hartnäckig, indem sie auf die Gefahr ihrer Lage und die Schwäche ihrer Gesundheit hindeutete.

Der Hochzeitabend erschien. Jedermann hatte ins Geheim seine Vorbereitung getroffen, weil er dadurch eine um so größere Ueberraschung hervorzubringen hoffte. Der Ball wurde mit Quadrillen gewöhnlicher Masken eröffnet; um elf Uhr aber ertönte

der Ruf: Platz! Platz! und ein Pique- und ein Caro-Bube, die Hellebarden in der Hand und in ihrer charakteristischen Kleidung, stellten sich an die beiden Seiten der Thür, durch welche sogleich ein vollkommenes Piquetspiel einzog. Die Könige folgten nach dem Alter: zuerst David, dann Alexander, dann Cäsar und zuletzt Carl der Große. Jeder gab der Dame seiner Farbe die Hand, und die, Schleppen der Damen wurden durch einen Slaven getragen. Der erste dieser Slaven stellte das Ballspiel, der zweite das Billard, der dritte das Schach, der vierte das Würfelspiel vor. Hinter ihnen kamen, gleichsam als Mitglieder ihres Hofstaates, zehn As, als Gardecapitain's gekleidet, und jedes neue Karten commandierend. Den Zug endigten der Treff- und der Coeur-Bube, welche die Thür hinter sich schlossen, wie um anzudeuten, daß nun Niemand mehr käme. Die Musik des Balles gab das Signal zum Tanze, und sogleich bildeten die Figuren zur großen Ergötzlichkeit der Gesellschaft Terzen und Quartetten. Dann reihten sich die Rothen auf der einen, die Schwarzen auf der andern Seite, und das Ballet endete mit einem allgemeinen Contretanz, in welchem alle Farben, alle Ränge, alle Geschlechter ohne Unterschied gemischt waren.

Man hatte sehr über diese Erfindung gelacht, als plötzlich aus einem benachbarten Saale eine Stimme in barbarischem Französisch die Oeffnung der Thür verlangte. Man glaubte, daß dies Verlangen einen neuen Mummenschanz verspräche, und beeilte sich daher, ihm zu genügen. Der, welcher den Eintritt gefordert hatte, war in der That ein Häuptling der Wilden, der an einem Stricke fünf seiner Unterthanen aneinander gefesselt nach sich zog. Alle waren in enganliegende Leinwand gekleidet, auf die man mit Harz lange leinene Faden befestigt hatte, welche verschiedene Haarfarben trugen, so daß es schien, als wären alle diese Menschen nackt und nur ganz mit Haaren bedeckt. Die Damen brachen in lautes Geschrei aus und wichen zurück, sobald sie diese Wilden erblickten; dadurch entstand in der Mitte des Saales ein leerer Raum, in welchem die neuen Ankömmlinge die sonderbarsten Tänze ausführten. Nach wenigen Augenblicken schon war die Furcht verschwunden und alle Damen näherten sich, ausgenommen die

Frau Herzogin von Berry, welche in einer Ecke sitzen blieb. Als der Führer der Wilden dies sah, ging er gerade auf sie zu, indem er glaubte, ihr Furcht einzuflößen. In eben diesem Augenblicke ertönte lautes Geschrei im Saale. Der Herzog von Orleans hatte sich unkluger Weise einer dieser Masken mit der Fackel genähert, und im Nu standen die fünf Wilden in Flammen. Der Eine stürzte sogleich aus dem Saale, und ein Anderer schrie mit gräßlicher Stimme, indem er seinen eignen Schmerz und große Gefahr vergaß: »Rettet den König! ums Himmels Willen, rettet den König!

Die Herzogin von Berry, welche vermuthete, daß der, welcher zu ihr gekommen war, Niemand anders sei, als der König Carl, schlang beide Arme um ihn und rief nach Hilfe, denn er wollte zu seinen Gefährten zurückkehren, obgleich er ihnen keinen Beistand leisten konnte und Gefahr lief, mit ihnen zu verbrennen. Sie klammerte sich daher an ihn, indem sie fortwährend nach Hilfe schrie und noch von dem Angstgeschrei der brennenden Wilden übertönt wurde: Rettet den König! rettet den König! –

Der Anblick der vier brennenden Menschen war gräßlich; das Harz sie in glühenden Tropfen von dem Körper bis auf den Boden nieder, so daß Niemand sich ihnen zu nahen wagte, und wenn sie einzelne Stücken ihrer Kleidung herabrissen, so blieb die Haut daran kleben. Um die Stunde der Mitternacht, sagt Froissard, war es in dem Saale des Hôtels St. Paul etwas Gräßliches, das zu sehen und zu hören, was sich zutrug, denn von den Vieren, welche brannten, waren schon Zwei auf der Stelle, wo sie fanden, von den Flammen verzehrt worden. Der Eine war der junge Graf von Jouangy, der Andere der Sire Emmerich von Poitiers. Die beiden Andern wurden halb verbrannt in ihre Hôtels getragen. Es waren Messire Henry von Guisay und der Bastard von Foix, welcher noch immer mit schwacher Stimme rief und ohne an seine eigenen gräßlichen Leiden zu denken: »rettet den König! rettet den König.«

Der Fünfte, welcher brennend den Saal verließ, war der Sir von Nantouillet. Er erinnerte sich, daß er an einem Buffetzimmer vorbeigegangen war, und dort Wasser zum Spülen der Flaschen gesehen hatte. Dorthin lief er und warf sich in einen die der Kübel. –

Diese Geistesgegenwart rettete ihn.

Der König hatte seiner Tante von Berry gesagt, wer er sei; sie zeigte ihm Madame Isabelle, welche ohnmächtig in den Armen ihrer Frauen lag, und bewog ihn, in seine Gemächer zu eilen, um die Kleider zu wechseln. Der Schrecken, den man in Bezug auf ihn gehabt hatte, wurde daher bald beseitigt, denn schon nach einigen Minuten kehrte er ohne Maske, und in einen gewöhnlichen Kleidern, in den Saal zurück. Madame Isabelle kam erst, als sie eine Stimme hörte, zur Besinnung, und selbst da zweifelte sie noch, ob auch wirklich er es sei, dem nichts widerfahren war.

Der Herzog von Orleans war in Verzweiflung, doch ein Schmerz diente zu nichts, als nur deutlicher zu zeigen, daß dies traurige Ereigniß eine Folge einer jugendlichen Unbesonnenheit war. Er schrie Jedem, der es nur hören wollte, zu, Alles müßte ihn treffen, Strafe und Reue, und jetzt, da er die Folgen seiner Thorheit sähe, würde er willig sein Leben für das der unglücklichen Opfer hingeben, die er getödtet hätte. Eine böse Absicht, fand dabei von feiner Seite ganz offenbar nicht Statt.

Die Kunde dieses Ereignisses verbreitete sich schnell durch ganz Paris, doch erfuhr man nicht, daß der König gerettet sei. Am folgenden Morgen lief daher das Volk auf allen Straßen zusammen, und murrte laut gegen die jungen Thoren, die den König auf solche Weise zu unterhalten gesucht hätten. Man sprach davon, seinen Tod an denen zu rächen, die ihn verursachten, und schon verbreitete sich ein dumpfer Verdacht, daß der Herzog von Orleans, der an dem Tode des Königs Schuld sei, das Reich verlassen müßte. Die Herzöge von Burgund und von Berry, deren Einer aus dem Hôtel Nesle, der Andere aus dem Hôtel d'Artois kam, trafen sich am Morgen in dem Hôtel St. Paul. Sie mußten durch die Volksmenge sich drängen, hörten das drohende Gebrüll des Löwen, dessen Zorn sie kannten und fürchteten. Sie begaben sich daher zu dem Könige, und riethen ihm, ein Pferd zu besteigen, und auf die Straßen von Paris zu reiten, und sich dem Volke zu zeigen. Als der König eingewilligt hatte, ließ der Herzog von Burgund das Fenster öffnen, trat auf den Balkon, und rief mit lauter Stimme: »der König ist nicht

totd, Ihr guten Leute, und Ihr werdet ihn sogleich sehen.«

Einen Augenblick darauf ritt der König in der That aus seinem Palaste, begleitet durch seine Oheime, und nachdem er viele Straßen durchzogen hatte, das Volk zu beruhigen, begab er sich nach der Kirche von Notre-Dame, dort die Messe zu hören. Als er von dort nach dem Hôtel Saint-Paul zurückkehrte, hörte er, als er durch die rue des Jardins ritt, einen so gellenden Angstschrei, wie nur das Herz selbst ihn ausstoßen kann. Er bebte, und sah sich nach dem Fenster um, von wo er ertönte; die, welche den Schrei gethan, war ein junges Mädchen, das sich bebend auf den Arm ihrer älteren Gefährtin stützte. Kaum hatte der König sie erblickt, als er vom Pferde sprang, und seinen Onkeln sagte, sie möchten ohne ihn nach seinem Hôtel reiten. Dann eilte er nach dem Hause, wo er jenes junge Mädchen erblickt hatte, stieg schnell die Treppe hinan, stürzte in das Zimmer, und rief außer sich:

»Was ist Dir denn, mein liebes Kind, daß Du so blaß bist, und so zittert?«

»Ich glaubte«, erwiderte Odette, »Ihr wäret todt, und fühle mich nun selbst sterben.«

III.

Odette glaubte in der That zu sterben, indem sie diese Worte aussprach, denn sie wurde ohnmächtig. Carl nahm sie in seine Arme und trug sie auf das Bett; Johanna Spritzte ihr einige Tropfen Wasser in das Gesicht und sie öffnete die Augen wieder.

»Ach«, rief sie aus, indem sie ihre Arme um den Hals des Geliebten schlang, »ach mein Carl, mein König, mein Herr, so seid Ihr also nicht todt?«

Und das ganze Leben dieses engelgleichen Wesens drängte sich in das Gesicht.

»Mein theures Kind«, sagte der König, »ich lebe noch, um Dich zu lieben.«

»Mich zu lieben!«

»Ja!«

»Es ist gut, geliebt zu werden; das hilft sterben!« sagte Odette traurig.

»Sterben«, wiederholte der König mit Entsetzen, »sterben! schon zum zweiten Male sagst Du das Wort; so bist Du also krank, leidend? Weshalb bist Du so blaß?«

»Ihr fragt danach, Monseigneur?« entgegnete Odette, »wißt Ihr denn nicht, daß eine verhängnisvolle Nachricht die ganze Stadt durchflog, die hierher gelangte, wie überall hin. Wißt Ihr denn nicht, daß mitten in der Nacht von einem Ende zum andern in Paris das Geschrei ertönte: Der König ist todt!«

»Als ich diese Worte hörte, durchschnitten sie mir das Herz, wie ein Dolch, und ich fühlte, daß in diesem Augenblicke irgendetwas in mir zerriß, das zu meinem Leben nothwendig ist. Ich war sehr zufrieden, denn ich hegte die Ueberzeugung, Euch nicht lange zu überleben, und segnete Gott; jetzt lebt Ihr, und ich allein werde sterben. Gott sei abermals gesegnet, seine Güte ist groß, seine Gnade unendlich!«

»Was sagst Du da, Odette! Du bist nicht gescheidt. Sterben, Du sterben! weshalb, und wie?«

»Weshalb? sagte ich; wie? weiß ich selbst nicht. Nur das weiß ich, daß meine Seele auf dem Punkte stand, mir zu entfliehen, und als ich erfuhr, daß Ihr noch lebtet, bat ich Gott um weiter nichts, als Euch wiederzusehen. Ich fühlte, daß es unnütz sein würde, ihn auch um mein Leben anzuflehen. Ich habe Euch wiedergesehen, bin glücklich, und kann nun sterben. O, mein Gott, mein Gott, verzeihe mir, daß alle meine Gedanken sich nur mit ihm beschäftigen. Carl, wie ich leide! Ach, drücke mich an Dein Herz, daß ich in Deinen Armen sterbe!« – Und sie wurde zum zweiten Male ohnmächtig.

Der König glaubte, sie sei tot, und preßte sie an sein Herz unter Thränen und Schluchzen. Plötzlich bebte er, denn er hatte eine sonderbare Bewegung gefühlt: es war das Kind, welches unter dem Herzen seiner Mutter ruhte.

»Ha«, rief Carl, welcher jetzt seine ganze Geistesgegenwart wieder gewann, »edle Johanna, lauff zu meinem eigenen Arzte, und führt ihn hierher. Sagt ihm, wenn es sein muß, daß ich selbst sterbe; aber er komme sogleich, auf der Stelle. Sie ist noch nicht tot, und vielleicht kann er sie noch retten.«

Johanna eilte, so schnell es ihr Alter erlaubte, an den Ort, den der König ihr bezeichnet hatte. Schon zehn Minuten darauf kehrte sie zurück und der Arzt folgte ihr.

Odette war zum Bewußtsein zurückgekehrt, aber so schwach, daß sie nicht sprechen konnte. Regungslos, die Stirn mit Schweiß bedeckt, seinen Blick fest an den ihrigen geheftet, sah Carl sie an. Von Zeit zu Zeit stieß Odette einen leisen Schrei aus:

»Ach, kommt, kommt Meister«, schrie Carl, als er den Arzt erblickte. »Kommt und rettet sie mir; dann habt Ihr mir mehr als meine Krone, mehr als mein Reich, mehr als mein Leben erhalten; Ihr habt dann die gerettet, die mir den Verstand wiedergab, als ich verrückt war, die, welche demüthig und geduldig wie ein Engel, lange Tage und endlose Nächte bei mir wachte. Habt Ihr sie dann gerettet, so fordert dann von mir, was Ihr wollt und Ihr sollt es haben, wenn das, was Ihr verlangt, der mächtigste König der Christenheit

geben kann.«

Odette sah, den König mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Dankbarkeit an. Der Arzt näherte sich ihr und fühlte den Puls. »Die junge Frau«, sagte er dem Könige, »wird in die Wochen kommen, und doch ist die Frucht ihres Leibes noch nicht reif. Irgend ein heftiger Schrecken, eine gewaltige Aufregung wird die vorzeitige Niederkunft bewirkt haben.«

»Ja, das ist es«, sagte der König »Nun wohl, Meister, da Ihr die Ursache so gut erkennt, werdet Ihr sie auch wohl retten können?«

»Monseigneur, Ihr solltet in das Hôtel St. Paul zurückkehren, und man würde Euch rufen lassen, wenn Alles beendigt ist.«

Odette machte eine Bewegung, wie um den König zurück zu halten, aber sogleich öffnete sie die Arme und ließ sie matt auf das Bett herabsinken.

»Monseigneur«, sagte sie mit matter Stimme, »der Meister hat Recht. Aber Ihr kehrt zurück, nicht wahr?«

Der König zog den Arzt in eine Ecke des Zimmers, sah ihn fest an und sagte:

»Meister, wollt Ihr mich entfernen, damit ich sie nicht sterben sehe? Dann bringt mich nichts von ihr fort. Raubt sie mir nicht eine Minute, eine Sekunde, wenn Ihr sie mir nicht lebend wiedergeben könnt.«

Der Arzt ging zu Odetten, ergriff abermals ihren Puls, sah sie forschend an, wendete, sich dann zu dem Könige und sagte:

»Ihr könnt gehen, Monseigneur, denn sie wird sicher noch bis morgen leben.«

Der König preßte krampfhaft die Hand des Arztes, und zwei große Thränen rannen ihm über die Wangen.

»So ist es denn wahr«, murmelte er mit dumpfer Stimme, »daß sie zum Tode verurtheilt ist. Sie muß sterben? Ich soll sie verlieren! O, dann verlaß ich sie nicht! Nichts bringt mich von ihr fort, nichts von der Welt.«

»Dennoch werdet Ihr gehen, Sire«, sagte der Arzt, »und ein einziges Wort wird Euch bestimmen: die Aufregung durch Eure

Gegenwart kann den Schmerz und die Gefahr der Crise vergrößern, die ihr bevorsteht, und davon hängt Alles ab. Giebt es noch eine Hoffnung, so beruht sie auf dieser Crise.«

»Ich gehe, ich verlasse sie«, sagte der König, eilte dann auf Odette zu und preßte sie in seine Arme. »Odette«, sagte er, »sei geduldig und muthig; ich möchte Dich nicht verlassen, aber man sagt mir, daß es sein muß. Erhalte Dich für mich, ich kehre zurück, ich komme wieder.«

»Lebt wohl, Monseigneur!« sagte Odette traurig.

»Nein, nicht lebe wohl«, sagte der König, »sondern auf Wiedersehen.«

»Wolle Gott« murmelte das liebe Kind, schloß die Augen und ließ das Haupt zurücksinken auf die Kissen ihres Lagers.

Weinend und in Verzweiflung kehrte der König in das Hôtel St. Paul zurück. Er schloß sich ein in sein Zimmer und brachte zwei Stunden zu, die ihm zwei Jahrhunderte schienen; vergeblich suchte er sich zu zerstreuen, und immer wieder wurde er nur durch einen Gedanken beschäftigt. Er selbst fühlte stechenden Schmerz durch den Kopf zucken; Flammen tanzten ihm vor den Augen, er preßte die brennende Stirn in die Hände, als wolle er seinen Verstand zurück halten, denn es schien ihm, als werde derselbe wieder entfliehen. Endlich nach einiger Zeit fühlte er, daß er es nicht länger aushalten könnte, stürzte aus dem Zimmer, verließ laufend das Hôtel St. Paul, schlug den Weg nach der rue de Jardins ein, erblickte das Haus und blieb plötzlich stehen; er zitterte heftig am ganzen Körper. Nach einem Augenblicke ging er weiter, aber so langsam, als folge er bereits dem Leichenzuge. Er erreichte das Haus, aber er zögerte über die Schwelle zu treten und stand auf dem Punkte, zum Hôtel St. Paul zurück zu kehren, um zu erwarten, daß man ihn hole, wie man versprochen hatte. Endlich stieg er unwillkürlich die Treppe hinauf, gelangte zu der Thür, horchte, und vernahm Geschrei.

Nach einigen Minuten endete dies; Johanna zog rasch die Thür auf und erblickte den König knieend vor derselben.

»Nun«, sagte er angstbekommen, »Odette, Odette?«

»Sie ist entbunden und erwartet Euch.«

Der König stürzte in das Zimmer, weinend und lachend zugleich; plötzlich blieb er vor dem Bette stehen, auf dem Odette, ihre Tochter¹³ in den Armen, lag, denn sie war so blaß, daß sie einer Madonna von Marmor glich.

Dieser Blässe ungeachtet um schwebte doch die Lippen der jungen Mutter ein sanftes, hoffnungsvolles Lächeln, ein unbeschreibliches Lächeln, wie nur eine Mutter es für ihr Kind hat, ein Lächeln, in dem zugleich Liebe, Gebet und Glaube sich ausspricht.

Als sie Carls Zögern sah, sammelte sie alle ihre Kräfte, nahm ihr Kind, reichte es dem Könige hin und sagte: »Monseigneur, das ist Alles, was Euch von mir bleiben wird.«

»Oh, Mutter und Kind werden leben«, sagte Carl, indem er Beide an seine Brust drückte. »Gott wird die Rose und die Knospe an demselben Stiele erhalten; was haben wir ihm gethan, daß er uns trennen sollte?«

»Monseigneur«, sagte der Arzt, »es wäre gut, wenn das arme leidende Kind jetzt Ruhe hätte.«

»Ach, laßt ihn mir«, sagte Odette, »meine Ruhe wird sanfter und größer sein, wenn ich ihn hier weiß. Vergeßt nicht, daß ich ihn vielleicht nicht wieder sehe, wenn er mich jetzt verläßt, und daß ich nur so lange lebte, weil die Natur für das Kind, das ich unter dem Herzen trug, ein Wunder thun wollte.«

Bei diesen Worten ließ sie ihren Kopf auf die Schulter Carls sinken; Johanna nahm das kleine Mädchen; der Arzt ging hinaus, Odette und der König blieben allein.

»Jetzt, mein Kind«, sagte der König, »will ich an Deinem Lager wachen, wie Du so lange an dem meinigen gewacht hat. Gott hat bei Dir ein Wunder gethan; ich bin seiner Gnade minder wert, als Du, aber ich hoffe auf seine Güte, seine Milde, Schlafe, und ich werde beten.«

Odette lächelte traurig, drückte fast unmerklich dem Könige die Hand und schloß die Augen. Einige Minuten darauf verriethen der Hauch ihres Mundes und das gleichmäßige Heben ihrer Brust, daß sie schlief.

Carl hielt den Athem an und regungslos betrachtete er das bleiche Gesicht, das schon dem Tode anzugehören schien, hätte nicht die lebhaftere Farbe der Lippen und das Pochen der Adern verrathen, daß noch ein Funke des Lebens in diesem Körper glimme. Von Zeit zu Zeit zuckte ihr ganzer Körper krampfhaft, und unmittelbar darauf traten kalte Schweißtropfen auf ihre Stirn. Endlich wurden diese Zuckungen häufiger, unterdrückte Seufzer hoben ihre Brust und einzelne Angstschreie verriethen, daß sie durch einen ängstlichen Traum bedrückt werde. Carl sah, daß ihr Schlaf für sie ein Leiden geworden war, und weckte sie.

Odette öffnete die Augen, ihr schon gebrochener Blick schweifte einen Augenblick umher, bis er endlich auf den König traf. Sie erkannte ihn und stieß einen Freudenschrei aus.

»Ach, da seid Ihr ja, Monseigneur!« rief sie aus. »Es war nur ein Traum, und ich habe Euch noch nicht verlassen!« – Carl preßte sie an sein Herz. – »Denkt Euch«, fuhr sie fort, »kaum war ich eingeschlafen, als ein Engel dort zu den Füßen meines Bettes hernieder schwebte; er hatte einen goldnen Heiligenschein um die Stirn, weiße Flügel an den Schultern und einen Palmenzweig in der Hand. Er sah mich sanft an und sagte: Ich komme, Dich zu holen, Gott fordert Dich zu sich. – Ich zeigte auf Euch, der mich in seinen Armen hielt, und antwortete, daß ich Euch nicht verlassen könnte. Da berührte er mich mit seiner Palme, und ich fühlte, daß ich Flügel hätte. Ich wußte nicht, wie es geschah, doch plötzlich war ich, die wachte, und Ihr, der schlief. Hierauf erhob sich der Engel und ich folgte ihm, Euch in meinen Armen haltend; so schwebten wir allmählig zum Himmel empor. Anfangs war ich glücklich, fühlte mich stark und leicht und athmete frei; allmählig aber fühlte ich Euch auf meinen Armen lastend, mein Athem wurde schwer, drückend. Ich wollte Euch erwecken, aber ich konnte es nicht, denn Ihr schliedet einen bleiernen Schlaf. Ich versuchte zu schreien, indem ich hoffte, daß Ihr meine Stimme vernehmen würdet, aber sie erstickte mir in der Kehle. Ich wendete den Kopf zu dem Engel, um Hilfe zu verlangen; er wartete meiner an der Himmelspforte und machte mir ein Zeichen, zu ihm zu kommen. Ich wollte ihm sagen, daß ich nicht

weiter vorwärts könnte, daß ich erstickte, daß Ihr wie eine Welt in meinen Armen lastetet; aber kein Wort, kein Laut kam über meine Lippen; meine Arme erschlafften, ich fühlte Euch denselben entgleiten; nur zwei Flügelschläge noch, und ich hatte den Engel erreicht; ich streckte die Hand nach ihm aus, sein Gewand zu erfassen, und das war meine letzte Anstrengung; ich erfaßte nur Luft, der Arm, der Euch hielt, sank nieder, und ich sah Euch in die Tiefe hinabstürzen. Ich stieß einen Schrei aus, und da erwecktet Ihr mich. – Ich danke Euch herzlich dafür!

Sie heftete ihre Lippen auf die Wangen Carls, erlag der Anstrengung des Traumes, und schloß abermals die Augen.

Der König sah sie wieder einschlafen; einige Zeit noch bewachte er ihren Schlaf, denn er fürchtete, ein neuer Traum möchte sie quälen; dann kam es ihm vor, als schwinde ihm selbst, und die Gegenstände rings um ihn schienen zu tanzen. Der Stuhl, auf dem er saß, bebte, er wollte aufstehen, ein Fenster öffnen, um die Art von Taumel zu entfernen, aber dazu mußte er Odette wecken, die so sanft in seinen Armen schlief, und deren Lippen wieder blässer geworden waren, deren Blut jetzt ruhiger floß, und der zwei Stunden gesunden Schlafes neue Kräfte geben konnten. Er hatte nicht den Muth dazu, und um diesem Taumel zu entrinnen, lehnte er seinen Kopf an den Odettens, schloß die Augen und sah noch einige Zeit allerlei sonderbare Gegenstände in der Luft vor seinen Augen umher fliegen, bis endlich Alles Nacht um ihn her wurde und er einschlief.

Nach einer Stunde weckte ihn ein eisiges Gefühl; der Kopf Odettens war an seine Wange gesunken, und da fror es ihn; er fühlte sich niedergedrückt von dem Gewicht des Körpers des jungen Mädchens; er wollte sie auf ihr Bett legen und sah, daß sie blässer war, als je; alle Farbe war von ihren Lippen geschwunden, er näherte seinen Mund dem ihrigen und fühlte ihren Athem nicht mehr. Er stürzte auf sie nieder, bedeckte sie mit Küssen, und stieß dann einen lauten, gellenden Schrei aus.

Johanna und der Arzt stürzten in das Zimmer. Sie erblickten Odetten nicht, und als sie sich umsahen, gewahrten sie in einer Ecke gekauert am Boden den König, der den Körper des jungen

Mädchens, in ihre Betttücher gehüllt, in seinen Armen hielt. Odettens Augen waren geschlossen, die des Königs offen, doch starr. Odette war todt – Carl war verrückt!

Man brachte den König nach St. Paul zurück; er hatte jedes Gefühl, jede Erinnerung verloren und ließ sich leiten und führen wie ein Kind. Das Gerücht von dem Unglücke, welches sich zugetragen hatte, verbreitete sich sogleich in dem Palaste und Jedermann schrieb es dem Schrecken der vergangenen Nacht zu. Die Königin erfuhr diese Nachricht, als sie aus der rue Barbette zurückkehrte, wo sie ein kleines Haus meubliren ließ. Sie eilte sogleich in das Zimmer des Königs, wo er noch immer in gleicher Regungslosigkeit saß. Kaum aber erblickte er die Lilien, mit denen die Robe der Königin bedeckt war, als sein früherer Haß gegen die Zeichen des Königthums zurückkehrte. Er stieß ein Geschrei aus, das dem Brüllen eines Löwen glich, ergriff ein Schwert, das man unklugerweise an seinem Armstuhle hatte stehen lassen, riß es aus der Scheide und stürzte auf seine Gemahlin zu. Die Königin, die ihr Leben bedroht sah, ergriff mit ihren bloßen Händen die Klinge, nahe am Heft, wo sie nicht schneidet, aber Carl zog das Schwert, er von ihr losmachen wollte, heftig an sich, daß es in seiner ganzen Länge durch die Hände der Madame Isabelle glitt. Das Blut floß, die Königin stürzte der Thür zu, indem sie lautes Geschrei ausstieß. Dort traf sie auf den Herzog von Orleans und zeigte ihm ihre Wunden.

»Was giebt es denn?« fragte der Herzog erbleichend, »und wer hat Euch so behandelt?«

»Das giebt es«, sagte Madame Isabelle, »daß Monseigneur unsinniger und wilder ist, als je, und daß er diesmal mich tödten wollte, wie Euch damals. – Ach, Carl, Carl«, fuhr sie fort, indem er sich zu dem Könige wendete und ihre bluttriefende Hand gegen ihn ausstreckte, »dies Blut komme auf Dein Haupt. Wehe über Dich! Wehe!«

IV.

Während dieser Zeit waren die Kreuzfahrer über die Donau gegangen und in die Türkei eingedrungen. Sie hatten Wunder von Waffenthaten vollbracht, Städte und Schlösser eingenommen und Niemand vermochte ihrer Gewalt zu widerstehen. Sie waren vor Nicopolis angelangt, hatten es belagert und bedrängten es hart, indem Sturm auf Sturm folgte. Man hörte nichts von Bajazet, und der König von Ungarn sagte schon den französischen Herren, den Grafen von Nevers, Eu, La-Marche und Soison, dem Herrn von Coucy und den Baronen und Rittern Burgunds: »Schöne Herren, Gott sei Dank, war die Erndte gut, denn wir haben große Waffenthaten verrichtet und die Macht der Türkei vernichtet, deren letzter Wall diese Stadt ist. Haben wir sie genommen, und ich zweifle nicht, daß dies geschieht, so bin ich der Meinung, daß wir dies Jahr nicht weiter vorrücken. Wir ziehen uns, wenn ihr es wollt, in mein Königreich Ungarn zurück, wo eine Menge Festungen, Städte und Schlösser zu Eurem Empfange bereit sind. Diesen Winter wenden wir dann dazu an, alle nöthigen Vorkehrungen zum nächsten Sommer zu treffen; wir werden dem Könige von Frankreich schreiben, ihm sagen, was wir bedürfen, und mit dem Frühjahr wird er uns frische Truppen senden. Erfährt er, wie weit wir sind, kömmt er vielleicht selbst, denn er ist jung, hat guten Willen, und liebt die Waffenthaten, wie Ihr wißt. Aber komme er nun, oder nicht, so werden wir doch im nächsten Sommer mit Gottes Hilfe die Ungläubigen aus dem Königreiche Armenien vertreiben, über den Arm von Sankt Georg gehen (Meerenge der Dardanellen), in Sirien eindringen, die Häfen von Jaffa und Baruth befreien, und Jerusalem und das ganze gelobte Land erobern. Kommt der Sultan uns entgegen, so lassen wir ihn nicht ohne Schlacht davon.«

Solche Pläne gefielen dem Muthe und dem Charakter der französischen Ritter sehr; Jeder nahm sie daher auch mit Enthusiasmus auf, und die Tage vergingen daher unter jener

sorglosen Heiterkeit, welche bei den französischen Kriegern weniger eine Wirkung ihres persönlichen Stolzes, als des Vertrauens, das sie so leicht in Führer von Rang und Muth setzen, aber es sollte ganz anders kommen, wie sie gehofft hatten.

Bajazet, von dem man nichts sprechen hörte, und dessen vorgebliche Unthätigkeit die Ritter einschläfert, hatte den Sommer damit zugebracht, sein Heer zu sammeln. Es bestand aus Soldaten aller Länder, und er hatte ihnen so große Vortheile versprochen, daß ihm selbst aus den entferntesten Theilen Persiens Truppen zugeeilt waren. Kaum ja er sich an der Spitze einer hinlänglichen Macht, als er sich in Marsch setzte, über die Dardanellen ging, in Adrianopel sein Heer kurze Zeit ausruhen ließ, und so bis auf einige Stunden zu der Stadt gelangte, welche die Christen belagert hielten. Hier beauftragte er Urnus Bek, einer seiner tapfersten und treuesten Diener, das Land zu recognosciren und sich womöglich mit Doganbek, dem Gouverneur von Nicopolis zu besprechen. Aber der, welchen er abgesendet hatte, kehrte mit der Nachricht zurück, daß ein zahlloses Christenheer alle Ausgänge besetzt hielt und jeden Verkehr mit den Belagerten hinderte. Bajazet lächelte verächtlich, und als die Nacht gekommen war, gebot er, ihm sein schnellstes Roß vorzuführen, schwang sich auf dessen Rücken, ritt durch das ganze in Schlaf versunkene Christenlager, leicht und schweigend wie ein Luftgeist, und gelangte auf einen Hügel, der Nicopolis beherrschte. Hier hielt er an und schrie mit donnernder Stimme: »Doganbek!«

Dieser, den sein gutes Glück eben auf den Wall geführt hatte, erkannte die Stimme und antwortete. Der Sultan befragte ihn hierauf über den Zustand der Stadt, die Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse. Nachdem Doganbek dem Sultan ein langes Leben und Glück gewünscht hatte, antwortete er: »Durch die Gnade Mahomed's sind die Thore der Stadt stark und wohl vertheidigt. Die Soldaten wachen, wie Du es mit Deinen geheiligten Augen siehst, Tag und Nacht, und haben hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen.«

Als Bajazet so erfahren hatte, was er zu wissen wünschte, verließ

er den Hügel, denn der Sir von Helly, der eine Nachtpatrouille führte, hatte seine Stimme gehört und sprengte gegen den Hügel an. Plötzlich sah er eine Art von Schatten, auf einem Pferde reitend, leicht wie der Wind an sich vorüberstreichen. Er verfolgte ihn mit seinem ganzen Haufen, aber obgleich er unter allen Rittern des Heeres eines der besten Pferde hatte, konnte er doch nicht einmal den Staub erreichen, den der königliche Renner hinter sich zurückließ. Bajazet legte so acht Stunden in einer zurück, und bei seinem Heere angelangt, stieß er ein lautes Geschrei aus, daß die Menschen erwachten und die Pferde wieherten. Er wollte den noch übrigen Theil der Nacht benutzen, sich dem Christenheere so viel als möglich zu nähern. Er setzte sich daher sogleich in Marsch, und mit Tagesanbruch befahl er die Schlacht. Als ein erfahrener Feldherr, welcher den Muth der Kreuzfahrer kannte, schob er 8000 Türken vor und ließ in der Entfernung einer Stunde ungefähr den übrigen Theil des Heeres folgen, den er in der Gestalt einer römischen Fünfe ordnete. Er selbst nahm feinen Posten im Centrum und gebot seinen Flügeln, das feindliche Heer einzuschließen, wenn die verstellte Flucht des Vortrabes es in den leeren Raum gelockt haben würde, der durch diese Maßregeln in der Mitte entstand. Der Vortrab und die beiden Flügel bildeten eine Masse von ungefähr 190.000 Mann.

Während dies Heer vorrückte, zahllos, wie die Körner des Sandes, vernichtend, wie der Sturm, brachten die christlichen Ritter ihre Zeit unter Festen und Orgien hin. Das Lager war in eine Stadt verwandelt worden, in der alle Genüsse des Lebens aufgehäuft schienen. Die Zelte der bloßen Ritter waren von Goldgewebe, man machte die Moden Frankreichs nach oder erfand neue, und aus Mangel an Erfindungsgabe übertrieb man die alten. Die Schnabel der Schuhe waren zum Beispiel so ungeheuer groß, daß der Fuß nicht in den Steigbügel konnte. Einige waren selbst auf den Gedanken gekommen, die äußerste Spitze durch eine goldene Kette mit dem Knie zu verbinden. Die Verschwendung und der Luxus erregten das höchste Staunen der fremden Völker; sie konnten nicht begreifen, wie Herren und Ritter, die zur Ehre der Religion das Kreuz genommen hatten, den Ungläubigen ein so großes Aergerniß zu

geben vermöchten; wie Ritter, die im Gefechte so tapfer waren, entwappnet solche Stutzer sein könnten; wie eben diese Männer so leichte Kleider, und dann wieder so schwere Rüstungen zu tragen im Stande wären.

Es war der 28ste des Monats Oktober und der Vorabend vom Tage des heiligen Erzengel Michael. Es war zehn Uhr Morgens und die ganzen französischen Herren in dem Zelte des Grafen von Nevers versammelt, der eine große Mahlzeit gab. Man hatte die Weine Ungarns und des Archipels in reicher Menge getrunken, und die ganze prahlerische und übermüthige Jugend schmückte die Zukunft mit goldigen Plänen aus. Messire Jacob von Helly allein war traurig und finster, und man neckte ihn über seine Schweigsamkeit. Einige Zeit ließ er die jüngern Ritter schwatzen, endlich aber erhob er sich von seinem Sitze und sagte: »Ihr Herren lacht und scherzt, das ist gut, denn Ihr schlafet, während ich wachte, und habt nichts von dem gesehen oder gehört, was ich sah und hörte. Diese Nacht, während ich die Lagerwache führte, sah ich ein Wunder des Himmels, hörte eine menschliche Stimme, und ich fürchte, daß Himmel und Erde uns nichts Gutes weissagen.«

Die Ritter lachten ihn aus und spotteten über die Abwesenheit Amorath Baraquins, und Einige sagten selbst, sie wären überzeugt, daß ein ungläubiger Hund, wie er, es nicht wagen würde, christliche Ritter anzugreifen.

»Der König Basaac¹⁴ ist ein Ungläubiger, das ist wahr«, erwiderte der Sir von Helly, »aber er ist aufrichtig in seinem falschen Glauben. Er folgt den Vorschriften seines falschen Propheten sorgfältiger, als wir den Geboten des wahren Gottes. An seiner Tapferkeit wird der, welcher ihn in der Schlacht gesehen hat, wie ich, nicht zweifeln. Ihr ruft ihn mit lautem Geschrei; beruhigt Euch, er wird kommen, wenn er nicht etwa schon da ist.«

»Messire Jacob«, sagte der Graf von Nevers, indem er aufstand und sich auf die Schulter des Marschal von Bucicaut stützte, halb aus Freundschaft, halb aus Nothwendigkeit, das Gleichgewicht zu bewahren, »Messire Jacob, Ihr seid nicht mehr jung, das ist ein Unglück; Ihr seid nicht heiter, das ist ein Vergehn, aber Ihr wollt uns

auch traurig machen, und das ist ein Verbrechen. Aber Ihr seid ein Ritter von vieler Erfahrungheit und großer Tapferkeit, sagt uns daher, was Ihr gesehen und gehört habt. Ich bin der Führer des Kreuzzuges, macht mir daher Eure Meldung.«

Dann nahm er sein Glas, wendete sich zu dem Mundschenken und sagte: »Schenkt uns Cyperwein ein, ist es der letzte, soll er wenigstens gut sein! Bajazet wird in den Chroniken mit diesem Namen bezeichnet.

Sein Glas erhebend fuhr er dann fort: »Ihr Herren, auf den höchsten Ruhm Gottes und des Königs Carl!«

Alle fanden auf, leerten ihre Gläser, und setzten sich dann nieder. Messire Jacob von Helly allein blieb stehen.

»Wir hören«, sagte der Graf von Nevers, indem er die Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände stützte.

»Ihr Herren«, sagte der Sir von Helly, »ich machte, wie ich schon sagte, also diese Nacht die Runde, als ich in der Richtung des Orient ein Geschrei hörte, welches nichts Menschliches hatte. Ich wendete mich nach dieser Richtung und sah eben so wie mein ganzer Haufe, einen großen Stern, den fünf kleine angriffen. Das Geschrei kam von dem Punkte des Himmels, wo dieser sonderbare Kampf Statt fand, und wurde uns durch einen sonderbaren Wind zugetragen, der nicht bis über die Grenzen des Lagers hinaus zu gehen schien, als ob Gott ihn als Boten verhängnißvoller Weissagungen beauftragt hätte, sie nur uns allein zu hinterbringen. Vor dem großen Sterne gingen Schatten, welche die Gestalt bewaffneter Menschen trugen, auf und nieder, bis sie sich verdichteten und den großen Stern und zwei seiner Feinde verlöschten. Die drei übrigen Sterne traten nun in ein Dreieck und man sah sie bis zu Tagesanbruch in diesem symbolischen Zeichen glänzen. Noch ganz beschäftigt mit einem solchen Wunder, das wir nicht zu erklären vermochten, setzten wir unsere Runde fort; wir kamen durch eine Art von Thal zwischen dem Berge und den Mauern der Stadt, da hörten wir abermals eine Stimme, doch diesmal war es eine menschliche, welche von dem Hügel herab, über unsere Köpfe fort, nach der Stadt sprach. Sogleich antwortete von den Wällen eine andere Stimme, und beide

sprachen einige Zeit mit einander, während wir nach dem Hügel hinaufblickten und in der Dunkelheit zu erkennen suchten, wer der Mensch sei, der so mitten in unserm Lager eine fremde Sprache redete. Endlich bemerkten wir einen Schatten, der wie eine Wolke an dem Hügel herabzugleiten schien; wir eilten auf ihn zu, da kam einige Schritte von uns ein wirklicher Körper vorüber. Als meine Leute ihn weiß gekleidet sahen, hielten sie ihn für einen Geist der Unterwelt; ich aber erkannte einen arabischen Reiter in seinem Burnu, und verfolgte ihn. Ihr kennt Alle, Ihr Herren, mein Pferd Tadmor; es stammt von jener arabischen Raçe, die nur von den Abkömmlingen Al-Boralk's übertroffen wird. Nun gut, nach einigen Sätzen hatte das Pferd des Unbekannten Tadmor eben so weit hinter sich gelassen, als Tadmor die Eurigen hinter sich lassen würde. Nur der König Basaac besitzt solche Pferde und der Reiter mußte daher einer seiner Feldherrn sein, dem er ein so kostbares Thier geborgt hatte oder vielmehr, Ihr Herren, es war der Vernichtungsendel, der Antichrist, Basaac selbst.«

Sir Jacou setzte sich und es entstand ein allgemeines Schweigen, denn er hatte mit einem wahren Ausdrucke gesprochen, daß die Ueberzeugung sich in Aller Herzen senkte. Die jüngsten der Ritter lächelten wohl noch, aber den erfahreneren, wie der Connetable, der Sir von Coucy, Marschall vor Boucicaut und Messire Johann von Vienne verriethen durch ihre gerunzelte Stirn, daß sie gleich den Messire Jacob von Helly glaubten, irgend ein großes Unglück bedrohe das Heer.

In diesem Augenblicke wurden die Vorhang des Zeltes auseinandergerissen, und ein Läufer ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, rief: »Zu den Waffen, Ihr Herren, damit Ihr nicht über fallen werdet, denn 8–10 000 Türken ziehen gegen das Lager heran!«

Sogleich verschwand er wieder, um auch den andern Häuption des Heeres die Nachricht zu bringen.

Die Ritter waren bei dieser Kunde alle aufgesprungen und sahen einander staunend an, als der Graf von Nevers zu der Thür des Zeltes lief und mit gewaltiger Stimme rief: »Zu den Waffen! den Waffen! der Feind naht! –«

Bald widertönte der Ruf in dem ganzen Lager.

Die Pagen beeilten sich die Pferde zu satteln; die Ritter riefen ihre Knappen und eilten, noch ganz erhitzt durch die Orgie, sich rüsten zu lassen. Da die jungen Ritter wegen der gewaltigen Schnäbel ihrer Schuhe nicht in die Steigbügel kommen konnten, gab der Graf von Nevers ihnen das Beispiel, indem er mit dem Schwerte den zurückgebogenen Schnabel der seinigen abhieb. In einem Augenblicke waren die Männer von Sammt in Eisenmänner verwandelt. Jeder schwang sich auf ein Schlachtroß und eilte unter ein Banner, Im Winde entfaltete sich das Banner von Notre-Dame und Messire Johann von Vienne, Admiral von Frankreich, empfing es aus den Händen des Grafen von Nevers.

Ein Ritter, dessen Wappen ein schwarzes Ankerkreuz auf silbernem Felde zeigte, kam in diesem Augenblicke mit verhängtem Zügel dahergesprengt; vor dem Banner von Notre-Dame, um das sich bereits die nächsten Barone von Frankreich versammelt hatten, angelangt, hielt er an und sagte mit lauter Stimme:

»Ich, Heinrich von Eslen Lemhalle, Marschall des Königs von Ungarn, bin gesendet von meinem Herrn, Euch zu benachrichtigen und aufzufordern, daß Ihr die Schlacht nicht liefern möchtet, ehe Ihr weitere Nachrichten empfangt; denn er fürchtet, daß unsere Boten schlecht gesehen haben, und daß das feindliche Heer viel stärker ist, als sie sagten. Er hat daher neue Boten ausgesendet, die weiter vordringen sollen, als die ersten. Ihr Herren, thut daher, was ich Euch sage, denn es ist die Meinung des Königs und seines Rathes, jetzt kehre ich zurück, denn ich kann nicht länger bleiben.«

Bei diesen Worten sprengte er eben so schnell davon, als er gekommen war.

Der Graf von Nevers fragte hierauf den Herrn von Coucy, was er glaube, daß zu thun sei.

»Wir müssen dem Rathe des Königs von Ungarn folgen«, erwiderte Sir Enguerrand, »denn er scheint mir gut.«

Der Graf von Eu ritt zu dem Grafen von Nevers vor, ganz aufgebracht darüber, daß man den Rath des Herrn von Coucy vor dem seinigen verlangt habe.

»Monseigneur«, sagte er, »der König von Ungarn will die Ehre und die Blume des Tages pflücken; wir haben die Vorhut, und er hat sie uns genommen. Gehorche ihm, wer will, ich nicht.«

Er zog fein liliengeschmücktes Connetable-Schwert aus der Scheide und rief dem Träger seines Banners zu: »vorwärts mein Banner, im Namen Gottes und des heiligen Georg, vorwärts! das ist der Feldruf jedes guten Ritters!«

Als der Sir von Coucy sah, wie es kommen würde, wendete er sich zu Johann von Vienne, der das Banner von Notre-Dame, das erste von allen, trug.

»Was ist jetzt zu thun?« sagte er, »denn Ihr sehet, was geschieht.«

»Was zu thun ist?« wiederholte spottend der Sir von la Tremouille, »daß die alten Ritter zurück bleiben und die jungen vorlassen.«

»Messire von la Tremouille«, erwiderte ruhig der Herr von Coucy, »wir werden gleich sehen, wer zurück bleibt; gebt nur Acht, daß der Kopf Eures Pferdes dem Schwanz des meinigen folge. Doch nicht mit Euch sprach ich, sondern mit dem Messire Johann von Vienne, und ich frage ihn nochmals, was er glaubt, daß zu thun sei.«

»Mein lieber Enguerrand«, erwiderte Messire Johann von Vienne, da, wo die Vernunft nicht gehört wird, muß die Kühnheit herrschen. Ja, ohne Zweifel hätten wir den König von Ungarn erwarten sollen, oder wenigstens 300 der Untern, die ich heut Morgen nach Lebensmitteln aussendete. Da aber der Graf von Eu den Feind angreifen will, müssen wir ihm folgen und kämpfen, so gut wir es vermögen. Uebrigens wäre es auch jetzt zu spät, wollten wir noch zurückweichen.«

In der That erhob sich auch zur Rechten und zur Linken der Ritter eine Staubwolke, aus der zuweilen gleich Blitzen der Schein von Rüstungen hervorbrach. Es waren die beiden Flügel von dem Heere Bajazets, die den Punkt, auf dem die Christen standen, bereits überschritten hatten, und sich nun hinter ihnen vereinigten, um sie zwischen sich zu erdrücken. Alle die, welche nur einige Erfahrung besaßen, sahen jetzt wohl, daß der Tag verloren sei, aber weit entfernt, an den Rückzug zu denken, rief Messire Johann von

Vienne zuerst: »Vorwärts!« und setzte sein Pferd in Trapp. Sogleich wiederholten alle die Herren den Ruf, folgten dem Banner von Notre-Dame, und man sah das sonderbare Schauspiel, wie 700 Ritter ein Heer von 180.000 Mann angriffen. Mit eingelegter Lanze erreichten sie so die türkische Vorhut, welche zurückwich, hinter eine Reihe spitziger Pfähle, an welche die Rosse der Ritter mit der Brust anprallten. Eine solche Verschanzung hätte durch das Fußvolk genommen werden sollen, aber diese ganze Waffengattung fand unter dem Befehle des Königs von Ungarn. Einige Ritter sprangen daher von den Pferden und begannen ungeachtet der Schüsse, die auf sie hagelten, die Palisaden niederzuhauen. Bald hatten sie eine Bresche gemacht, durch welche zwanzig Mann in die Front einrücken konnten. Das war mehr als man bedurfte, und das ganze Heer der Kreuzfahrer stürzte durch diese Oeffnung, die breit genug zum Angriffe war, ohne sich darum zu kümmern, ob sie auch zum Rückzuge weit genug sein würde. So kamen sie auf die türkische Infanterie, durchsprenkten diese, wendeten sich dann wieder um, und stürzten sich abermals auf sie, um sie unter den Hufen ihrer Rosse zu vernichten. Da hörten sie zur Rechten und zur Linken Schmettern von Trompeten und Cypeln; es waren die beiden Flügel des türkischen Heeres, welche sich näherte während das Cavalleriecorps von 8000 Mann, de Bajazet, wie erwähnt, als Vorhut vorgeschoben hatte, von vorn gegen sie anrückten. Als sie die Elidentruppe, funkelnd von Gold, erblickten, glaubten die Christen, der Kaiser befinde sich in ihre Reihen; sie schlossen daher wieder ihre Glieder und stürzten auf den neuen Feind mit eben der Wuth, mit dem sie die Infanterie angegriffen hatten. Diese Truppen widerstanden dem französische Ungestüm eben so wenig, als die ersten, und ungeachtet der Uebermacht, entflohen die türkischen Ritter nach allen Seiten, wie eine Heerde Hammel in welche die Wölfe einbrechen.

In deren Verfolgung kamen die Franzosen an die eigentliche Schlachtfrente Bajazet's, und hier erst begann der Widerstand, denn hier war der Kaiser. Unsere Ritter aber, geschützt durch ihre vor trefflichen Rüstungen drangen auch in diese dichte Massen ein, wie

ein eiserner Keil in einen eichene Kloben, aber gleich einem Keile fanden sie sich auf bald zwischen den beiden Flügeln eingepreßt. Nun sah freilich Jeder den Fehler ein, den man begangen hatte, den König von Ungarn und feine 60,00 Mann abzuwarten, denn kaum bildeten die Christen einen kleinen Punkt in der Mitte dieser ungeheuern Menge Ungläubiger, von denen es schien, als dürften sie sich nur zusammen drängen, um die Hand voll Menschen zu erdrücken, die sich so tollkühn in ihre Mitte gewagt hatte.

Wäre Tapferkeit hinreichend gewesen, den begangenen Fehler zu verbessern, so würde der Connetable dies jetzt gethan haben; auf allen Seiten umzingelt, bot er doch allen Feinden die Spitze; er hatte zuerst seine Lanze zersplittert; dann zerbrach sein Connetable-Schwert; endlich machte er von dem Sattelknopfe eines jener ungeheuern zweihändigen Schwerter los, die uns jetzt für ein Riesengeschlecht geschmiedet zu sein scheinen. Er schlug damit die Mühle und streckte Alles nieder, was seine furchtbare Klinge erreichte. Der Marschall von Bucicaut warf sich in den dichtesten Haufen der Feinde und bahnte sich hier einen Weg, wie ein Schnitter auf dem Kornfelde, unbekümmert darum, ob er sich hinter ihm wieder schloß. Er drang immer weiter vor und metzelte rechts und links eine Menge Feinde nieder. Der Sir von Coucy drang in einen Haufen Ungläubiger ein, der mit Streitäxten bewaffnet war, und deren Streiche auf ihn niederfielen, wie die des Holzhauers auf eine Eiche. Alle aber fielen harmlos auf seine Rüstung, während er, Streich für Streich erwidern, furchtbare Wunden für die Quetschungen ertheilte, die er empfing. Die beiden Sir's von la Tremouille blieben neben einander; der Sohn fing die Streiche auf, die dem Vater galten, und der Vater war nur besorgt um die, welche dem Sohne galten. Das Pferd dieses letztern wurde getödtet und der Vater deckte ihn mit seinem Schilde, bis er sich aus den Steigbügeln losgemacht hatte, dann umkreiste er ihn, wie eine Löwin ihr Junges und schlug all die Hände ab, die sich ausstreckten, seinen Sohn zu ergreifen; dieser war inzwischen wieder auf den Beinen, traf die Pferde mit der Spitze seines Schwertes und warf so mit den Rossen auch die Reiter zu Boden, die sein Vater tödtete, ehe sie Zeit hatten,

auf die Beine zu springen. Messire Jacob von Helly drang durch die ganze Schlachtordnung auf einem blutigen Wege, bis er sich hinter dem feindlichen Flügel erblickte. Dort konnte er sein Leben dem leichtfüßigen Tadmor anvertrauen, entfliehen, und die Donau zwischen sich und die Feinde bringen. Aber als er den Blick erhob und in der Mitte der Ungläubigen seine wenigen Gefährten erblickte, die auf ihren hohen Sätteln ihre Feinde um mehr als Kopfeslänge überragten, stürzte er sich wieder zurück in das Gefecht, und brauchte so wunderbar sein Schwert, daß er bald zu dem Grafen von Nevers kam, dessen Pferd eben getötet worden war, und der seinem Führerposten, umringt von einem Walle getöteter Feinde alle Ehre machte. Er erblickte den Ritter, und statt Beistand von ihm zu fordern, rief er ihm zu.

»Messire von Helly, wie steht's mit dem Banner von Frankreich? Es ist noch immer ehrenvoll oben, wie ich hoffe?«

»Ja, es flattert noch lustig im Winde«, erwiderte Jacob, »und Ihr selbst, Monseigneur, werdet es sogleich sehen.«

Bei diesen Worten sprang er aus dem Sattel und bot Tadmor dem Grafen von Nevers. Dieser weigerte sich, ihn anzunehmen, aber der Sir von Helly sagte: »Monseigneur, Ihr seid unser Führer, und mit Eurem Tode ist unser Heer verloren; im Namen des Heeres also fordere ich Euch auf, mein Pferd anzunehmen.

Der Graf von Nevers gab nach, und in der That war er kaum im Sattel, als er Messire Johann von Vienne erblickte, der an diesem Tage mehr that, als man von einem Menschen erwarten durfte. Der Graf von Nevers und der Sir von Helly eilten ihm zu Hilfe. Sie fanden ihn nur von neun Andern umringt, mit zersplitterter Rüstung, auf vielen Wunden blutend, aber dennoch tapfer kämpfend. Zum fünften Male hat er das Pferd gewechselt. Fünf Mal hatte man ihn getötet geglaubt, indem man das Banner verschwinden sah fünf Mal bestieg er mit Hilfe der Ritter, die ihr umgaben, ein frisches Pferd, und jedes Mal begünstigte lautes Freudengeschrei das Banner, da sich immer wieder vom Falle erhob.

»Monseigneur«, sagte Johann von Vienne als er den Grafen von Nevers erblickte, »unser letzter Tag ist gekommen; wir müssen

sterben, aber besser ist es, als Märtyrer zu sterben, wie als Ungläubiger zu leben. Gott rette Euch, und vorwärts jetzt St. Johann und Notre-Dame!«

Bei diesen Worten drang er wieder auf die Ungläubigen ein, in deren Mitte er zum sechsten Mal fiel, um sich nicht mehr zu erheben.

So ging die Schlacht verloren – so starben die französischen Ritter.

Die Ungarn hatten die Flucht ergriffen, ohne kämpfen, aber ihre Freiheit rettete sie nicht. Die Türken waren besser beritten, als sie holten sie ein, und richteten ein fürchterliches Gemetzel unter ihnen an. Von 60.000 Mann, die der König commandierte, rettete er sich nur mit sechs Mann und hatte das Glück, mit Philibert von Naillac die venetianische Flotte zu erreichen, welche Thomas Munigo commandierte, welche sie an Bord aufnahm und Philibert von Naillac nach Rhodus, Sigismund nach Dalmatien brachte. Die Schlacht währte drei Stunden. 180.000 Mann brauchten drei Stunden, um 700 Ritter zu vernichten. Als sie beendet war, ritt Bajazet durch das christliche Lager und wählte für sich das Zelt des Königs von Ungarn, in dem noch das ganze Geräth von Gold und Silber fand, welches bei der Mahlzeit gedient hatte, von welcher der König entflohen war. Die übrigen Zelter gab er seinen Führern und Soldaten preis. Dann ließ er sich entwappnen, um auszuruhen, denn er hatte, wie der Letzte seiner Krieger, gekämpft. Hierauf setzte er sich vor die Thür seines Zeltes mit untergeschlagenen Beinen auf einen Teppich und ließ seine Feldherrn und Freunde zu sich kommen, mit ihnen von dem Siege zu sprechen. Sie folgten dieser Aufforderung sogleich, und da er mit dem Tage zufrieden war, lachte und scherzte er mit ihnen und sagte, daß er bald das Königreich Ungarn und nach diesem alle andern Reiche und Länder der Christenheit erobern wolle. Denn, sagte er, er wolle herrschen, wie sein Vorfahr, Alexander von Macedonien, welcher zwölf Jahr die ganze Welt unter seiner Herrschaft hielt. Alle verneigten sich vor ihm zollten ihm Beifall und wünschten ihm Glück. Hierauf erließ er drei Befehle, zuerst, daß Jeder, der einen Gefangenen gemacht hätte,

diesen den folgenden Tag vor ihn führen sollte. Zweitens: daß all Todten aufgesucht und untersucht würden, und man die als eine Hekatombe bei Seite legen sollte, welche die Edelsten und Mächtigsten zu sein schienen denn er wollte vor diesen Leichen seine Mahlzeit halten. Drittens: daß man genau forsche, ob der König von Ungarn gerettet, todt oder gefangen sei.

Als Bajazet sich ausgeruht und diese Befehl gegeben hatte, führte man ihm ein frisches Pferd vor; denn man hatte ihm gesagt, daß der Kampf für seine Leute heiß gewesen wäre, und er wollt das Schlachtfeld sehen. Uebrigens konnte er nicht glauben, daß das wahr sei, was man ihm von dem Gemetzel sagte, welches diese Hand voll Menschen angerichtet haben sollte. Er ritt über das Schlachtfeld und fand hier, daß man ihm die Wahrheit noch verborgen hatte; denn auf eine Christenleiche kamen dreißig Ungläubige. Da wurde er sehr zornig und sagte mit lauter Stimme:

»Es ist hier ein hartes Gefecht für meine Leute gewesen, und diese Christen haben sich vertheidigt wie die Löwen; aber beruhigt Euch, die Lebenden sollen mir die Todten bezahlen. Vorwärts!«

Er ritt weiter, aber je länger er ritt, desto mehr wunderte er sich auch über die Waffenthaten seiner Feinde. Er kam zu dem Orte, wo Messire la Tremouille über einander zu Boden gesunken waren, um sich her einen ganzen Wall todter Feinde. Er verfolgte den Weg, den Johann von Vienne genommen hatte, und sah ihn zur Rechten und Linken mit Leichen bedeckt. Er kam zu dem Orte, wo dieser tapfere Ritter gefallen war, und auf dem Banner von Notre-Dame lag, dessen Stange er mit seinen erkalteten Händen noch so festhielt, daß man ihm die Finger abhauen mußte, um ihm die Fahne zu entreißen.

Nachdem Bajazet auf dieser Runde zwei Stunden zugebracht hatte, zog er sich in sein Zelt zurück und verwünschte die ungläubigen Hunde, gegen welche ein Sieg theurer zu stehen kam, als bei Andern eine Niederlage. Am Morgen, als er die Vorhänge seines Zeltes öffnete, fand er davor die Führer seines Heeres versammelt, welche zu wissen verlangten, was mit den Gefangenen werden sollt denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, Alle ohne

Unterschied und ohne Gnade sollte der Kopf abgeschlagen werden. Bajazet hatte indessen an das Lösegeld gedacht, das er von so edlen Herr ziehen konnte, ließ daher seinen Dolmetscher kommen und fragte sie, welche unter denen, die die Schlacht überlebten, die Reichsten und Vornehmsten wären. Sie sagten, daß sechs unter sich als die Edelsten der französischen Ritterschaft angegeben hätten; es wären erstens: Johann von Burgund, Graf von Nevers, das Oberhaupt aller Anderen, zweitens: Messire Philipp von Artois, Graf von Eu; drittens: der Sir Enguerrand von Coucy, viertens: der Graf de La- Marche; fünftens: Messire Heinrich von Bar, und sechstens: Messire Graf von la Tremouille. Bajazet wollte sie sehen, um man führte sie vor ihn. Sie wurden nun bei ihrem Glauben und ihrer Ehre aufgefordert, zu sage wer sie wären, und sie leisteten den Eid, daß die Namen, die sie sich gegeben hätten, wirklich die ihrigen wären. Bei dieser Antwort machte Baja dem Grafen von Nevers ein Zeichen, näher zu treten, und sagte ihm durch seinen Dolmetscher: »Wenn Du der bist, für den Du Dich ausgiebst, das heißt, Johann von Burgund, so soll Dir das Leben geschenkt sein, nicht wegen Deines Namens und Deines Lösegeldes, sondern weil ein Sterndeuter mir gesagt hat, daß Du allein mehr Christenblut vergießen wirst, als alle Türken zusammen.«

»Basaac«, erwiderte der Graf von Nevers, »ich bitte Dich, erzeuge mir allein keine Gunst, denn es ist meine Pflicht, das Geschick aller derer zu theilen, welche ich gegen Dich führte. Werden sie auf Lösegeld gesetzt, so will ich auch mein Leben loskaufen; trifft sie der Tod, so will auch ich mit ihnen sterben.«

»Mein Wille wird geschehen, und nicht der Deinige«, erwiderte der Kaiser, und ließ ihn wieder zu seinen Gefährten bringen, mit denen man ihn in das Zelt zurück führte, das ihnen zum Gefängniß diente.

Während der Kaiser noch darüber nachdachte, wie er erfahren sollte, ob die Ritter ihm wirklich ihre wahren Namen gesagt hätten, führte man vor ihn einen Ritter, der in dem Heere seines Bruders Amorath gedient hatte und die türkische Sprache ein wenig verstand. Es war der Sir von Helly.

Bajazet erinnerte sich, ihn früher schon gesehen zu haben und

fragte ihn, ob er die Ritter kenne, die in dem Zelte gefangen wären. Der Sir von Helly erwiderte, gehörten sie zu den Ersten der Ritterschaft, könne er dem Sultan sagen, wer sie seien. Bajazet ließ sie hierauf wieder vor sich führe nachdem ihnen zuvor aus Furcht vor Verrath oder Einverständniß der Befehl ertheilt worden, kein Wort zu sprechen. Der Sir von Helly durfte nur sehen, um sie zu erkennen. Er wendete sich sogleich zu Bajazet, der ihn nach den Namen der Gefangenen fragte und sagte, es wären der Graf von Nevers, Messire Philipp von Artois, Messire Enguerrand von Coucy, der Graf von La-March Messire Heinrich von Bar, und Messire Guy von la Tremouille; das heißt, die Edelsten und Reichsten der französischen Ritterschaft, und Einige selber verwandt mit dem Könige.

»Es ist gut« erwiderte der Kaiser, »diesen soll das Leben geschenkt sein. Man führe sie auf die eine Seite meines Zelttes, und die übrigen Gefangenen auf die andere.«

Der Befehl Bajazets wurde sogleich vollzogen. Die sechs Ritter wurden auf die rechte Seite des Kaisers gestellt; sogleich wurden nackt bis zum Gürtel dreihundert ihrer Gefährten herbeigeführt, die gleich ihnen gefangen genommen worden waren. Man führte sie, Einen nach den Andern vor Bajazet, der sie mit sorgloser Neugier betrachtete und dann ein Zeichen gab, sie weiter zu schaffen. Der, welcher so vor ihm kam, trat dann zwischen zwei Reihen ungläubiger Krieger, die seiner mit blankem Schwerte warteten, und ihn im Nu in Stücken hieben. Dieses geschah vor den Augen des Grafen von Nevers und seiner Gefährten.

Unter diesen Verurtheilten war auch der Marschal von Bucicaut; man führte ihn gleich den Andern vor Bajazet, der ihn ebenfalls dem Tode zu senden wollte, als Johann von Burgund ihn bemerkte. Er verließ seine Gefährten, trat zu den Kaiser, beugte ein Knie zur Erde und bat dem Marschal zu schonen, indem er sagte, daß er ein Verwandter des Königs von Frankreich sei und ein fürstliches Lösegeld zahlen könnte. Bajazet nickte zum Zeichen der Gewährung, Bucicaut und Johann von Burgund sanken einander in die Arme, und Bajazet befahl, in dem Blutbade fortzufahren. Es

währte drei Stunden.

Als der letzte Christ gefallen war, ohne daß ein einziger etwas Anderes gesagt hätte, als: Mein Herr, Jesus Christus, sei mir gnädig! – sagte Bajazet, daß er dem König von Frankreich die Nachricht von Siege senden wollte, und ließ vor den Grafen von Nevers, den Sir von Helly und zwei andere Ritter führen, die er zu diesem Zwecke aufgespart hatte. Er fragte, welchen dieser Ritter er zu der Sendung wähle, um über sein Lösegeld und das seiner Gefährten zu unterhandeln. Der Graf von Nevers bezeichnete den Sir von Helly, und sogleich wurden die beiden andern nieder gehauen.

Johann von Burgund und die sechs andern Herren gaben dem Messire Jacob von Helly Briefe mit; der Graf von Nevers für den Herzog und die Herzogin von Burgund, der Sir von Coucy für seine Gemahlin, und die Andern für ihre Verwandten oder Schatzmeister. Als dies geschehen war, schrieb Bajazet selbst dem Boten den Weg vor, den er zu nehmen hätte und befahl ihm, über Mailand zu gehen, um seinen Sieg dem Herzoge dieser Stadt zu verkünden, und ließ ihn bei seiner Ritterehre schwören, nach vollbrachter Botschaft zurückzukehren und sich seinen Händen zu überliefern.

Messire Jacob von Helly trat seinen Weg noch an demselben Abend an.

Wir wollen ihm nach Frankreich voraus eilen, und einen Blick auf die Lage werfen, in welche die verschiedenen Parteien gekommen sind, seit wir es verließen.

Niemand kannte den wahren Grund von dem neuen Wahnsinne des Königs. Odette hatte sorgfältig alles Aufsehen vermieden; ihr Einfluß auf den König verrieth sich nur durch das Gute, welches auszuüben sie Mittel fand, und war so bemüht gewesen, ihr Leben Aller Augen zu entziehen, als die andern Favoriten gewöhnlich es sind, ihren Glanz strahlen zu lassen. Sie verschwand daher ohne Geräusch, und nur Carl wußte, daß einer seiner reinsten Sterne an dem Himmel seines Königthumes verschwunden war.

Die Liebschaft des Herzogs von Orleans dauerte zwar noch fort, beschäftigte aber sein Herz nicht mehr so ganz, daß, wie bei dem ersten Wahnsinne des Königs, jedes Verlangen des Ehrgeizes darin

erloschen wäre. Sei es nun Berechnung, sei es Erinnerung des Herzens, genug, er hatte die Zwischenzeit der Vernunft des Königs benutzt, Messire Johann Lemercier und den Herrn von La-Riviere in Freiheit setzen zu lassen; der Sir von Montaigu war auf seine wiederholten Bitten zur Verwaltung der Finanzen zurückberufen worden.

Der Herzog von Bourbon, der ihn zuerst erhob, rühmte ohne Unterlaß seine schönen Eigenschaften und verringerte seine Fehler; der Herzog von Berry, den man stets durch Geld gewann, hatte von seinem Neffen beträchtliche Summen empfangen und ihm dagegen seine Unterstützung versprochen, wenn er derselben bedürfen sollte. So war der Rath allmählig durch ihn gewonnen, verführt durch seinen Geist, hingerissen durch seine Beredtsamkeit, und hatte in seinem Schoße eine eigene Partei bilden lassen, welche anfangs, der Partei des Herzogs von Burgund das Gegengewicht zu halten.

Die Uneinigkeit zwischen den Prinzen wurde immer stärker und stärker, und Jeder wendete seinen ganzen Einfluß an, den seines Gegners zu vernichten. Carl, schwach an Körper und schwach von Geist, von beiden Parteien an einem königlichen Mantel gezerrt, hatte selbst nicht mehr den Willen seine Macht geltend zu machen, um diese Zwistigkeiten zu enden. Jedermann erwartete daher verderbliche Spaltungen, als eine schreckliche Nachricht sich in Frankreich zu verbreiten begann, und Alles in dem gemeinsamen Schmerze sich vereinigte.

Die dreihundert Ritter und Knapen, welche wie wir erwähnten, im Augenblick, als das Gefecht begann, auf Fouragirung ausgezogen waren, durchzogen in Eilmärschen das feindliche Land, sie zerstreuten sich, ein Jeder schlug den Weg ein, den er für den kürzesten hielt, und so kamen sie nach der Wallachei. Hier aber begann für sie eine Kette des Unglücks und Mühseligkeit, der Viele erlagen. Die Wallachen kannten schon den Ausgang der Schlacht; sie glaubten daher von den unglücklichen Flüchtlingen nichts zu fürchten zu haben, und ließen sie in ihre Städte eindringen, wie um ihnen Gastfreundschaft zu gewähren, beraubten sie aber dann ihrer Waffen und Pferde. Allzu glücklich noch die, welche man mit Brot

und Geld zur Fortsetzung ihrer Reise versah. Dazu war noch nöthig, daß man sie als vornehme Herren erkannte, denn geringere Ritter und Knappen wurden ganz nackt ausgezogen und ohne Barmherzigkeit geprügelt. Sie hatten daher viel Mühe, sich durch die Wallachei und Ungarn zu betteln, und erlangten nur selten ein Lager im Stall, waren nur mit den Lumpen bedeckt, die die Aermsten mit ihnen getheilt hatten. So kamen sie nach Wien, wo gute Leute sie freundlicher aufnahmen und ihnen Kleider und etwas Geld zur Fortsetzung ihrer Reise gaben. Sie kamen nach Böhmen, und fanden auch hier die kleinen Unterstützungen, deren sie so sehr bedurften. Es war ein großes Glück für sie, denn wenn die Deutschen eben so unbarmherzig gewesen wären, als die Wallachen und Ungarn, hätten alle diese Unglücklichen elend auf der Landstraße umkommen müssen. So setzten sie ihren gegen Frankreich fort, überall traurige Geschichten erzählend, und endlich kamen sie über die Grenze, und Einige selbst bis nach Paris.

Aber hier wollte Niemand das glauben, was sie erzählten, denn es waren zu traurige Nachrichten, die man durch die so plötzlich erfuhr. Es gab sogar Manche, welche glaubten, diese Leute seien nur elende Abenteurer, die das öffentliche Mitleid auszuplündern gedächten, und man sagte ganz laut auf allen Kreuzwegen, daß man diese lügenhaften Schwätzer ergreifen und in das Wasser stürzen müßte. Aber täglich langten neue Flüchtlinge an, und bestätigten das, was die Erstern erzählt hatten, so daß die Nachrichten von dem niedern Volke endlich auch bis zu den Großen erschallten. Der König hörte davon mitten in seiner Krankheit sprechen, und es erhoben sich dadurch neue Wolken an seinem ohnehin schon finstern Himmel. Man gebot daher, das Gerücht zu ersticken, so lange man nicht zuverlässige Nachrichten hätte, und es wurde befohlen, daß der erste Ritter von irgend einem Namen, der von dem Kreuzzuge zurückkehren würde, vor den König geführt werden sollte.

In der Christnacht, während die Königin, der Herzog von Orleans, die Herzoge von Bourbon, von Berry und von Burgund, der Graf von Saint- Pol und eine große Menge von Herren und Damen den König

in seinem Hôtel umgaben und das Fest mit ihm feierten, meldete man einen Ritter, der gerade von Nicopolis käme und zuverlässige Nachrichten von dem Grafen von Nevers und den Heere überbrächte. Sogleich wurde auch der Ritter in die Gesellschaft, ganz bestäubt und bestiefert, wie er war, eingeführt. Es war Messire Jacob von Helly. Er übergab dem Könige und dem Herzoge von Burgund die Briefe, mit denen er beauftragt war und erzählte die Vorfälle, die wir bereits kennen.

V.

Man kann sich denken, welche eine Verwirrung eine solche Nachricht in der edlen Versammlung verbreitete; Keiner war hier, der nicht unter den Todten oder Gefangenen irgend Jemand gehabt hätte, der ihm theuer war, der Eine verlor ein Bruder, der Andere einen Sohn, Jene einen Gatten; der König von Frankreich verlor eine schönste, reichste Ritterschaft.

Aber während man sich damit beschäftigte, die Toten zu beweinen, dachte man auch an die Befreiung der Gefangenen; man wollte Bajazet ein Geschenk übersenden, um ihn günstig für die Verhandlung zu stimmen, die man mit ihm eröffnen muß und forschte überall, was ihm am angenehmst sein würde. Man erfuhr, daß er die Falkenjagd sehr liebte, und daß sein guter Freund, Herr Galeazzo von Mailand, ihm alljährlich weiße Falken sende. Man verschaffte sich für theures Gold, denn die Gattung war sehr rar, zwölf schöne gut abgerichtete Geierfalken. Der Sir von Helly, der Bajazets Wohlgefallen an Teppichen bemerkt hatte, gab hierauf den Rath, daß man dem ersten Geschenke auch noch einige jener schönen Teppiche mit menschlichen Figuren beifügen möchte, die man nur in Arras zu fertigen verstand. Der Herzog von Burgund begab sich daher selbst in die letztgenannte Stadt und kaufte einen prächtigen Teppich, der die ganze Geschichte des großen Alexanders von Macedonien darstellte, von dem Bajazet abzustammen behauptete. Diesen Geschenken fügte man noch kostbar gearbeitete Silberstücke der berühmtesten Meister, Leinwand von Rheims, Scharlach von Brüssel, zwölf große Windhunde und zehn schöne Pferde mit vollständigen Behängen von Sammet, geschmückt mit Gold und Edelsteinen, hinzu.

Als der Herr von Helly seine Botschaft beendet hatte, nahm er Abschied von dem Könige und dem Herzog von Burgund, denn er wollte sich seines gegebenen Wortes entledigen und sich der Gewalt Bajazets wieder überliefern. Der Herzog Philipp bat ihn, die

Ueberbringung der Geschenke, die er Bajazet sendete, zu übernehmen, indem er glaubte, daß der Kaiser dieselben mit größerm Vergnügen aus den Händen dessen annehmen würde, den er zu solcher Botschaft erwählt hatte; aber auch die Bemerkung dieses braven Ritters, daß er Geschick nicht kenne, welches der Sieger ihm auf bewahrt habe, und daß es möglich sei, er kehre nie nach Frankreich zurück, gab man ihm als Ueberbringer der Geschenke den Sir von Vergy, Statthalter der Grafschaft Burgund, den Sir von Château-Morand, der früher mit so vielem Glück die Unterzeichnung des Waffenstillstandes mit England bewirkte, und den Sir von Leurungen, Statthalter der Grafschaft Flandern bei.

Die Dame von Coucy endete zu ihrem Gemahle und ihren beiden Brüdern einen Ritter aus Cambresis, Namens Robert Desne, und fügte ein Gefolge von fünf Dienern und Knappen hinzu. Diese doppelte Gesandtschaft sollte über Mailand gehen, und dahin, durch Briefe der Madame Valentine empfohlen, Schreiben des Herzogs Galeas an den Kaiser Bajazet mitnehmen. Zur Dankbarkeit für diesen Dienst versprach der König von Frankreich dem genannten Herrn, daß er die Lilien in sein Wappen aufnehmen dürfe.

Als diese Boten abgereist waren, beschäftigten der Herzog und die Herzogin von Burgund sich damit, – 89 – das zur Lösung der Gefangenen nöthige Geld herbei zu treiben. Sie verließen daher Paris und begaben sich nach Dijon, um über die Eintreibung der ihren Unterthanen auferlegten Abgaben zu wachen. Der Herzog von Orleans blieb daher allein am Ruder und benutzte dies schnell und geschickt, sich in der Gewalt zu befestigen, so daß der König ihm die ganze unumschränkte Regierung des Reiches übertrug, mit dem Rechte, Alles zu versehen, wenn er selbst nicht im Stande sein sollte, zu herrschen.

Um diese Zeit brach in England eine Revolution aus, die auf Frankreich einen großen Einfluß haben mußte.

Der Graf von Derby, den wir zu Anfang dieser Geschichte auf dem Turnier als Kämpfer gegen den Herzog von Orleans sahen, als man den Einzug der Madame Isabelle feierte. Er war, wie auch bereits erwähnt, ein Sohn des Herzogs von Lancastre und hatte in England

eine mächtige Partei. Sein Vater war gestorben und der König Richard, welcher fürchtete, daß sein reiches Erbe ihm nur dazu dienen möchte, ihm neue Anhänger zu erwerben, verweigerte, seines offenbaren Rechtes ungeachtet, ihm die Aushändigung seines Erbes. Der Graf von Derby war um diese Zeit in Frankreich, nicht mehr, wie das erste Mal, als Gesandter der Krone, sondern als Verbannter. Eine persönliche Streitigkeit, die er mit dem Grafen von Nottingham gehabt hatte, gewährte dem Könige einen Vorwand, den aus England zu entfernen, den er als Nebenbuhler betrachtete.

Diese Ungerechtigkeit gegen den Grafen von Derby hatte die entgegengesetzte Wirkung, die der König davon hoffte; der ganze Adel und die hohe Geistlichkeit traten auf die Seite des Verbannten. Das Volk, erschöpft durch Abgaben, aufgerieben durch die Ausschweifungen der Waffenknechte, die man nicht bezahlte, und die dadurch lebten, daß sie die Landleute und die Kaufleute, ausplünderten, murrte laut gegen diese Plackereien, an die es nicht gewöhnt war, und schien nur die Gelegenheit zu erwarten, um mit dem Adel gemeinschaftliche Sache gegen den König zu machen. Der Graf von Derby wartete, den Blick auf England gerichtet, nur ab, bis die Sachen auf diesen Punkt gediehen wären. Das geschah bald, und während Richard zu einer Unternehmung gegen Irland ausgezogen war, empfing er die Nachricht, wenn er Muth genug hätte, seinen Kopf gegen ein Königreich auf das Spiel zu setzen, so wäre es Zeit, über die Meerenge zurück zu kehren. Der Graf von Derby zögerte keinen Augenblick, nahm Abschied von dem Herzoge von Bretagne, seinem Vetter, zu den er sich zurück gezogen hatte, verließ Havre und langte nach einer Fahrt von zwei Tagen und zwei Nächten zu Ravenspur in Yorkshire zwischen Hall und Brintington an.

Sein Marsch auf London war ein Triumphzug, so sehr haßte man den alten König. Die Bürger der Städte öffneten ihre Thore und überreichten ihm knieend die Schlüssel, die Minnesänger folgten ihm, sein Lob singend, und die Frauen warfen Blumen auf seinen Weg. Als Richard diese Nachrichten empfing, rückte er mit feinem Heere gegen die Hauptstadt vor, aber seine Truppen verließen ihn,

ohne daß er sie zum Kampfe bewegen konnte, und er war gezwungen, sich gefangen zu geben. Man führte ihn nach dem großen Thurme von London, ein Prozeß begann, die Kammern entsetzten ihn des Thrones, und der Graf von Derby, unter dem Namen Heinrichs IV. zum Könige ausgerufen, empfing das Scepter und die Krone aus den Händen dessen, den er entthront hatte.

Diese Nachricht gelangte nach Frankreich durch die Dame von Coucy, welche bei Isabelle war. Dies arme Kind, welches von der Liebe nur den Ekel, von dem Königthume nur das Unglück kennen lernte, kehrte nach Frankreich zurück, verwitwet von einem Gemahle, der noch lebte, aber schon verurtheilt war. Jedermann fühlte, daß eine solche Schmach, der Krone Frankreichs angethan, nicht unbestraft bleiben dürfte, und doch begriff man gleicher Zeit die Unmöglichkeit eines Krieges, das Reich an Mannschaft und Geld erschöpft war. Der Herzog von Orleans war so zornig über die Beleidigung, so betrübt über die Ohnmacht, er in seinem Namen den König von England du Orleans, seinen Herold und Champagne, seinen Wappenkönig, herausfordern ließ; er schlug ihm ein Kampf auf Leben und Tod, an jedem Orte, mit jeder Waffe, die er wählen würde, vor. Heinrich IV. versagte den Kampf.

Indessen benutzte der Herzog von Orleans seine Herrschaft, sagt Juvenal, der strenge Geschichtsschreiber jenes Zeitalters, wie ein Mensch, der selber eines Führers bedürfte. Seiner Verschwendung und der der Königin zu genügen, folgten die Auflagen so schnell auf einander, daß man eine neue forderte, ehe noch die letzte bezahlt war. Als man endlich das Volk erschöpft hatte, schrieb man eine neue Auflage für die Geistlichkeit aus, freilich mußte man dabei anführen, daß sie, den Zwang zu beschönigen, für eine Anleihe ausgegeben wurde. Das führte große Zwistigkeiten unter den Prälaten herbei, denn die Einen verweigerten die Abgabe und ließen mit Gewalt auf ihren Böden den vierten Theil der Einnahme fortnehmen, während Andere, fromme Schmeichler des Herzogs von Orleans, alle die exkommunizierten, welche dem Edicte nicht gehorchten, in den Bann thaten. Der Regent ließ sich durch solches Aergerniß nicht aufklären, sondern antwortete auf dieses Schisma

durch die Bekanntmachung einer neuen allgemeinen Abgabe, welche diesmal den Adel, die Geistlichkeit und das Volk zugleich traf. Das Edict sagte, daß es in Gegenwart und mit Zustimmung der Herzöge von Bourbon, von Berry, und von Burgund erlassen worden sei; dies aber war falsch. Die beiden Letztern erklärten, daß sie von dieser Auflage nichts wüßten. Der Herzog von Burgund hatte die Lösung seines Sohnes geordnet und erfahren, daß der Graf von Nevers bereits auf dem Rückwege sei; er beschloß daher, sich nach Paris zu begeben, um persönlich die Aussage eines Neffen Lügen zu strafen.

Sobald der Herzog von Orleans ihn auf dem Wege wußte, glaubte er, daß er sich in seiner gegenwärtigen Lage nicht erhalten könnte. Er beeilte sich, bekannt zu machen, daß der König auf seine und der Madame Isabelle dringende Bitten, die letzte Abgabe aufgehoben hätte. Das hielt jedoch den Herzog Philipp nicht zurück. Er sah im Gegentheile in diesem Widerruf nur die Schwäche seines Gegners, und beschloß, diese zu benutzen. Kaum in Paris angelangt, verständigte er sich mit den Herzögen von Berry und von Bourbon, deren Namen gleich dem seinigen bloßgestellt worden waren. Sie machten dem Könige ehrfurchtsvolle Vorstellungen und erlangten dadurch den Beschluß, daß der Rath sich versammeln sollte, zu überlegen, welchem der beiden Prinzen die Gewalt zu lassen wäre. Zur Freiheit der Berathung erboten sie sich, nicht in der Versammlung zu erscheinen, wenn seinerseits auch ihr Neffe einwilligte, sich davon fern zu halten. Der Herzog von Orleans nahm dies an, obgleich er vermuthete, daß die Entscheidung ihm ungünstig sein würde, denn man gestand ihm allgemein die Eigenschaften eines guten, tapfern Ritters zu, aber man läugnete, daß er irgend eine Tugend des Staatmannes besitze. Er empfand daher mehr Unwillen, als Staunen, als man ihm meldete, daß die Partei des Herzogs von Burgund über die seinige gesiegt habe.

Die beiden Nebenbuhler standen also einander wieder gegenüber, einen Haß mehr im Herzen, und doch bewahrten sie schon so viel von Alters her, daß sie selbst kaum glaubten, es könnte noch für einen neuen Raum finden. Der Herzog von Orleans schien sich über

sein Mißgeschick dadurch zu trösten, daß er öffentlich und mit größtem Eifer der Gräfin von Nevers, der Schwiegertochter des Herzogs, den Hof machte. Das war seine Art sich zu rächen; wir werden die des Grafen von Nevers bald sehen.

Alles war mit Bajazet wegen des Lösegeldes der sechs Gefangenen geordnet worden, denn es waren nur noch sechs; der Sir von Coucy war, zum großen Schmerze seiner Gefährten, in der Gefangenschaft gestorben. Der Kaiser hatte dem Messire Jakob von Helly die Freiheit geschenkt, indem er seinen Muth und seine Treue sehr lobte, und die Ritter begaben sich zu der Abschiedsaudienz, welche der Kaiser gewährt hatte. Der Graf von Nevers übernahm es für seine Freunde und sich selbst, für die ihnen widerfahrene milde Behandlung zu danken. Bajazet ließ ihn näher treten, und wie er ein Knie beugen wollte, nahm er ihn bei der Hand und sagte ihm in türkischer Sprache die folgenden Worte, die feine Dolmetscher in lateinischer wiederholten:

»Johann, ich weiß, daß Du in Deinem Lande ein großer Herr bist und der Sohn eines edlen Vaters, der königliche Ahnen zählt; Du bist jung, und es wäre möglich, daß man Dich nach der Rückkehr in Dein Vaterland, tadelte, und Dich darüber verspottete, was Dir bei Deinem ersten Heereszuge begegnet ist, und daß Du dann, in der Hoffnung, Deine Ehre wieder zu verlangen, eine große Macht versammelt, um einen neuen Kreuzzug, wie Ihr es nennet, zu unternehmen. Wenn ich Dich fürchtete, würde ich Dich und Deine Gefährten auf Euern Glauben und Ehre schwören lassen, Eure Waffen nie gegen mich zu wenden. Aber weit davon entfernt, gestatte ich Dir, zu thun, was Dir gut dünkt, sobald Du in Dein Abendland zurückgekehrt bist. Versammele gegen mich das größte Heer das Du auftreiben kannst, komm, und Du sollst mich stets zum Kampfe bereit finden. Das sage ich Dir nicht nur für Dich, sondern auch für alle die, denen Du es wiederholen willst, denn ich bin geboren für kriegerische Unternehmungen und Eroberung der Städte.«

Nach diesen Worten, deren die Zuhörer ihr ganzes Leben lang sich erinnerten, wurden die Gefangenen den Händen der Herren von Metelin und von Abydos übergeben, welche die Verhandlung geleitet

und zu einem guten Ende gebracht hatten. Die Leute des Kaisers führten sie jedoch bis zu ihren Galeeren, und verließen sie erst in dem Augenblick, als sie die Anker lichteten. Die Flotte ging nach Metelin unter Segel, wo selbst sie ohne Unfall anlangte.

Die Ritter wurden hier mit Ungeduld erwartet. Die Gemahlin dieses Herrn empfing sie sehr gastlich. Sie war Ehrendame der Kaiserin von Konstantinopel gewesen, und hatte während der Zeit viel von Frankreich sprechen hören. Sie fühlte sich daher sehr geehrt, einige der edelsten Söhne bei sich aufzunehmen; sie ließ die prächtigsten Zimmer ihres Palastes für sie in Stand setzen, und sie fanden hier, Statt ihrer abgetragenen Kleider, Gewänder von griechischem Schnitt und reichsten Stoffen Asiens. Sie hatten diese eben angelegt, als man ihnen die Ankunft des Messire Jacob von Brequemont, Marschall von Rhodus, meldete. Er kam, die Ritter nach dieser Insel zu holen, wo der Großmeister sie mit Verlangen und Ungeduld erwartete. Sie nahmen daher Abschied von dem Herrn und der Dame von Metelin, die sie so gastlich aufgenommen hatten ja und begaben sich wieder auf das Meer. Einige Tage der Fahrt genügten, den Hafen zu erreichen, und am Ufer warteten ihrer die vornehmsten Herren von Rhodus, gute Richter in Sachen der Religion und Ritterlichkeit, denn sie trugen auf ihrem Gewande das weiße Kreuz, als Gedächtnißzeichen der Leiden Christi, und hatten täglich neue Kämpfe gegen die Ungläubigen zu bestehen.

Der Großmeister, und nach ihm die Ersten der Ritter, theilten sich in die Ehre, den Grafen von Nevers und seine Gefährten bei sich aufzunehmen; sie boten ihnen selbst Geld an, dessen die Franzosen sehr bedurften, und Johann nahm für sich und seine Freunde die Summe von 30.000 Francs an, für welche er sich dem Großmeister zum persönlichen Schuldner erklärte, obgleich ein Drittheil, und mehr, als dies, unter seine Gefährten vertheilt worden war.

Während sie in der Stadt Saint-Jean waren und auf die venetianische Galeere warteten, die sie von hier abholen sollte, wurde Messire von la Tremouille, Herr von Sully, krank und starb. Es schien, als ließe der Tod sich nur die ungerne entgehen, die dem Grabe schon so nahe standen, daß sie weniger Schritte hinein, als

zurück zu thun hatten. Schon war der Sir von Coucy erlegen, und nun schloß auch der Messire von la Tremouille die Augen, um sie nie wieder zu öffnen. Die Ritter glaubten, es laste irgend ein Fluch auf ihnen, und Keiner sollte das Vaterland wieder sehen. Sie erfüllten traurig die letzte Pflicht gegen diesen Freund, dessen Tod ihre Zahl bis auf fünf verringerte. Nachdem sie eine Leiche in die St. Johannis-Kirche zu Rhodus gebracht hatten, bestiegen sie dies venetianische Schiff, welches in den Hafen eingelaufen war, während sie sich dieser letzten Pflicht entledigten.

Bei dem Aufbruche empfing der Steuermann den Befehl, um größere Anstrengung zu vermeiden, und damit der Graf alle Länder zwischen Rhodus und Venedig kennen lernte, von Insel zu Insel zu fahren. So landeten die Reisenden zu Modon, Corfu und auf Cephalonien. Hier blieben sie einige Tage, denn die Frauen dieser Insel schienen ihnen so schön, daß sie dieselben für Nymphen und Feen hielten, und der Graf von Nevers und seine Gefährten zu Geschenken an diese Zauberinnen den größten Theil des Geldes verwendeten, welches ihnen der gute Großmeister der Ritter von Rhodus, ohne Zweifel zu anderm Zwecke geborgt hatte.

Nur mit Mühe entriß man sie diesem Paradiese, aber sie mußten sich endlich entschließen, dasselbe zu verlassen, denn sie hatten noch viele Länder zu sehen, ehe sie nach Venedig gelangten. Sie bestiegen daher ihr Schiff wieder und schifften theils mit dem Winde, theils mit dem Ruder immer weiter und weiter, und kamen nach Ragusa, Zara und Parenso; hier bestiegen sie leichtere Fahrzeuge, um nach Venedig gelangen zu können, denn das Meer, welches dessen Fuß bespült, ist nicht tief genug für große Galeeren.

Hier angelangt, fand der Graf von Nevers einen Theil seiner Leute, die der Herzog und die Herzogin ihm entgegengeschickt hatten, seiner zu warten. Bald langten auch die Sires von Haugier und von Helly an, und brachten den übrigen Theil seines Hofstaates, so wie Wagen mit Gold- und Silbergeschirr, prachtvollen Kleidern und Leinenzeug aller Art mit sich. Johann von Burgund machte sich daher mit einem Gefolge, wie es einem Herrn seines Ranges zukam, auf den Weg und langte in Frankreich mehr als Sieger, wie als

Besiegter an.

Einige Zeit nach seiner Rückkehr starb auf seinem Schlosse Halle im 73-ten Jahre seines Alters Philipp der Verwegene, und durch dessen Tod fiel dem Herzog von Orleans die Regentschaft wieder zu.

Der Graf von Nevers aber war Herzog von Burgund.

Elf Monate später starb auch die Herzogin, und der Herzog Johann von Burgund war nun Graf von Flandern und Artois, Herr von Salins, Pfalzgraf von Mecheln, Alost und Talmant, das heißt, einer der mächtigsten Fürsten der Christenheit.

VI.

Dies Ereigniß brachte die Streitigkeiten, welche die beiden Familien bisher getrennt hatten, zum hellen Ausbruch. Die Achtung, welche das Alter des Herzogs Philipp gebot, und die Klugheit, welche eben dies Alter ihm einflößte, hatten bisher auf diese fürchterlichen Uneinigkeiten einen politischen Schein geworfen, der jetzt verschwinden sollte. Der Privathaß, der Haß persönlichen Ehrgeizes, der Haß verletzter Liebe und Eigenliebe, der glühende, blutige Haß sollte ohne Maske das Haupt erheben und einen Kampf, Mann gegen Mann, wie zwischen zwei erbitterten Athleten hervorrufen. Jeder fühlte, daß die Zukunft mit Unglück schwanger gehe, daß in der Luft etwas Furchtbares liege, und daß es Blut regnen würde, wenn das Gewitter zum Ausbruch käme.

Indessen hatte weder der eine noch der andere dieser beiden Prinzen öffentliche Beweise seines Hasses gegeben. Der Herzog von Burgund wurde in seinen Staaten zurückgehalten, um die Huldigungen seiner guten Städte in Empfang zu nehmen; ganz hiermit beschäftigt, warf er nur von Zeit zu Zeit auf Paris einen Blick voll Racheversprechungen.

Der Herzog von Orleans beschäftigte sich in seiner natürlichen Sorglosigkeit wenig mit dem, was der Herzog von Burgund vornahm. Seine Liebe zu Isabelle hatte neue Gluth empfangen, und in den Augenblicken der Freiheit, die sie ihm ließ, unterhielt er sich mit gelehrten Streitigkeiten, gegen die Doctoren und Rechtsgelehrten; dann sann er auf Mittel, neue Abgaben zu erheben. Das war ungefähr die einzige Art, wie er sich um die Regierung bekümmerte, Alles ging daher auch auf das Schlechteste im Reiche. Der Waffenstillstand mit England war nur noch ein eitles Wort, und in Ermangelung einer offenen, allgemeinen Kriegserklärung färbten besondere Unternehmungen, durch die beiden Regierungen gut geheißten, bald einen Punkt Englands, bald eine Provinz Frankreichs mit Blut. Junge Edelleute aus der Normandie, an ihrer Spitze die

Sire's von Martel, von la Roche Guyon und von Aqueville, schifften sich, ohne sich bei dem Könige oder dem Herzoge von Orleans zu beurlauben, ein, 250 an der Zahl, landeten auf der Insel Portland und plünderten sie aus; die Einwohner aber erholten sich von ihrem ersten Schrecken, erkannten die geringe Zahl ihrer Feinde, griffen sie an, tödteten ein Theil derselben, und nahmen die Uebrigen gefangen.

Die Bretagner, diesmal aber mit der Genehmigung des königlichen Rathes, unternahmen ihrerseits einen neuen Angriff, aber sie waren nicht glücklicher. Diese Unternehmung führten der Sir Wilhelm Duchâtel und die Herren von la Jaille und von Châteaubriant; Wilhelm Duchâtel wurde dabei getödtet.

Tanneguy, sein Bruder, stellte sich hierauf die Spitze von 400 Edelleuten, landete bei Darmouth, und setzte Alles in Feuer und Blut. Wilhelm wurde gerächt und ihm eine Hekatombe und ein Scheiterhaufen gewidmet.

Bald sollte aber der Krieg sich über größere Theile erstrecken. Ein junger, verbannter Engländer hatte an dem französischen Hofe einen Zufluchtsort gesucht; er hieß Oven Glendor, stammte von den alten Fürsten von Vales her und war ein Sohn Iwans von Vales, der, durch Waffenbrüderschaft mit den französischen Rittern verbunden, im Dienst des Königs Carl umgekommen war, Oven Glendor bat um Hilfe gegen Heinrich von Lancaster und dieser Aufruf des alten Hasses der Franzosen gegen England fand ein zu lebhaftes Echo in dem Reiche, um nicht gehört zu werden. Man bestimmte daher, daß eine mächtige Flotte in dem Hafen von Brest ausgerüstet werden sollte; den Befehl über dieselbe und 8000 Mann, die zu der Unternehmung bestimmt wurden, wollte man dem jungen Grafen von La-Marche anvertrauen, den wir zu Nicopolis mit Johann von Burgund kämpfen sahen. Als die Engländer diese Zurüstungen sahen, beschlossen sie, dieselben zu zerstören, noch ehe sie vollendet wären. Sie landeten bei Guerrande, welches sie durch Ueberrumpelung zu nehmen hofften; aber Clisson wachte. Sein Arm war nicht entwaffnet dadurch, daß er das Schwert des Connetable verloren hatte: sein eignes blieb ihm noch. Auf seinen Ruf eilte

Tanneguy Duchâtel mit 500 Lanzen herbei; mit einem Streiche seiner Streitaxt fällte er den Grafen von Beaumont, den Führer dieser Unternehmung, und zwang die Engländer, sich wieder einzuschiffen, nachdem er die Hälfte ihrer Mannschaft getödtet oder gefangen genommen hatte.

Inzwischen war die Flotte bereit, unter Segel zu gehen; die Ritter waren versammelt, und man wartete nur noch auf den Führer der Unternehmung. So wartete man fünf Monate vergeblich auf ihn. Der Graf von La-Marche hatte bei den Bällen, beim Karten- und Würfelspiel vergessen, daß er einen Kriegszug unternehmen sollte.

Diese mißrathene Expedition kam sehr theuer zu stehen und hatte keine andere Folge, als daß der Herzog von Orleans dadurch Gelegenheit bekam, eine neue Auflage für das Land auszuschreiben.

Der Herzog von Burgund, den man eingeschlafen wähnen konnte, erwachte jetzt, und gab seinen Unterthanen den Befehl, nicht zu zahlen.

Der Herzog von Orleans, welcher keine Mittel hatte, in den Staaten des Herzogs von Burgund die Zahlung zu erzwingen, rächte sich an ihm dadurch, daß er Mademoiselle von Harcourt, eine Cousine des Königs, mit dem Herzoge von Geldern vermählte, dem Todfeinde des Herzogs von Burgund. Der Streich traf schnell und voll, denn an dem Tage der Vermählung selbst, trat ein Herold in den Festsaal und forderte im Angesichte aller Gäste den Herzog von Geldern, im Namen des Herzogs Anton von Burgund, welcher die Grafschaft Limburg erben sollte, heraus. Der Herzog von Geldern stand auf, nahm sein Hochzeitgewand, gab es dem Herold, um ihm eine Ehre zu erzeigen, und nahm die Herausforderung an.

Auch von dieser Seite entzündete sich daher der Krieg.

Zu allen diesen Zeichen begannen jetzt auch noch Weissagungen des Himmels hinzuzukommen. Eines Tages, als die Königin im Wagen und der Herzog zu Pferde durch den Wald von Saint-Germain kamen, brach plötzlich ein Gewitter aus. Die Königin öffnete die Thür des Wagens und bot ihrem Geliebten einen Platz an. Kaum hatte er diesen eingenommen, als ein Blitzstrahl

niederfuhr und das Pferd erschlug, das er soeben verlassen. Bei diesem Lärmen und diesem Anblicke gingen die Pferde der Königin durch und gerade auf die Seine zu; plötzlich rissen, wie durch ein Wunder Gottes, die Stränge, und die Pferde stürzten in den Fluß, als triebe ein Dämon sie hinein.

Die frommen Leute sahen in diesem Ereignisse eine Warnung des Himmels; durch sie angespornt, redete der Beichtvater des Herzogs von Orleans diesem kräftig zum Gewissen und tadelte dessen ausschweifendes, gottloses Leben. Der Herzog gestand ein, daß er ein großer Sünder sei, versprach, sich zu bessern, und zum Beweise der Aufrichtigkeit ließ er bei Trompetenschall verkünden, daß er seine Schulden bezahlen wollte; er setzte seinen Gläubigern einen Tag fest, an welchem sie in seinem Hôtel erscheinen sollten.

An dem festgesetzten Tage erschienen die Mönche von Saint Denis, achthundert an der Zahl, und überbrachten ihre völlig geordneten Rechnungen. Aber sieben Tage waren seit dem Ereignisse in Saint-Germain vergangen, der Himmel war wieder klar und blau, und mit der letzten Wolke war auch der letzte Gewissensbiß des Herzogs verschwunden. Seine Kasse hatte sich dadurch wieder geschlossen. Die Gläubiger brachen in laute Klagen aus und erklärten, daß sie nicht ohne Bezahlung gehen würden, aber man antwortete ihnen: »Volksauflauf wäre verboten, und wenn sie sich nicht schnell entfernten, würden die Büttel sie schon auseinander zu treiben wissen.«

Dieselben Personen, welche dem Herzoge von Orleans Vorstellungen gemacht hatten, benutzten einen Zwischenraum, wo der König wieder bei Verstand war, um auch zu diesem zu reden. Man stellte ihm vor, wie das Gold der Privatleute ebenso, wie das des Staates unter den Händen des Herzogs und der Königin, wie in einem Abgrunde verschwände. Man sagte ihm, daß er hören möchte, und er vernahm das Geschrei des Volkes; man bat ihn, die Augen zu öffnen, und er sah, daß das allgemeine Elend sogar schon bis in seinen Palast vorgedrungen war. Sogleich unterrichtete er sich näher und erfuhr ganz unerhörte Dinge. Er ließ die Erzieherin seiner Kinder kommen, und sie gestand ihm, daß es den jungen Prinzen oft

an dem Nothwendigsten mangle, daß sie zuweilen sogar nicht wisse, woher die Speise und Kleidung nehmen solle. Er rief den Herzog von Aquitanien und das Kind klagte, daß es hungere. Der König stieß einen tiefen Seufzer aus und suchte nach Geld, es der Erzieherin zu geben. Er fand keines und händigte ihr einen goldenen Becher, aus dem er soeben getrunken hatte, ein, um ihn zu verkaufen.

Mit dem Strahle der Vernunft kehrte auch die Kraft auf einen Augenblick in den armen Wahnsinnigen zurück. Er befahl eine allgemeine Rathsversammlung, um die Mittel ausfindig zu machen, die Krankheit des Staates zu heilen. Ohne irgend Jemand etwas davon zu sagen, ließ er dem Herzoge von Burgund schreiben, ihn zu der Berathung einzuladen. Das war Alles, was dieser wünschte. Am folgenden Tage verließ er Arras und brach mit 800 Mann nach Paris auf.

Als er nach Louvre kam, empfing er Briefe, welche ihm verkündeten, daß der Herzog von Orleans und die Königin, als sie eine Annäherung vernommen, Paris verlassen hätten, um sich nach Melun zu begeben und von da nach Chartre, indem sie dem Herzoge Ludwig von Bayern den Auftrag hinterlassen, ihnen dahin den Dauphin, Herzog von Aquitanien, nachzubringen. Diese Nachricht war sehr dringend, aber der Herzog fühlte sich so ermüdet, daß er, um zu schlafen, einige Stunden Halt machte. Am nächsten Morgen brach er mit dem Tage auf, aber er kam schon zu spät, der Dauphin war abgereist.

Ohne aus dem Sattel zu steigen, oder Erfischung zu sich zu nehmen, setzte er sein Pferd in Galopp und befahl seinen Leuten, ihm zu folgen. So ritt er durch ganz Paris, schlug den Weg nach Fontainebleau ein und erreichte den Dauphin zwischen Villejuif und Corbeil. Diesen jungen Prinz begleitete sein Oheim, der Herzog Ludwig von Bayern, der Marquis von Pont, der Graf von Damertin, von Montaigu, Oberhofmeister des Königs und mehrere andere Herren; in dem Wagen saßen bei ihm seine Schwester Johanna und die Dame von Preaux, Gemahlin Monseigneurs von Bourbon. Der Herzog von Burgund näherte sich der Wagenthür, verneigte sich vor

dem Dauphin und bat ihn, nach Paris zurückzukehren, indem er ihm Dinge zu sagen hätte, die ihn sehr nahe angingen. Der Herzog Ludwig sah, daß der Herzog von Aquitanien wirklich mit Johann von Burgund umzukehren wünschte, und indem er heranritt, sagte er:

»Herr Herzog, laßt Monseigneur von Aquitanien, meinen Neffen, sich zu der Königin seiner Mutter und Monseigneur von Orleans, seinem Oheim, begeben, denn es geschieht mit der Zustimmung des Königs.«

Nach diesen Worten verbot Herzog Ludwig Jedermann umzukehren, und befahl dem Kutscher, weiter zu fahren. Dieser trieb seine Pferde an, aber der Herzog von Burgund selbst ergriff sie bei dem Gebiß, wendete ihre Köpfe nach Paris, zog sein Schwert und rief dem Kutscher zu:

»Bei Deinem Leben befehle ich Dir, fahr vorwärts, und zwar schnell!«

Der zitternde Kutscher setzte seine Pferde in Galopp, die Begleitung des Herzog umgab den Wagen, und während der Herzog von Aquitanien nach der Hauptstadt zurückkehrte, begleitet von seinem Oheim Ludwig von Bayern, der ihm nicht verlassen wollte, begaben sich der Herzog von Bar, der Graf von Damartin und der Marquis von Pont Corbeille, und erzählten dem Herzoge von Orleans und der Königin, was sich zugetragen.

Diese Handlung gab dem Herzoge von Burgund den Maßstab für das, was er wagen dürfe.

Sobald der Herzog und die Königin, welche eben Tafel gegangen waren, die Nachricht empfing standen sie sogleich auf, bestiegen einen Wagen und fuhren eiligst nach Melun.

Der Herzog von Burgund fand an den Thoren von Paris den König von Navarra, den Herzog von Berry, den Herzog von Bourbon, den Grafen von La-Marche, mehrere andere Herren und eine Menge von Bürgern, die ihm entgegengekommen waren, das Unternehmen laut lobten und sich freuten, den jungen Herzog, ihren Dauphin, wieder zu sehen. Der Herzog von Burgund, welcher mit seinen beiden Brüdern neben dem Kutschenschlage ritt, befahl nun, Schritt zu fahren, denn die Menge war zahllos. So erreichte man das Schloß

des Louvre, wo der Dauphin seine Wohnung erhielt. Der Herzog von Bourbon zog zu ihm, um den jungen Prinzen gut und sicher bewachen zu können.

Die Aufsicht ward dem Herzoge von Burgund umso leichter, da auf einen Befehl und den seiner Brüder von allen Seiten aus ihren Staaten Bewaffnete anlangten. Nach einigen Tagen sah er sich an der Spitze von 6000 Streitern, alle ihm ganz ergeben, und befehligt durch den Grafen von Cleve und den Bischof von Lüttich, den man Johann den Unbarmherzigen nannte.

Der Herzog von Orleans seinerseits hatte keine Zeit verloren; Boten waren in alle Herzogthümer und Grafschaften gesendet, mit dem Befehle an seine Hauptleute, so viel Mannschaft als möglich auszuheben und ihm eiligst zuzuführen. Schnell sah er den Sire von Harpedanne mit seinen Leuten vor Boulogne, den Herzog von Lothringen mit denen von Chartre und Dreux und endlich den Graf Alençon mit den Rittern und Mannschaften von Orleans eintreffen.

Alle diese Truppenbewegungen wurden sehr kostspielig für das arme Volk um Paris. Die Waffenleute beider Parteien durchstreiften die Brie und Isle-de-France, Alles plündernd und verwüstend.

Die Leute des Herzogs von Orleans nahmen als Banner den Knotenstock, den der Prinz bei dem beschriebenen Turnier zu einer Devise wählte, mit eben der Umschrift: Ich fordere heraus. Die Burgunder ihrerseits sammelten sich um das Messer des Herzogs Johann, und nahmen als Feldruf: Ich nehme es an.

Beide Theile fanden sich gegenüber, und obgleich die beiden Prinzen öffentlich sich den Krieg nicht erklärt hatten, sah doch jeder Vernünftige ein, daß ein einfacher Streit zwischen zwei Soldaten hinreichen würde, zwei Heere gegen einander zu führen, und den Bürgerkrieg in ganz Frankreich zu entzünden.

Dieser Zustand währte schon seit einiger Zeit fort, als der Herzog von Orleans beschloß, ihn durch einen entscheidenden Schritt zu beenden; er gab daher seinem Heere Befehl, gegen Paris vorzurücken. Der Herzog von Burgund war in seinem Hôtel d'Artois, als man ihm die Nachricht bracht, daß sein Feind mit seiner ganzen Macht vorrücke. Er ließ sich sogleich rüsten, schwang sich auf sein

Schlachtroß und eilte nach dem Hôtel d'Anjou, wo er den König von Sicilien, die Herzöge von Berry, von Bourbon und mehrere andere Fürsten und Herren aus dem Rathe des Königs fand. Er ließ in ihrer Gegenwart ein Actenstück aufnehmen, daß er es nicht sei, der die Feindseligkeiten beginne, setzte sich dann an die Spitze seiner Truppen, und stellte sie vor Montfaucon in Schlachtordnung.

Als die Bürger von Paris den Herzog und seine Soldaten so durch die Stadt sprengen sahen, wurden sie lebhaft ergriffen. Der Herzog von Orleans hatte durch seine Handlungen seiner Regierung ein solches Siegel des Geizes aufgedrückt, daß das Gerücht Glauben fand, er käme nach Paris, um es zu plündern. Im Nu stand die ganze Bürgerschaft von Paris auf und rückte gegen die Thore der Stadt vor; die Schüler erschienen bewaffnet; man riß mehrere Häuser der Vorstadt nieder und trug die Steine auf die Mitte der Straße, um Barrikaden zu errichten; kurz, alle Maßregeln wurden getroffen, den Herzog von Burgund zu unterstützen und den Herzog von Orleans zu bekämpfen.

In diesem Augenblicke ritten der König von Sicilien, die Herzöge von Bourbon und von Berry an den Arbeitern vorüber. Sie begaben sich zu dem Herzoge von Orleans, ihm die Stimmung in Paris gegen ihn mitzutheilen, und ihn zu bitten, jedes Blutvergießen zu vermeiden. Der Herzog erwiderte, daß nicht er, sondern sein Vetter Johann die Feindseligkeiten begonnen hätte, indem er den jungen Herzog von Aquitanien seiner Mutter gewaltsam entführte; übrigens sei er bereit, jedem vernünftigen Vorschlage Gehör zu geben, und zum Beweise wolle er den Marsch seiner Truppen hemmen. In der That cantonnierte er auch seine Leute in Corbeille und um die Brücke von Charenton ein, führte die Königin nach Vincennes und zog sich selbst in sein Schloß Beauté zurück.

Die Unterhandlungen wurden sogleich angeknüpft und währten acht Tage, nach deren Verlauf man sich zu verständigen begann. Die beiden Herzöge kamen überein, ihre Truppen zu entlassen und sich dem Urtheile des königlichen Rathes hinsichtlich ihrer Ansprüche zu unterwerfen. Beide Theile legten einen Eid auf das Evangelium ab, und die Entlassung der Truppen bestätigte den

Anfang seiner Vollstreckung.

Sobald Paris von den Waffenleuten der beiden Parteien befreit war, beschloß die Königin, dahin zurückzukehren. Dies Zeichen des Vertrauens, welches Madame Isabelle damit ihren Unterthanen gab, und wie sie in deren Mitte zurückkehrte, war für die Hauptstadt ein großes Fest. Die ganze Bevölkerung kam ihr freudeerfüllt entgegen. Die Königin fuhr in dem ersten Hängewagen, der erbaut worden war, ein Geschenk des Herzogs von Orleans. Die Damen folgten in Kutschen, die bei den versöhnten Herzöge zu Pferde, sich bei der Hand haltend, und Jeder trug die Devise seines Gegners. Nachdem Beide Madame Isabelle zu dem Hôtel des Königs gebracht hatten, begaben sich Beide nach Notre-Dame, communicirten mit derselben Hostie, in zwei Theile getheilt, und umarmten sich am Fuße des Altares. Zum größern Beweise des Vertrauens bat der Herzog von Burgund den Herzog von Orleans für diese Nacht um Gastfreundschaft. Der Herzog bot ihm die Hälfte seines eignen Bettes an, und Johann von Burgund schlug ein. Das Volk, stets betrogen durch den Schein, begleitete sie unter dem Rufe: Weihnacht! nach dem neuen Hôtel des Herzogs von Orleans, welches hinter St. Paul lag.

Diese beiden Männer, welche acht Tage zuvor unter feindlichen Bannern gegeneinander rückten, angethan mit ihrer Kriegsrüstung, traten Arm in Arm in das Hôtel, wie zwei Freunde, die sich nach langer Trennung wiedersehen.

Sie fanden daselbst die Herzoge von Berry und von Bourbon, ihre Oeime, welche ihren Augen und Ohren nicht trauen zu können meinten. Der Herzog von Burgund bestätigte ihnen aufs Neue die Aufrichtigkeit seiner Aussöhnung, und der Herzog von Orleans sagte, daß ihm nie ein Tag so schön geschienen hätte, als der, welcher jetzt zu Ende ginge.

Als die beiden Prinzen allein geblieben waren, gingen sie, mit einander plaudernd, auf und nieder. Man brachte ihnen gewürzten Wein, und sie tranken ihn, indem sie ihre Becher tauschten. Besonders der Herzog von Burgund war sehr zutraulich. Er lobte die Anordnung des Schlafzimmers, besichtigte aufmerksam die Tapeten

und die Thüren, und indem er auf einen kleinen Schlüssel deutete, der eine kleine Thür öffnete, fragte er lachend: ob es nicht der Eingang zu den Gemächern der Madame Valentine sei?

Der Herzog von Orleans trat schnell zwischen Johann von Burgund und die Thür, legte die Hand auf den Schlüssel und sagte:

»Nicht ganz, mein schöner Vetter; es ist ihr im Gegentheile streng verboten, hier einzutreten. Diese Thür führt zu meinem Oratorium, in welchem ich meine besondere Andacht verrichte.«

Dann zog er lachend und wie in Gedanken den Schlüssel aus dem Schlosse, spielte einige Zeit damit, scheinbar ohne zu wissen, was er in der Hand hielt, steckte ihn dann in eine der Taschen seines Ueberwurfs, und sagte mit dem natürlichsten Tone von der Welt:

»Wenn wir jetzt zu Bett gingen, mein Vetter?«

Johann von Burgund antwortete nur dadurch, daß er den goldnen Gürtel los machte, an dem sein Dolch und seine Geldtasche hingen, und diese Gegenstände auf einen Stuhl legte. Der Herzog von Orleans seinerseits begann ebenfalls sich zu entkleiden, und da er damit eher fertig war, als sein Vetter, legte er sich zuerst ins Bett und überließ den Rand, d.h. den Ehrenplatz, dem Herzoge von Burgund, der nicht zögerte, ihn einzunehmen.

Die beiden Prinzen plauderten noch einige Zeit miteinander von Dingen des Krieges und der Liebe, bis der Herzog Johann dem Bedürfniß des Schlafes nachzugeben schien. Der Herzog von Orleans hörte auf zu sprechen, warf noch einen wohlwollenden Blick auf seinen Vetter, der schnell eingeschlafen war, machte das Zeichen des Kreuzes, murmelte ein Gebet und schloß die Augen.

Nach einer Stunde öffnete der Herzog Johann die seinigen wieder und wendete leise den Kopf zu seinem Vetter. Er schlief, als wachten alle Engel des Himmels über ihn.

Als er sich überzeugt hatte, daß der Schlaf des Herzogs von Orleans wirklich sei, stützte der Herzog von Burgund sich auf den Ellenbogen und schob ein Bein, dann das andere zum Bett hinaus, schlich auf den Zehen zu dem Stuhle, auf den der Herzog von Orleans seine Kleider gelegt hatte, suchte in den Taschen nach, fand den kleinen Schlüssel, nahm die Lampe vom Tische, wohin der

Diener sie gestellt hatte, näherte sich mit zurückgehaltenem Athem der kleinen Thür, schob, vorsichtig jedes Geräusch vermeidend, den Schlüssel in das Schloß, öffnete und trat in das geheimnißvolle Kabinet.

Einen Augenblick darauf trat er todtenblaß wieder heraus, die Stirn in düstere Falten gezogen, blieb stehen, als überlegte er, was zu thun sei, streckte die Hand aus, als wolle er den Dolch ergreifen, den er auf den Stuhl gelegt hatte, änderte aber seinen Entschluß und setzte die Lampe auf den Tisch. Durch das Geräusch, welches er dabei machte, erwachte der Herzog von Orleans.

»Bedürft Ihr etwas, mein schöner Vetter?« fragte der Herzog von Burgund.

»Keineswegs, Monseigneur«, erwiderte dieser, »aber die Lampe hinderte mich am Schlafe und ich stand auf, sie zu verlöschen.«

Er stand auf, kehrte zum Bette zurück und legte sich wieder nieder.

VII.

Seit dieser Versöhnungsnacht waren einige Monate vergangen, als am Abend des 23. November 1407 zwei Reiter rue Barbette, dem Hause mit dem Bilde unserer lieben Frau gegenüber, anhielten. Sie blickten umher, um sich zu überzeugen, wo sie wären, und der Eine sagte dann zu dem Andern: hier ist es.

Sie stiegen von den Pferden, führten diese in den Schatten eines Vordaches, befestigten die Zügel an den Säulen desselben und gingen schweigend unter dem Dache auf und nieder. Einen Augenblick darauf kamen zwei andere Männer, schienen die Gegend ebenso zu prüfen, wie die Ersten, und stiegen dann vom Pferde. Als sie in dem Schatten die Stahlrüstungen funkeln sahen, traten sie zu denen, welche sie trugen. Noch waren nicht zehn Minuten verflossen, als man das Geräusch neuer Ankömmlinge hörte, und nach einer halben Stunde war der kleine Haufe bis auf achtzehn angewachsen.

Er war seit einer Viertelstunde ungefähr vollzählig, als man am Ende der Straße den Galopp eines einzelnen Pferdes hörte. In dem Augenblicke, als der Reiter vor dem Hause mit dem Mutter-Gottesbilde vorüber sprengte, rief eine Stimme unter dem Vorsprunge hervor:

»Seid Ihr es, Courteheuse?«

»Ich bin es«, erwiderte der Reiter, indem er sein Pferd kurz anhielt. »Wer ruft, Freund oder Feind?«

»Ein Freund«, entgegnete der Andere, der der Führer des Haufens zu sein schien, indem er zu Fuß aus dem Schatten hervortrat und sich dem Sire Thomas von Courte heute näherte.

»Nun, ist Alles bereit?«

»Ach, Du bist es, Raoullet d'Octonville?« erwiderte der Ritter.
»Gut! bist Du mit Deiner ganzen Mannschaft da?«

»Ja, und wir warten auf Euch seit einer guten halben Stunde.«

»Es fand Verzögerung in dem Befehle Statt, ich glaubte, daß im Augenblicke der Ausführung der Muth ihm gebrach.«

»Wie das? sollte er auf seine Absicht verzichten?«

»Keineswegs.«

»Das ist Recht, denn ich nähme sie sonst auf meine eigene Rechnung. Ich habe nicht vergessen, daß dieser Herzog, den Gott verdamme, mir während seiner Regierung den Posten nahm, den der König mir auf das Vorwort des verstorbenen Herzogs von Burgund übertragen hatte. Ich bin Normann, Sire Thomas, und besitze meinen Groll; er kann auf zwei gute Streiche zählen, das versichere ich Euch. Auf den ersten für das Versprechen, das ich den Herzog gab, auf den zweiten für den Eid, den ich mir selbst leistete.«

»Bleibe bei dieser guten Stimmung, mein braver Jäger, das Wild ist aufgespürt, und binnen einer Stunde führ' ich es Dir zu.«

»Vorwärts also«, sagte Raoullet, gab mit der flachen Hand der Croupe des Pferdes einen Schlag, daß es im Galopp davon sprengte, und trat unter das Vordach zurück.

Wir wollen den Ritter seinen Weg fortsetzen lassen und in das kleine Haus der Königin eintreten.

Es war ein hübsches Hôtel, das sie von dem Sire von Montaigne gekauft, und wohin sie sich zurückgezogen hatte, als der König, in einem Anfalle der Wuth ihr die Hand durchgeschnitten hatte. Seit diesem Augenblicke war sie nur zu feierlichen Angelegenheiten in das Hôtel St. Paul zurückgekehrt, wo selbst sie nur so lange blieb, als der Anstand es unbedingt forderte. Dies gab noch überdies ihrer Liebschaft mit dem Herzoge mehr Freiheit.

An dem Abend dieses Tages befand sich die Königin, wie gewöhnlich, in diesem Hôtel, hütete aber das Bett in Folge einer falschen Niederkunft mit einem todten Kinde. Der Herzog von Orleans saß neben ihrem Bette, und man hatte ihnen eine Abendmahlzeit aufgetragen, welche durch die Genesung der Kranken sehr angenehm gemacht wurde. Isabelle sah ihren Geliebten mit einem Blicke an, in dem die zurückkehrende Gesundheit die Liebe wieder funkeln zu lassen begann.

»Mein schöner Herzog«, sagte sie, »wenn ich wieder ganz gesund bin, müßt Ihr mir in Eurem Hôtel ein Abendessen geben, wie ich Euch jetzt in dem meinigen; dann werde ich von Euch eine Gunst erbitten.«

»Sagt, daß Ihr mir einen Befehl ertheilen wollt, meine edle Isabelle«, sagte der Herzog, »und daß ich ihn knieend vollziehe.«

»Das ist nicht gewiß, Orleans«, fuhr die Königin fort, indem sie ihn diesmal mit dem Ausdrücke des Zweifels ansah, »und ich fürchte, wenn Ihr den Gegenstand meiner Bitte kennet, werdet Ihr sie mir rund abschlagen.«

»Ihr könnt nichts von mir verlangen, was mir theurer sei, als das Leben, und Ihr wißt, daß mein Leben ganz Euch gehört.«

»Mir – und Frankreich. Jeder Franzose hat feinen Theil des Anspruches darauf, und viele Damen des Hofes verfehlen nicht, ihn geltend zu machen.«

Der Herzog von Orleans lächelte. – »Eifersucht?« sagte er.

»O nein, nur Neugier, und nichts weiter; da ich aber sehr neugierig bin, wünschte ich in ein gewisses Kabinett einzutreten, das an das Schlafgemach des Herrn Herzog von Orleans anstößt, und in welchem er, wie man sagt, die Bildnisse aller seiner Geliebten aufbewahren soll.«

»Und Ihr möchtet wissen?«

»Ob ich in guter Gesellschaft bin, weiter nichts.«

»Käme es so, meine Isabelle, so würdet Ihr Euch dort allein erblicken, wie Ihr dort allein auf meinem Herzen ruht.« Bei diesen Worten zog er aus dem Busen das Bild, welches die Königin ihm gegeben hatte.

»Ei, das ist ein Beweis, auf den ich nicht gefaßt war. Wie? Ihr besitzt dieses Bild noch?«

»Und es wird mich nur mit dem Tode verlassen.«

»Sprecht nicht von dem Tode, Monseigneur; ein sonderbarer Schauer rinnt mir dabei durch die Adern; es wird mir dunkel vor dem Blicke. – Wer ist da? Wer kömmt? Was will man?«

»Es ist Sire Thomas von Couteheuse, Kammerdiener des Königs,

welcher nach dem Herrn Herzoge fragt«, antwortete ein Page, der die Thür geöffnet hatte.

»Erlaubt Ihr, daß er eintreten darf, meine schöne Königin?« fragte der Herzog.

»Ja, gewiß, aber was will er? ich zittere.«

Messire Thomas trat ein.

»Monseigneur«, sagte er, indem er sich verneigte, »der König läßt Euch auffordern, unverzüglich bei ihm zu erscheinen, denn er muß Euch augenblicklich über Dinge sprechen, die für ihn und Euch sehr wichtig sind.«

»Sagt dem Könige, daß ich Euch folge, Messire«, antwortete der Herzog.

Thomas bestieg ein Pferd wieder, sprengte im Galopp davon, und wechselte, als er an dem Hause mit dem Mutter-Gottesbilde vorüber kam, mit den dort Versteckten einige Worte, wie wir gesehen haben.

Es entstand unter dem Vordache sogleich eine lebhafte Bewegung; Alle schwangen sich auf die die Pferde, und hielten sich bereit, dann trat wieder tiefes Schweigen ein.

Einige Minuten darauf ertönte eine sanfte Stimme von der **rue de temple** her, und sang ein kleines Lied Froissard's: einen Augenblick darauf konnte man den Sänger erblicken, denn zwei Fackelträger schritten ihm voran; vor diesen ritten zwei Knappen auf einem Pferde und hinter dem Sänger zwei Pagen und vier bewaffnete Diener. Der Sänger trug ein langes Gewand von schwarzem Damast, ritt ein Maulthier und spielte mit seinem Handschuh, den er in die Luft warf und mit einer Hand wieder auffing.

In geringer Entfernung des Vordaches wieherte das Pferd der beiden Knappen, und unter dem Vordache ein anderes, wie als Echo.

»Ist Jemand da?« fragten die Knappen, aber Niemand antwortete. Sie preßten hierauf ihr Pferd mit den Knieen, aber es widerstrebte; sie gaben ihm den Sporn, es that einen gewaltigen Satz und sprengte mit ihnen davon, als ginge es in das Feuer.

»Halte Dich gut, Simon«, rief der Sänger über das Abenteuer

lachend, und melde mich dem Könige, denn wenn Du sofort reitet, so kömmt Du eine Viertelstunde früher an, als ich.«

»Er ist es«, rief eine Stimme unter dem Vordache, und zwanzig Ritter sprengten aus der Dunkelheit hervor. Einer derselben ritt gerade auf den Herzog zu und schrie: »zum Tode! zum Tode!« und führte mit der Streitaxt einen Streich auf ihn, mit dem er ihm die Faust abschlug.

Der Herzog stieß einen lauten Schmerzensruf aus, und sagte: »was ist das? Was soll das heißen? Ich bin der Herzog von Orleans!«

»Das wollten wir eben wissen«, erwiderte der, welcher ihm den Streich versetzt hatte, holte zum zweiten Male aus und spaltete ihm die ganze rechte Seite des Kopfes von der Stirn bis zur Kinnlade. Der Herzog von Orleans stieß einen Seufzer aus, und sank herab auf die Straße.

Noch einmal erhob er sich auf die Knie, da aber fielen Alle über ihn her, und Jeder traf ihn mit einer andern Waffe, dieser mit dem Schwerte, jener mit der Streitaxt, ein Anderer mit einem Dolche. Ein deutscher Page, welcher den Herzog vertheidigen wollte, sank tödtlich verwundet auf ihn nieder, und die Streiche theilten sich nun zwischen das Kind und den Herrn. Der andere Page, von einem Schwerthiebe leicht verwundet, entfloh hilferufend in eine Werkstätte in der rue des rosiers. Die Frau eines Schuhmachers öffnete ihr Fenster, und als sie zwanzig Menschen sah, die auf zwei einhieben, schrie sie: »Mord!«

»Schweigt«, rief einer der Mörder, und als sie zu schreien fortfuhr, nahm er einen Pfeil und schoß nach ihr; er fuhr in den Fensterladen, den sie schnell zuzog.

Unter den Mördern war ein Mann, dessen Gesicht eine rothe Schweifkappe verbarg; dieser sah der Metzelei nur zu. Als der Herzog sich nicht mehr regte, nahm er eine Fackel, leuchtete ihm in das Gesicht und sagte: »Es ist gut, er ist todt!«

Mit diesen Worten warf er die Fackel auf einen Strohhaufen, der zufällig vor dem Hause mit dem Mutter-Gottesbilde lag; die Flamme faßte schnell, er schwang sich auf das Pferd, schrie Feuer, und

sprengte im Galopp davon, indem er den Weg einschlug, welcher nach den Gärten des Hôtel d'Artois führte. Seine Gefährten folgten ihm unter dem Rufe: Feuer! Feuer und warfen hinter sich Fußangeln, um nicht verfolgt zu werden.

Die beiden Knapen hatten endlich ihr Pferd besänftigt und wollten zu dem Orte zurückreiten, wo ihr Thier von einem solchen Schrecken ergriffen worden war, da kam ihnen das Maulthier des Herzogs von Orleans entgegen. Sie glaubten, es hätte seinen Herrn abgeworfen, nahmen es beim Zügel und führten es zu dem Hause mit dem Mutter-Gottesbilde zurück. Da erblickten sie bei dem Scheine des Feuers den Herzog am Boden liegen, neben ihm eine abgehauene Hand, und in der Gosse einen Theil seines Hirnes.

Unter lautem Klagegeschrei eilten sie nach dem Hôtel der Königin, das sie blaß, und sich die Haare raufend erreichten. Einen von ihnen führte man sogleich zu Madame Isabelle, welche ihn fragte, was es gäbe.

»Ein gräßliches Unglück!« erwiderte er. »Der Herzog von Orleans ist in der rue Barbette, dem Hôtel des Marschall von Rieux gegenüber, ermordet worden.«

Isabelle wurde todtenblaß, ergriff dann mit der einen Hand eine goldgefüllte Börse, die unter ihrem Kopfkissen lag, mit der andern den Arm des Mannes, und sagte: »Sie ist Dein, wenn Du willst.«

»Was muß ich thun?« fragte der Knappe.

»Zu Deinem Herrn eilen, ehe der Leichnam fortgeschafft wird, hörst Du?«

»Ja, und dann?«

»Dann reiß ihm von der Brust ein Bildniß von mir, und bring es mir!«

VIII.

Der Leser muß jetzt, wenn er uns folgen will, einen Zeitraum von zehn Jahren überspringen, welche zwischen der Ermordung des Herzogs von Orleans und der Epoche liegen, zu welcher wir unsere Chronik wieder aufnehmen. Zehn Jahre, die einen so wichtigen Theil bei dem Leben eines Menschen bilden, sind nur ein Schritt für den Lauf der Zeit. Wir hoffen daher, daß man uns diese Lücke verzeihen werde, die wir doch nicht durch ein größeres Werk auszufüllen gedenken.

Es war gegen Ende Mai 1417, als um sieben Uhr Morgens das Fallgatter des Thores Saint Antoine aufgezogen wurde, und aus der guten Stadt Paris einen kleinen Reiterhaufen heraus ließ, der sogleich die Straße nach Vincennes einschlug. An der Spitze ritten zwei Männer, und die Andern, welche mehr ihr Gefolge, als ihre Gesellschaft zu sein schienen, hielten sich hinter ihnen in geringer Entfernung, und richteten mit unzweideutigen Zeichen der Ehrfurcht die Bewegung ihrer Pferde nach den beiden vordern Reitern, die wir den Lesern schildern wollen.

Der, welcher rechts ritt, saß auf einem spanischen Maulthiere, welches die Schwäche seines Herrn zu kennen schien, so sanft und regelmäßig schritt es dahin. Der Reiter, welcher kaum neun und vierzig Jahr zählen mochte, schien in der That viel älter und leidend. Sein Vertrauen auf sein Maulthier war übrigens so groß, daß er von Zeit zu Zeit den Zügel ganz fallen ließ, um wie in einer krampfhaften Bewegung seinen Kopf zwischen beide Hände zu pressen. Obgleich die Morgenluft noch frisch war, und ein leichter Nebel sich auf die Erde herabsenkte, hing doch seine Schweifkappe an der rechten Seite eines Sattels, und nichts schützte seine Stirn gegen den Thau, den man in hellen Tropfen an den wenigen weißen Locken zittern sah, die an seinem magern, bleichen und melancholischen Gesichte herabhingen.

Die Frische des Thaues schien ihn nicht zu belästigen, sondern im

Gegentheil seinen kahlen Schädel zu erquicken, und leicht konnte man sehen, daß die eisigen Tropfen ihm einige Erleichterung der Schmerzen gewährten, die ihn von Zeit zu Zeit nöthigten, die Bewegung zu erneuern, die wir beschrieben und die ihm sehr gewöhnlich war. Seine Kleidung unterschied ihn durch nichts von den älteren Herren jener Zeit. Er trug eine Art Robe von schwarzem Sammt, vorn offen und mit weißem, schwarz gemuschem Pelzwerk besetzt; die weiten, geschlitzten und herabhängenden Aermel ließen enganliegende von Goldbrocat sehen, deren Reichthum und Eleganz, aber durch die langen Dienste, welche sie ihrem Eigenthümer geleistet zu haben schienen, bedeutend verringert wurden. Frei von dem Zwange der Bügel hingen, bekleidet mit weiten, faltigen Schnabeltiefeln, die Füße des Reiters herab, die durch ihr beständiges Baumeln das ruhige Thier, dem er sich so ganz anvertraute, wohl unruhig hätten machen können, wäre man nicht so vorsichtig gewesen, von den Stiefeln die spitzigen, goldenen Sporen abzunehmen, die damals noch die Auszeichnung der Herren und Ritter waren. Unsere Leser werden daher Mühe haben, nach dieser Beschreibung, die so verschieden von der ist, welche wir von derselben Person in unserm ersten Bande gaben, den König Carl VI. zu erkennen, der sich zu einem Besuche bei der Königin Isabelle nach Vincennes begiebt. Doch erwähnten wir ja bereits, daß zehn Jahre so viel bedeutend für das Leben eines Menschen sind, und während dieser zehn Jahre war in dem Königreiche Frankreich Alles auf das Schlimmste gegangen.

Links neben, und fast in gleicher Linie mit ihm, das Feuer seines Schlachtrosses nur mühsam zügelnd, ritt ein Ritter von riesenhaftem Wuche, ganz mit Eisen bedeckt, als ginge es zum Kampfe; seine Rüstung war mehr stark als elegant, durch die Schmiegsamkeit aber, mit welcher sie allen seinen Bewegungen folgte, bezeugte sie die Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit des mailändischen Waffenschmiedes, der sie gemacht hatte. An dem Sattelknopfe hing rechts eine gewichtige, gezähnte Streitaxt; sie schien reich mit Gold ausgelegt zu sein, hatte jedoch in der häufigen Berührung mit feindlichen Helmen verloren, ohne dabei von ihrer Zuverlässigkeit

etwas einzubüßen. Auf der andern Seite hing als Gegenstück eine in jeder Hinsicht nicht minder Ehrfurcht gebietende Waffe. Es war ein Schwert, unten breit, und spitz, wie ein Dolch zugehend, und das die Lilien an der Scheide als das Schwert des Connetable bezeichneten. Hätte es sein Herr jetzt aus der reichen Scheide gezogen, in der es friedlich schlummerte, so würde auch der Stahl der breiten Klinge durch seine Einschnitte einen Beweis für die damit geführten Streiche gegeben haben; für den Augenblick jedoch schienen diese beiden Waffen mehr, eine Vorsichtsmaßregel, als eine Nothwendigkeit. Sie waren da wie treue Diener, denen man weder bei Tag, noch bei der Nacht erlaubt, sich zu entfernen, um im Augenblicke der Gefahr nur die Hand danach ausstrecken zu dürfen.

Doch wie gesagt, es schien keine Gefahr nahe, und wenn das Gesicht des Ritters, den wir beschrieben, finster war, so erkannte man, daß mehr ein beständiger Gedanke ihm diesen Ausdruck verliehen hatte, als eine augenblickliche Besorgniß. Der Schatten seines Visires, der sich auf eine schwarzen Augen senkte, trug vielleicht auch dazu bei, das Harte seines Ausdruckes zu vermehren. Die scharf ausgeprägte Adlernase, die durch die Mailänder Kriege gebräunte Gesichtsfarbe und eine Narbe, die sich von den buschigen Augenbrauen bis zu dem krausen Barte über die ganze Länge des Gesichtes zog, waren Alles, was man von dem Gesichte sah, und bei dem ersten Anblicke desselben, konnte man glauben, daß der Geist, den diese Eisenhülle umschloß, ebenso unerschütterlich sei, als diese selbst.

Wenn das Bild, das wir entwarfen, für unsere Leser nicht hinreichen sollte, Bernhard VII. zu erkennen, Grafen von Armagnac, Rouerge und Fezenzac, Connetable des Königreichs Frankreich, General-Gouverneur von Paris, Befehlshaber sämmtlicher festen Plätze des Reiches, so dürfen sie nur die Augen auf das Gefolge werfen, und sie werden einen Knappen mit grünem Wamms und weißem Kreuze erblicken, der das Schild seines Gebieters trägt, auf dem man die vier Löwen von Armagnac und darüber eine Grafenkrone sah. Dies wird ihre Zweifel heben, vorausgesetzt, daß sie erfahren in der Wissenschaft der Heraldik sind, die damals so

allgemein verbreitet war und jetzt fast ganz vergessen wird.

Von dem Thore der Bastille ritten die beiden Reiter schweigend bis zu dem Orte, wo der Weg sich theilte, und der eine Arm nach dem Kloster von Saint Antoine und der andere nach Croix Faubin führte. Das Maulthier des Königs, welches, wie erwähnt, sich selbst überlassen war, blieb hier stehen, Es war daran gewöhnt, bald nach Vincennes zu gehen, wohin der König sich an diesem Tage begab, bald nach dem Kloster Saint Antoine, wo er seine Andacht verrichtete; es wartete, daß ein Zeichen seines Reiters ihm sagen sollte, welcher Weg jetzt einzuschlagen sei; aber der König hatte wieder einen jener Augenblicke des Stumpfsinnes, der ihm nicht erlaubte zu erkennen, was sein Thier wollte; er blieb daher regungslos an der Stelle halten, wo das Maulthier stehen geblieben war; nichts verrieth, daß er wisse, aus dem Zustande der Bewegung in den der Regungslosigkeit übergegangen zu sein. Der Graf Bernhard versuchte den König dadurch zu sich selbst zurückzurufen, daß er ihn anredete, aber es war vergeblich. Er trieb nun ein Pferd vor das Maulthier und hoffte, daß dieses ihm folgen würde, aber es schüttelte die Schellen, die an einem Halse hingen und blieb stehen. Der Graf Bernhard wurde über dieses Zögern ungeduldig, sprang vom Pferde, warf den Zügel einem Knappen zu und näherte sich dem Könige, denn so groß war noch die Achtung vor dem Königthume, daß selbst der Mächtigste nur zu Fuß sich ihm nähern durfte. Er ergriff den Zügel des Maulthieres, den armen wahnsinnigen Carl weiter zu schaffen, aber die gute Absicht wurde nicht mit Erfolg gekrönt, denn kaum sah der König den Zügel seines Maulthieres von einem Manne ergreifen, als er einen gellenden Schrei ausstieß, an der Stelle, wo ein Schwert und ein Dolch hätten hängen sollen, eine Waffe suchte, und als er diese nicht fand, schrie er mit rauher abschreckender Stimme:

»Zu mir! – Zu mir, mein Bruder von Orleans! – Zu mir: – Das Gespenst!«

»Mein Herr und König«, sagte Bernhard von Armagnac, indem er seine rauhe Stimme so viel als möglich mäßigte, »wollten Gott und der heilige Jacob, daß Euer Bruder von Orleans noch lebte, nicht,

um Euch zu Hilfe zu kommen, denn ich bin kein Gespenst und Ihr lauft keine Gefahr, sondern um uns mit einem guten Schwert und seinem guten Rathe gegen die Engländer und Burgunder beizustehen.«

»Mein Bruder, mein Bruder«, sagte der König, dessen Furcht jedoch schon nachzulassen schien, dessen starrer Blick und sich sträubendes Haar aber verriethen, daß die Aufregung seiner Nerven noch lange nicht beruhigt sei, »mein Bruder Ludwig!«

»Erinnert Ihr Euch denn nicht mehr, Monseigneur, daß es bald zehn Jahr her sind, seit Euer vielgeliebter Bruder in der rue Barbette verrätherischer Weise durch den Herzog Johann von Burgund ermordet wurde, der jetzt als treuloser Unterthan gegen seinen König heranzieht. Wißt Ihr denn nicht, daß ich Euer treuer Vertheidiger bin, wie ich dies zu seiner Zeit und an seinem Orte mit der Hilfe des heiligen Bernhards und meinem Schwerte beweisen werde.«

Der umherschweifende Blick des Königs heftete sich zuletzt auf Bernhard, aber als habe er von alle dem nur Eines verstanden, entgegnete er:

»Ihr sagtet also, mein Vetter, daß die Engländer auf unsern Küsten von Frankreich gelandet wären?«

Dabei setzte er sein Maulthier in Bewegung, indem er den Weg nach Vincennes einschlug.

»Ja, Sire«, erwiderte Bernhard, indem auch er sich wieder in den Sattel schwang und neben dem Könige seinen frühern Platz einnahm.

»Wo?«

»Zu Touques in der Normandie. Und ich fügte hinzu, daß der Herzog von Burgund sich der Städte Abbeville, Amiens, Montdidier und Beauvais bemächtigt habe.«

Der König stieß einen Seufzer aus. – »Ich bin sehr unglücklich, mein Vetter«, sagte er, indem er seinen Kopf zwischen die Hände preßte.

Bernhard ließ ihm einen Augenblick Zeit zum Nachdenken, indem

er glaubte, daß seine geistigen Eigenschaften zurückkehren und ihm erlauben würden, mit einigem Zusammenhange ein Gespräch fortzusetzen, welches für das Heil der Monarchie so wichtig war.

»Ja, sehr unglücklich«, wiederholte der König noch einmal, indem er die Hände am Leibe herab und den Kopf auf die Brust sinken ließ. – »Und was denkt Ihr zu thun, mein Vetter, um diese bei den Feinde zurückzutreiben? Ich sage, Ihr – denn ich – ich bin zu schwach, um Euch zu helfen.«

»Sire, ich habe schon meine Maßregeln getroffen und Ihr billigtet sie. Der Dauphin Carl wurde durch Euch zum General-Statthalter des Königreiches ernannt.«

»Es ist wahr – aber ich machte Euch schon darauf aufmerksam, mein Vetter, daß er noch sehr jung ist; kaum fünfzehn Jahr. – Weshalb habt Ihr mir dazu nicht lieber seinen ältern Bruder Johann in Vorschlag gebracht.«

Der Connetable sah den König staunend an, ein Seufzer hob seine breite Brust, er schüttelte traurig den Kopf, und der König wiederholte seine Frage.

»Sire«, sagte der Connetable, »ist es möglich, daß die menschlichen Leiden so groß werden können, dem Vater den Tod seines Sohnes vergessen zu machen?«

Der König bebte, preßte wieder den Kopf in seine Hände, und da er diese vom Gesichte nahm, sah der Connetable zwei große Thränen ihm über die Wangen rinnen.

»Ja ja – ich erinnere mich«, sagte er, »er starb in unserer Stadt Compiegne.« – Dann fügte er leiser hinzu: »Und Isabelle sagte mir, daß er vergiftet sei. – Aber still – das darf man nicht wiederholen. – Mein Vetter, glaubt Ihr, daß es wirklich wahr ist?«

»Die Feinde des Herzogs von Anjou haben diesen des Verbrechens angeklagt, Sire, und die Anklage darauf gestützt, daß dieser Tod den Dauphin Carl, seinem Schwiegersohne, dem Throne näherte. Aber der König von Sicilien war eines solchen Verbrechens unfähig, und hat er es wirklich begangen, so duldet Gott nicht, daß er die Früchte davon erndte, denn er selbst starb zu Angres, sechs Monat nach dem, als dessen Mörder an ihn bezeichnet.«

»Ja – todt – todt! – Das antwortet mir das Echo, so oft ich nach meinen Söhnen, meinen Verwandten frage. Der Wind, der um die Throne weht, ist tödtlich, mein Vetter, und von der ganzen reichen Prinzenfamilie bleibt nur noch der junge Schößling und der alte Stamm. Also mein vielgeliebter Carl –«

»Theilt mit mir den Oberbefehl über die Truppen, und wenn wir nur Geld hätten, neue auszuheben –«

»Geld! mein Vetter, haben wir nicht noch die Gelder, die zu den Bedürfnissen des Staates auf bewahrt wurden?«

»Sie sind geraubt, Sire.«

»Und durch wen?«

»Die Achtung hält die Anklage auf meinen Lippen zurück.«

»Mein Vetter, Niemand als Wir hatten das Recht, über diese Gelder zu verfügen, und Niemand konnte sie sich zueignen, ohne mit einer guten Anweisung von Unsrer königlichen Hand, mit unserm beingedruckten Siegel versehen zu sein.«

»Sire, die Person, welche die Gelder nahm, hat sich in der That des königlichen Siegels bedient, obgleich die Eure Unterschrift für unnöthig hielt.«

»Ja ja, man betrachtet mich schon als todt. Der Engländer und der Burgunder theilen sich in mein Reich, meine Gemahlin und mein Sohn in meine Güter. Eines von diesen Beiden, mein Vetter, hat den Raub begangen, nicht wahr? Denn es ist ein Raub gegen den Staat, weil der Staat dieses Geld bedurfte.«

»Sire, der Dauphin Carl ist zu ehrerbietig, um nicht in jeder Hinsicht die Befehle seines Herrn und Vaters abzuwarten.«

»Also, Graf, ist es die Königin?« – Er seufzte tief. – »Gut also, die Königin! Wir werden sie sehen, und ich fordere das Geld zurück; sie wird begreifen, daß sie es mir wiedergeben muß.«

»Sire, es wurde zum Ankauf von Meubles und Schmuck verwendet.«

»Was ist denn zu thun, mein theurer Bernhard? Wir müssen eine neue Auflage ausschreiben.«

»Das Volk ist bereits erschöpft.«

»Bleiben uns, denn nicht noch Diamanten?«

»Nur die Eurer Krone Sire, Ihr seid sehr schwach gegen die Königin, sie stürzt das Reich in das Verderben, und vor Gott müßt Ihr dafür Rechenschaft ablegen. Seht, ob das öffentliche Elend ihren Luxus gemildert hat, im Gegentheile scheint es, als ob er mit der allgemeinen Armuth nur wachse; die Damen und Fräulein ihres Hofstaates führen ihr gewöhnliches Leben, machen gewaltige Ausgaben und tragen so reiche Gewänder, daß sie alle Welt in Erstaunen setzen. Die jungen Herren, welche sie umringen, verschwenden in Stickereien ihrer Wämmser einen Jahressold der Truppen. Unter dem Vorwande der Gefahren, denen sie durch die Unruhen des Krieges ausgesetzt ist, forderte sie eine Leibgarde, die dem Staate unnütz ist und die er doch bezahlt. Die Sire's von Graville und von Giac, welche diese Garde commandieren, erhalten von ihr fortwährend Geld und Schmuck. Das ist eine Verschwendung, Sire, über welche die Rechtschaffnen murren.«

»Connetable«, sagte der König mit dem Tone eines Mannes, der fühlt, daß der Augenblick schlecht gewählt ist, eine Nachricht zu verkünden, der aber genöthigt ist, nicht länger damit zu zögern; – »Connetable, ich habe gestern versprochen, den Ritter von Bourdon zum Schloßhauptmann von Vincennes zu ernennen. Ihr werdet mir seine Ernennung zur Unterschrift vorlegen.«

»Das thatet Ihr, Sire?« rief der Connetable mit funkelnden Augen.

Der König flüsterte ein kaum hörbares Ja, wie ein Kind, welches Unrecht that und fürchtet, aus gezankt zu werden. Sie waren in diesem Augenblicke auf die Höhe von Croix-Foubin gelangt und sahen hier in noch ziemlich bedeutender Entfernung einen jungen Ritter auf sich zukommen, der mit der ganzen Stutzerhaftigkeit jener Zeit gekleidet war. Seine blaue Schweifkappe (Blau war die Farbe der Königin) hing über die linke Schulter herab, bildete so eine Schärpe, deren Ende in der rechten Hand ruhte und dieser zum Spielwerk diente. An seiner Seite hing statt einer Waffe ein Degen in gebrämter Stahlscheide, so leicht, daß er mehr ein Schmuck, als ein Vertheidigungswerkzeug schien; er trug ein kurzes fliegendes Wamms von rohem Sammt und darunter einen enganliegenden

goldfunkelnden Anzug von blauem Sammt, um seine Taille schlang sich eine goldene Schnur; ein enganliegendes Beinkleid von Ochsenblutfarbe, Schuhe von schwarzem Sammt mit krummen zurückgebogenen Schnabel, daß sie nur mühsam in den Bügel konnten, vollendeten den Anzug, den die reichsten und elegantesten Ritter des Hofes sich zum Muster hätten nehmen können.

Man füge nun noch blondgelockte Haare, ein heiteres, sorgloses Gesicht, wahre Weiberhände hinzu, und man hat ein treues Bild des Ritters von Bourdon, des Günstlings, und wie Einige sagten, des Liebhabers der Königin.

Der Connetable erkannte ihn, sobald er ihn erblickte. Er haßte Isabelle, welche seinen Einfluß bei dem Könige bekämpfte; er wußte, daß Carl eifersüchtig sei und beschloß, die eben sich bietende Gelegenheit zu benutzen, einen großen politischen Plan auszuführen: die Verbannung der Königin. Aber keine Veränderung seines Zuges verrieth, daß er den Ritter, der sich nahte, erkannt hatte.

»Ich wünsche«, fügte der König hinzu, »daß Ihr dem jungen Manne zu wissen thut, ich hätte seine Ernennung bestätigt. Nicht wahr, mein Vetter?«

»Wahrscheinlich kennt er sie schon, Sire.«

»Wer sollte es ihm gesagt haben?«

»Die, welche Euch so dringend darum bat.«

»Die Königin?«

»Sie setzt so viel Vertrauen in die Tapferkeit dieses Ritters, daß sie, um ihm die Obhut des Schlosses anzuvertrauen, nicht so viel Geduld hatte, auf seine Ernennung zum Schloßhauptmann zu warten.«

»Wie das?«

»Seht vor Euch, Sire!«

»Der Ritter von Bourdon!«

Der König erleichte – ein bitterer Argwohn erfaßte sein Herz.

»Er wird die Nacht im Schlosse zugebracht haben; unmöglich kann er schon so früh von Paris aufgebrochen sein, und jetzt schon

wieder von Vincennes zurückkehren.«

»Ihr habt Recht, Graf! Was sagt man an meinem Hof von diesem jungen Menschen?«

»Daß er bei den Damen gern gelitten ist, und daß ihm Alles gelingt. Man behauptet, daß auch nicht *Eine* ihm zu widerstehen vermochte.«

»Man nimmt *Keine* aus, Graf?«

Der König erbleichte aufs Neue und der Graf streckte die Hand aus, denn er glaubte, daß er vom Pferde fallen würde. Der König stieß ihn sanft zurück und sagte mit dumpfer Stimme:

»Sollte sie deshalb die Obhut des Schlosses ihm anzuvertrauen gewünscht haben? – Der Freche! – Bernhard, Bernhard, trägt er nicht eine blaue Schärpe?«

»Es ist die Farbe der Königin.«

In diesem Augenblicke war der Ritter von Bourdon so nahe bei ihnen, daß man die Worte es Liedes hören konnte, welches er sang; es war in Ringellied des Alain Chartier an die Königin. Der Anblick des Königs und des Grafen schien ihm kein hinreichender Grund, die singende Beschäftigung zu unterbrechen, denn er begnügte sich damit, anmuthig sein Pferd aus dem Wege zu lenken, und als er nahe beim Könige war, grüßte er ihn leicht und mit einem Kopfnicken.

Der Zorn gab einen Augenblick dem Greise die ganze Kraft des jungen Mannes wieder; er hielt sein Maulthier kurz an und rief mit kräftiger Stimme:

»Auf die Erde! nieder auf die Erde, Kind! so grüßt man nicht, wenn das Königthum vorüberreitet. Den Fuß auf die Erde und gegrüßt!«

Statt diesem Befehle zu gehorchen, drückte der Ritter von Bourdon seinem Pferde beide Sporen ein und war im Nu zwanzig Schritte von dem Könige entfernt. Dann ritt er wieder Schritt und fuhr in dem Gesange eben da fort, wo die barsch Anrede Carls ihn unterbrochen hatte.

Der König sagte dem Grafen Bernhard einige Worte; dieser wendete sich zu dem kleinen Haufen seiner Begleiter und rief dem

Oberrichter von Paris, welcher zwei vollkommen gerüstete Gerichtsdiener bei sich hatte, zu:

»Tanneguy, laß den jungen Mann verhaften, der König will es.«

Tanneguy gab ein Zeichen, und die beiden Gerichtsdiener sprengten dem Ritter von Bourdon nach.

Diese feindlichen Vorbereitungen waren dem Ritter nicht entgangen, obgleich er sich nicht weiter darum zu bekümmern schien, als daß er von Zeit zu Zeit den Kopf zurückwendete.

Als er jedoch die beiden Wachen des Oberrichters auf sich zusprengen sah, deren Absicht ihm nicht zweifelhaft sein konnte, hielt er sein Pferd an und bot ihnen die Stirn. Sie waren nur noch zehn Schritt von ihm entfernt.

»Holla, Ihr Meister«, rief er ihnen zu, »keinen Schritt weiter, wenn es mir gilt, Ihr müßtet denn heute Morgen Eure Seele Gott empfohlen haben.«

Ohne zu antworten, kamen Beide näher.

»Ei ei, Ihr Herren von der Oberrichterschaft«, fuhr der Ritter Bourdon fort, »es scheint, als liebe der König die Turniere auf offener Landstraße.«

Die beiden Diener waren ihm jetzt so nahe gekommen, daß sie schon die Hand ausstreckten, ihn zu ergreifen.

»Ganz schön, Ihr Herren«, sagte er, indem er seinem Pferd einen Satz rückwärts thun ließ, »ganz schön! – Erlaubt nur, daß ich ein wenig Raum gewinne, und ich bin zu Euren Diensten.«

Bei diesen Worten setzte er sein Pferd in einen so scharfen Galopp, daß man einen Augenblick glauben konnte, er wolle ihm das Heil seines Lebens anvertrauen. Sie begriffen, daß jede Verfolgung vergeblich sein würde, blieben verduzt an ihrer Stelle halten, sahen ihm nach, und dachten nicht einmal daran, ihm Halt zuzuschreien. Ihr Staunen verdoppelte sich aber, als sie ihn nach einigen Sekunden sein Pferd herumwerfen und wieder auf sich zukommen sahen.

Ein Augenblick hatte dem Ritter von Bourdon genügt, seine Vorbereitungen zum Kampfe zu treffen; sie waren eben so einfach

als kurz, und als er umkehrte, war die fliegende Schärpe, die, wie erwähnt, von seiner Schweifkappe herabhing, um seinen linken Arm gewickelt, gleichsam eine Art von Schild zu bilden. In der rechten Hand hielt er sein kleines Schwert, auf dem man die vergoldeten Einschnitte bemerkte, die dazu bestimmt waren, das Blut ablaufen zu lassen. Der Zügel seines Pferdes war an dem Sattelknopfe befestigt, und das Thier gehorchte wie ein vernünftiges Wesen dem Drucke seiner Schenkel. So blieben des Reiters beide Arme frei, und es schien ganz, als werde er dieser Freiheit bald bedürfen.

Die Wachen zögerten einen Augenblick, den Kampf anzunehmen. Man hatte ihnen befohlen, den Chevalier von Bourdon zu verhaften, nicht, ihn zu tödten; nach den Vorbereitungen aber, die er traf, schien er nicht lebend in ihre Hände fallen zu wollen. Er sah ihre Unentschlossenheit, und seine Verwegenheit steigerte sich dadurch nur noch.

»Nun, Ihr Herren«, rief er ihnen zu, »drauf, drauf, die Klinge in die Faust, und mit der Hilfe Gottes und des heiligen Herrn Michael werden wir bald rothes, warmes Blut auf dem Boden sehen.«

Die beiden Wachen zogen ihre Schwerter, sprengten auf den Ritter zu und ließen zwischen sich einen kleinen Raum, ihn Jeder von einer andern Seite anzugreifen. Mit einem schnellen Blicke sah Bourdon, daß er zwischen seinen beiden Feinden hindurch könne; er drückte seinem Pferde beide Sporen ein, und es jagte mit der Schnelle des Blitzes vorwärts. Als er kaum noch zwei Schritt vor sich die Spitzen der beiden feindlichen Schwerter funkeln sah, ließ er sich schnell an dem Hals seines Pferdes hinabgleiten, wie Jemand, der etwas von dem Boden auf rafften will, ohne den Bügel zu verlassen, so daß sein Körper fast eine ganz horizontale Linie bildete. Mit der rechten Hand hielt er sich an der Mähne seines Pferdes, mit der linken faßte er das Bein seines einen Widersachers, hob ihn vom Sattel und warf ihn auf der andern Seite auf die Erde. Die Schwerter der beiden Wachen trafen nur die Luft.

Als der, welcher einen solchen Beweis der Gewandtheit gegeben hatte, sich umwendete, sah er, daß der Prevotalwächter mit dem Sporn im Bügel hängen geblieben war, und daß sein Pferd,

erschreckt durch den Lärmen, den das Aufschlagen seiner Rüstung auf das Pflaster machte, ihn mit immer steigender Schnelligkeit davon trug; das Geschrei des Unglücklichen diente nur dazu, das Pferd noch mehr in Furcht zu setzen. Alle Zuschauer dieses Kampfes folgten ihm mit den Augen, das Herz zusammengepreßt, den Athem angehalten, bebend bei jedem neuen Stoße, der den Klang des Eisens bis zu ihnen zurücktrug, und die Arme ausstreckend, als könnten sie den unglücklichen erreichen. Das Pferd sprengte immer weiter, immer schneller davon, hinter ihm stiegen Staubwolken auf, und bei jedem Kiesel sprühten Funken. Von Strecke zu Strecke rissen einzelne Theile der Rüstung ab, wie man an den darauf sich brechenden Strahlen der Sonne erkannte. Bald wurde dies entsetzliche Gerassel minder hörbar, entweder wegen der Entfernung, oder weil nur noch Fleisch und Knochen auf dem Pflaster dahin geschleppt wurden. Hinter dem Hügel endlich, dessen wir bereits erwähnten, verschwanden, Roß und Reiter wie eine Vision.

Alle, die dies Schauspiel mit angesehen hatten, athmeten leichter auf, und die Stimme Bernhards von Armagnac rief: Tanneguy Duchâtel, verhafte diesen Menschen, der König will es.

Als der zweite Prevotalwächter diesen neuen Befehl vernahm, sprengte er mit einer Wuth auf den Ritter ein, die der abscheuliche Tod seines Gefährten noch verdoppelte. Bourdon seinerseits schien ganz versunken in das Schauspiel, das wir beschrieben; seine Augen starrten auf den Fleck, wo das Pferd mit seinen Reiter verschwand, und sichtlich hatte er anfangs nicht an eine solche Ernsthaftigkeit des Kampfes gedacht. Er kam erst da wieder zu sich selbst zurück, als er über seinem Haupte eine Art von Blitz zucken sah; es war das Schwert, das sein zweiter Feind mit beiden Händen gefaßt hatte, und das er in der Luft schwang, ehe er es niederfallen lassen wollte; zwischen diesem Schwerte und seiner Stirn war nur ein Raum von höchstens zwei Fuß und kaum eine Sekunde zwischen dem Streiche und dem Tode. Ein Satz eines Pferdes brachte den Ritter an die Seite seines Feindes, welcher in den Bügeln aufgerichtet, die Hände hinter dem Kopfe, eben den Streich

führen wollte. Mit dem linken Arme faßte er ihn und drückte mit einer Kraft, deren man ihn nicht fähig gehalten hätte, die Arme und den Kopf des Wächters unter seine Schulter; so warf er ihn im ersten Anlaufe rückwärts auf die Croupe seines Pferdes und suchte an dem eisengerüsteten Menschen einen Durchgang für den Tod. Die Stellung, in der er seinen Feind hielt, hob die Halsberge des Helms empor, doch in die enge Spalte konnte nur ein so seines, spitziges Schwert, als das des Ritters, eindringen. Er stieß sie zwei Mal hinein, zog sie zwei Mal blutend zurück, und als die linke Hand die Arme und den Kopf seines Gegners los lies, verrieth ein dumpfer Seufzer in dem geschlossenen Helme des Kriegers, daß sein Leben entflohen sei.

Bourdon war auf der Mitte des Weges halten geblieben. Er hatte den Kopf eines Pferdes der Gruppe des Königs zugewendet, und gereizt durch seinen Triumph neckte er sie und forderte sie heraus. Duchâtel zögerte, seiner Mannschaft den Verhaftsbefehl zu erneuern, und überlegte, ob es nicht besser sei, daß er selbst ihn vollziehe, als der Graf von Armagnac, ungeduldig über die Zögerung, ein Zeichen gab. Der kleine Haufe trennte sich, ihn durch zu lassen; der Riese ritt langsam gegen den Ritter vor, hielt zehn Schritt vor ihm an und sagte mit einer Stimme, in der man nicht die geringste Spur der Aufregung entdecken konnte:

»Ritter von Bourdon, im Namen des Königs, Euer Schwert. Wenn Ihr Euch weigert, es zwei gemeinen Kriegern zu übergeben, so wird es Euch vielleicht weniger demüthigend erscheinen, es einem Connetable von Frankreich einzuhändigen.«

»Ich übergebe es nur dem«, erwiderte Bourdon hochmüthig, »der es mir zu nehmen wagt.«

»Unsinniger!« murmelte Bernhard.

In demselben Augenblicke und mit einer Bewegung, schnell wie der Gedanke, machte er von dem Knopfe seines Sattels die schwere Streitaxt los, von der wir sprachen; die gewaltige Waffe fuhr wie eine Schleuder um seinen Kopf, entglitt dann seiner Hand mit dem Sausen und der Schnelligkeit eines Steines, den eine Kriegsmaschine schleudert und schmiegte sich wie eine Gerte um

die Stirn des Pferdes. Das Thier, auf den Tod getroffen, hob sich blutend auf die Hinterfüße, schwebte einen Augenblick in der Luft, dann schlugen Roß und Reiter über und blieben auf dem Pflaster liegen.

»Hebt den Knaben auf«, sagte Bernhard und kehrte ruhig an seinen Platz neben dem Könige zurück.

»Ist er todt?« fragte dieser.

»Nein, Sire, ich glaube nur ohnmächtig.«

Tanneguy bestätigte, was der Connetable glaubte. Er übergab diesem die bei Bourdon gefundenen Papiere. Darunter war auch ein Brief, dessen Adresse die Hand Isabellens von Bayern geschrieben hatte. Der König erfaßte ihn krampfhaft. Die beiden Herren entfernten sich sogleich aus Bescheidenheit, folgten aber mit den Augen dem steigenden Zorn Carl VI. Mehrere Male, während er las, trocknete er sich den Schweiß, der von der Stirne rann; dann, als er geendet hatte, zerriß er den Brief, warf die tausend Stücke in den Wind und sagte mit so dumpfer Stimme, daß sie aus dem Grabe zu tönen schien:

»Der Ritter in das Gefängniß des großen Chatelet, die Königin nach Tours, und ich – nach der Abtei von Saint Antoine. Ich fühle nicht die Kraft, nach Paris zurückzukehren.«

In der That war er auch so bleich und zitterte so sehr, daß man glaubte, er würde sterben.

Einen Augenblick darauf trennte sich, zu Folge des erhaltenen Befehles, die Begleitung des Königs in drei Haufen. Dupuy, der böse Geist Bernhards und zwei Hauptleute begaben sich nach Vincennes, der Königin ihre Verbannung zu verkünden, Tanneguy Duchâtel kehrte mit seinem noch immer ohnmächtigen Gefangenen nach Paris zurück, und der König, mit dem Connetable allein geblieben, und durch diesen unterstützt, ritt über die Ebenen, um von den Mönchen der Abtei Saint Antoine ein Asyl, Ruhe und Gebet zu erbitten.

IX.

Während das Thor der Abtei von Saint Antoine sich für den König öffnet, das des Gefängnisses Chatelets für den Ritter von Bourdon; während Dupuy eine Viertelstunde vor Vincennes Halt macht, um drei Compagnien Prevotalwächter abzuwarten, die Tanneguy Duchâtel ihm schicken soll, wollen wir den Leser in das Schloß einführen, welches Isabelle von Bayern bewohnt.

Vincennes war in jener Zeit der Unruhe, wo die Schwerter auf einem Balle gezogen wurden, wo das Blut bei manchem Feste rann, zugleich eine starke Burg und ein Sommersitz. Gehen wir um die äußern Mauern, so geben die breiten Gräben, die steinernen Bastionen, die Zugbrücken, die jeden Abend aufgezogen werden, die zahlreichen Schildwachen auf den Wällen uns den Anblick einer Festung, zu deren Vertheidigung und Sicherheit nichts unterlassen wurde. Treten wir in das Innere, so ändert sich der Anblick. Wir sehen freilich hier auch noch Schildwachen, aber die Nachlässigkeit, mit der sie ihre Posten versahen, der Eifer, mit dem sie den verschiedenen Spielen ihrer Kameraden folgten, die auf dem ersten Hofe versammelt waren, statt in die Ebene hinaus zu spähen, ob auch kein Feind naht, wird ihre Ungeduld verkünden, ihre Bogen und Pfeile gegen einen Becher umzutauschen und keine Zweifel darüber lassen, daß die ihnen auferlegte Pflicht mehr eine Maßregel der Disciplin, als der dringenden Nothwendigkeit war. Gehen wir von diesem ersten Hofe auf den zweiten, so verschwindet der kriegerische Schein ganz. Hier sieht man nur noch Falkoniere, die ihren Falken pfeifen, Pagen, welche Hunde abrichten, Stallknechte, welche Pferde führen; mitten in dem Geschrei, dem Gelächter, dem Gepfeife gehen junge Mädchen über den Hof, leichtfertig und lebhaft, werfen den Falkonierern einen Scherz, den Pagen ein Lächeln, den Stallknechten eine Versprechung hin, und verschwinden durch eine niedere Bogenthür, die dem Eingange des ersten Hofes gegenüber ist und in die innern Gemächer führt. Wenn

sie sich, indem sie durch diese Thür gehen, mit mehr Koketterie als Ehrfurcht verneigen, so geschieht es nicht wegen der beiden Heiligenbilder, die den Eingang schmücken, sondern weil neben diesen Heiligenbildern, die Beine übereinander gekreuzt, zwei schöne junge Herren an die Wand gelehnt standen; es waren die Sires von Graville und von Giac, welche von Liebe sprachen. Wahrlich, sah man sie so stehen, konnte man auf ihren sorglosen Gesichtern das verhängnißvolle Zeichen nicht sehen, das, wie man sagt, das Geschick der Stirn derer auf drückt, die zu einem frühzeitigen Tode bestimmt sind. Ein Astrolog, der die Linien ihrer weißen runden Hände erforschte, würde ihnen lange, heitere Jahre prophezeit haben, und doch durchbohrte schon fünf Jahre darauf die Lanze eines Engländers die Brust des Ersten, und noch waren nicht acht Jahre verflossen, als die Fluthen der Loire den Leichnam des Zweiten verschlossen.

Gehen wir durch diesen Eingang weiter und steigen zur linken Hand eine Treppe hinauf; öffnen wir die Spitzthür des ersten Stockwerkes, um in das erste Gemach einzutreten; schleichen wir auf den Zehen und mit zurückgehaltenem Althem zu dem mit Gold durchwirktem Teppich, der dieses Gemach von dem zweiten trennt, so sehen wir ein Schauspiel, welches eine besondere Beschreibung verdient.

In einem Zimmer, viereckig wie der Thurm, dessen erstes Geschoß es bildet, beleuchtet durch ein schwaches Tageslicht, welches durch seidene, mit goldenen Blumen durchwirkte Vorhänge die schmalen Fenster mit bunten Scheiben einließen, sehen wir auf einem breiten gothischen Bett mit gewundenen Säulen eine Frau, welche noch schön ist, obgleich sie die erste Jugend schon überschritten hat, im Schlafe ruhen. Das Helldunkel, welches in dem Zimmer herrschte, schien übrigens weit mehr eine Wirkung der Koketterie als des Zufalls zu sein; gewiß, das halbe Licht, welches die Rundung der Farben mildert, ohne ihnen etwas zu rauben, verlieh dem Arme, der aus dem Bette herabhing, nur erhöhten Glanz, und eben so der Frische des Kopfes, der auf einer nackten Schulter ruhte und der Feinheit der Haare, die sich aufgelöst hatten

und zum Theil auf dem Kiffen lagen, zum Theil neben dem Arme bis zum Boden herab rollten.

Sollen wir erst noch den Namen unter dieses Portrait setzen? Haben unsere Leser nicht bereits die Königin Isabelle in ihr erkannt, auf deren Gesicht die Jahre der Freude ihren Flug leichter eingepägt hatten, als die Jahre des Schmerzes auf der Stirn ihres Gemahls?

Nach einem Augenblicke öffneten sich die Lippen der schönen Schläferin mit einem Tone, welcher dem Geräusch eines Kusses glich; ihre großen schwarzen Augen thaten sich mit einem schmachtenden Ausdrucke auf, welcher für einige Zeit die gewöhnliche Härte desselben verdrängte, und den sie in diesem Augenblicke vielleicht einem Traume, oder, um richtiger zu sprechen, einer Erinnerung der Wollust verdankte. So schwach auch das Tageslicht war, schien es ihre Augen doch noch anzugreifen; sie schloß sie auf einen Augenblick, stützte sich dann auf den Ellenbogen, zog mit der linken Hand einen Spiegel von poliertem Stahl hervor und betrachtete sich darin mit wohlgefälligem Lächeln; dann legte sie ihn auf einen Tisch, der vor dem Bette stand, nahm von demselben eine silberne Pfeife und pfiff zwei Mal. Wie erschöpft durch diese Anstrengung sank sie dann wieder auf ihre Kissen zurück, und stieß einen dumpfen Seufzer aus, welcher mehr der Ausdruck der Ermüdung, als der Traurigkeit zu sein schien.

Kaum war der Pfiff erschollen, als der Teppich, der die Thür bildete, sich erhob und den Kopf eines jungen Mädchens von ungefähr neunzehn Jahren hindurch ließ.

»Verlangt mich die Frau Königin?« sagte sie mit sanfter, furchtsamer Stimme.

»Ja, Charlotte, komm!«

Sie trat herein und berührte die Teppiche, die den Boden bedeckten, so leise, daß man sehen konnte, sie habe sich daran gewöhnt, wenn sie während des Schlafes ihrer schönen und gebieterischen Herrin die Pflichten versah, welche ihr oblagen.

»Du bist pünktlich, Charlotte«, sagte die Königin lächelnd.

»Das ist meine Pflicht, Madame.«

»Komm näher; noch näher.«

»Wollt Ihr aufstehen?«

»Nein, einen Augenblick plaudern.«

Charlotte erröthete vor Freuden, denn sie hatte die Königin um eine Gnade zu bitten und sah wohl, daß ihre edle Gebieterin sich in jener glücklichen Laune befand, in welcher die Mächtigen dieser Erde Alles bewilligen, was sie zu gewähren vermögen.

»Was ist denn das für ein Lärmen auf dem Hofe?« fragte die Königin.

»Die Pagen und Stallmeister lachen.«

»Aber ich höre auch noch andere Stimmen.«

»Die der Sires von Giac und von Graville.«

»Ist der Ritter von Bourdon nicht bei ihnen?«

»Nein, Madame, er ist noch nicht erschienen.«

»Und hat diese Nacht nichts Neues die Ruhe des Schlosses gestört?«

»Nichts, außer, daß kurze Zeit vor Tagesanbruch die Schildwache einen Schatten an den Mauern hingeleiten sah. Sie schrie ihm zu; Wer da? aber der Mann, denn es war ein Mann, sprang, der Höhe ungeachtet, in den Graben hinab, und die Schildwache schoß mit der Armbrust ihm nach.«

»Nun?« sagte die Königin, und die Röthe verschwand ganz von ihren Wangen.

»O, Raimund ist ein ungeschickter Mensch. Er hat gefehlt, und fand diesen Morgen seinen Pfeil in einem der Bäume, die im Graben wachsen.«

»Ha!« sagte Isabelle und ihre Brust athmete freier.

»Der Narr!« fuhr sie dann halb zu sich selbst fort.

»Ja, gewiß, es muß ein Narr oder ein Spion gewesen sein, denn von Zehn hätten Neun den Hals gebrochen. Aber merkwürdig ist es, daß das nun schon zum dritten Mal geschieht; das ist beunruhigend für die, welche das Schloß bewohnen, nicht wahr, Madame?«

»Ja, mein Kind, aber wenn der Ritter von Bourdon Schloßhauptmann sein wird, geschieht das gewiß nicht mehr.«

Ein unmerkliches Lächeln glitt über die Lippen der Königin, während die Röthe auf ihre Wangen so langsam wiederkehrte, daß man sah, nur ein inniges, schmerzliches Gefühl konnte sie verdrängt haben.

»O« fuhr Charlotte fort, »es ist ein so tapfrer Ritter, der Sire von Bourdon!«

Die Königin lächelte. »Liebst Du ihn?«

»Von ganzem Herzen«, sagte unschuldig das junge Mädchen.

»Ich werde es ihm sagen, Charlotte, und er wird stolz darauf sein.«

»Ach, Madame, sagt es ihm nicht, ich habe ihn um etwas zu bitten, und würde es dann nimmermehr wagen.«

»Du?«

»Ja.«

»Was ist es denn?«

»Ach, Madame –«

»Nun? – sage es mir.«

»Ich will – ach ich wage es nicht.«

»So sprich doch.«

»Ich will ihn um einen Knappendienst bitten.«

»Für Dich?« sagte die Königin lachend.

»Ach«, erwiderte Charlotte.

Sie wurde roth und senkte den Blick zu Boden.

»Ei, Dein Enthusiasmus für den Ritter könnte mir das glauben machen. Für wem denn?«

»Für einen jungen Menschen.«

Charlotte murmelte diese Worte so leise, daß man sie kaum verstehen konnte.

»Und wer ist es?«

»Mein Gott, Madame – Ihr würdigtet mich nie –«

»Nun, wer ist es?« wiederholte Isabelle mit einiger Ungeduld.

»Mein Bräutigam«, antwortete Charlotte hastig.

Zwei große Thränen zitterten in ihren langen schwarzen

Augenwimpern.

»Du liebst also, mein Kind?« sagte die Königin mit einer so sanften Stimme, daß man hätte glauben können, eine Mutter befrage ihre Tochter.

»Ach ja, für das ganze Leben.«

»Für das Leben? – Nun gut, Charlotte, ich will Deinen Auftrag übernehmen. Ich werde Bourdon um die Stelle für Deinen Bräutigam bitten. Auf diese Weise wird er fortwährend bei Dir bleiben. Ja, ich begreife es: Es ist süß, sich nicht einen Augenblick von dem Geliebten zu trennen.«

Charlotte warf sich nieder auf die Knie und küßte die Hand der Königin, deren für gewöhnlich so hochmüthiges Gesicht in diesem Augenblicke englische Sanftmuth zeigte.

»Ach, wie gut Ihr seid«, sagte sie, »ach, wie ich Euch danke! Gott und der heilige Carl mögen ihre Hände über Euer Haupt ausstrecken! – Danke, danke! Wie glücklich wird er sein! – Erlaubt, daß ich ihm die gute Nachricht mittheile.«

»Ist er denn hier?«

»Ja«, sagte sie mit einer kleinen Kopfbewegung. »Ja, ich sagte ihm gestern, daß der Ritter wahrscheinlich zum Gouverneur von Vincennes ernannt werden würde; diese Nacht dachte er über das nach, was ich ihm sagte, und heut Morgen kam er schon ganz früh her, mit mir über die Sache zu sprechen.«

»Und wo ist er?«

»Im Vorzimmer.«

»Du hat es gewagt?«

Die schwarzen Augen Isabellens funkelten; die arme Charlotte faltete flehend die Hände und flüsterte: »Verzeihung, ach Verzeihung!«

Isabelle überlegte.

»Wird dieser Mensch unserer Sache aufrichtig zugethan sein?«

»Nach dem, was Ihr mir versprachet, Madame, wird er für Euch über glühende Kohlen gehen.«

Die Königin lächelte.

»Laß ihn eintreten, Charlotte, ich will ihn sehen.«

»Hier?« sagte das arme Mädchen, und ging vom Schrecken zum Staunen über.

»Hier; ich will ihn sprechen.«

Charlotte drückte den Kopf zwischen beide Hände wie um sich zu überzeugen, daß sie nicht träume dann stand sie langsam auf, sah verwundert auf die Königin, und auf ein wiederholtes Zeichen, zu gehen, verließ sie das Zimmer.

Die Königin zog die Vorhänge ihres Bette zusammen, steckte den Kopf durch die Oeffnung, hielt das Zeug unter ihrem Kinne mit den Händen fest und wußte wohl, daß ihre Schönheit durch der Widerschein, den es auf ihre Wangen warf, nicht verlieren würde.

Kaum hatte sie diese Vorsichtsmaßregel getroffen als Charlotte mit ihrem Geliebten eintrat.

Es war ein schöner junger Mann von 20 bis 22 Jahren, mit hoher, offener Stirn, mit blauen lebhaften Augen, braunem Haar und blassem Gesicht. Er trug ein Wamms von grünem Tuch dessen Aermel aufgeschlitzt waren, so daß das Hemde hervorsah, ein Beinkleid von gleicher Farbe zeigte die kräftigen Muskeln des Beines; ein Gürtel von gelbem Leder trug ein langes, breites Schwert, dessen Gefäß durch die häufige Berührung mit der Hand, glatt geworden war; in der rechten Hand hielt er eine kleine Filzkappe, nach Art unsrer jetzigen Jagdmützen.

Zwei Schritt von der Thür blieb er stehen. Die Königin warf einen flüchtigen Blick auf ihn. Ohne Zweifel würde sie ihn länger geprüft haben, hätte sie ahnen können, daß es einer jener Menschen sei, denen das Geschick eine Stunde in ihrem Leben verliehen hat, in der sie die Lage ganzer Nationen ändern. Aber wir sagten bereits, daß an ihm nichts diese Bestimmung verrieth, und für den Augenblick war es nur ein schöner junger Mann, bleich, schüchtern und verliebt.

»Euer Name?« sagte die Königin.

»Perrinet Leclerc.«

»Wessen Sohn seid Ihr?«

»Des Schöppen Leclerc, Schlüsselhüters am Thor Saint Germain.«

»Und was treibt Ihr?«

»Ich bin ein Eisenhändler auf dem Petit Ponte.«

»Ihr wollt Euern Stand aufgeben, um in den Dienst des Ritters von Bourdon zu treten?«

»Ich verlasse Alles, um Charlotte zu sehen.«

»Und Ihr würdet in Eurem Dienste nicht verlegen sein?«

»Von allen Waffen, die ich als Eisenhändler führe, ist wohl kaum eine, die ich nicht so gut zu gebrauchen wüßte, wie der beste Ritter.«

»Und wenn ich für Euch diesen Platz erhielt, würdet Ihr mir dafür ergeben sein?«

Der junge Mensch erhob die Augen, heftete sie auf die der Königin, und sagte mit Zuverlässigkeit:

»Ja, Madame, in Allem, was sich mit dem verträgt, was ich Gott und meinem Herrn, dem König Carl, schuldig bin.«

Die Königin runzelte unmerklich die Stirn.

»Es ist gut«, sagte sie, »Ihr könnt die Sache als abgemacht betrachten.«

Die beiden Liebenden wechselten einen flüchtigen Blick unbeschreiblichen Glückes.

In diesem Augenblicke ließ ein heftiger Tumult sich vernehmen.

»Was ist das?« sagte die Königin.

Charlotte und Leclerc eilten zu demselben Fenster, um in den Hof hinabzusehen.

»O mein Gott!« rief das junge Mädchen mit Staunen und Schrecken.

»Was giebt's denn?« fragte die Königin abermals.

»Ach, Madame«, erwiderte Charlotte, »der ganze Hof ist voller Krieger, welche die Garnison entwaffnet haben; die Sires von Giac und von Graville sind gefangen.«

»Sollte es ein Ueberfall der Burgunder sein?« sagte die Königin.

»Nein« erwiderte Leclerc, »es sind Armagnacs, sie tragen das weiße Kreuz.«

»Ha«, sagte Charlotte, »da ist ihr Führer, es ist Dupuy. Er hat zwei Hauptleute bei sich; sie fragen nach den Gemächern der Königin, denn man deutet hierher. Sie kommen; sie kommen herauf.«

»Soll ich sie verhaften?« fragte Leclerc, indem er seinen Dolch halb aus der Scheide zog.

»Nein, nein!« rief die Königin heftig. »Junger Mensch, verbergt Euch dort in jenem Kabinet; vielleicht könnt Ihr mir nützlich sein, wenn man nicht weiß, daß Ihr hier seid, im Gegentheile verderbt Ihr nur Euch selbst.«

Charlotte stieß Leclerc in eine Art dunkler Kammer am Kopfende von Isabellens Bett. Die Königin sprang auf, warf eine mit Pelz besetzte Robe über, hüllte sich hinein, ohne so viel Zeit zu haben, diese um die Taille anders zu befestigen, als daß sie sie mit beiden Händen zusammenhielt; ihre Haare fielen regellos um die Hüften herab. In eben dem Augenblicke hob Dupuy, begleitet von zwei Hauptleuten, den Thürvorhang empor, und ohne den Hut abzunehmen, sagte er zu Isabellen:

»Frau Königin, Ihr seid meine Gefangene.«

Isabelle stieß einen lauten Schrei aus, in dem eben so viel Wuth als Staunen lag; dann fühlte sie, daß ihre Füße schwankten, sie sank auf das Bett, betrachtete den, der ihr mit so wenig Achtung so rauhe Worte sagte, und rief mit bitterem, gezwungenem Lachen: »Ihr seid toll, Meister Dupuy!«

»Es ist der König, unser Herr«, antwortete er, »welcher unglücklicherweise verrückt ist; außerdem, Madame, würde ich Euch schon längst gesagt haben, was ich Euch erst jetzt mittheilen kann.«

»Ich kann gefangen sein, erwiderte Isabelle, »aber ich bin noch Königin, und wäre ich auch nicht mehr Königin, so bleibe ich doch Frau. Sprecht daher mit abgezogenem Hute, Messire, wie Ihr mit dem Connetable, Eurem Herrn, sprechen würdet; denn ich vermuthe, daß er es ist, der Euch sendet.«

»Ihr irrt Euch nicht; ich komme auf seinen Befehl«, erwiderte Dupuy, indem er langsam seine Schweifkappe abnahm, mehr wie

ein Mensch, der seinem eigenen Willen folgt, als einem erhaltenen Befehle.

»Es ist gut«, erwiderte die Königin, »aber da ich den König erwarte, so werden wir sehen, ob er oder der Connetable Herr ist.«

»Der König wird nicht kommen.«

»Ich sage Euch, daß ich ihn erwarte.«

»Er hat auf der Hälfte des Weges dem Ritter von Bourdon begegnet.«

Die Königin fuhr zusammen, Dupuy bemerkte es und lächelte.

»Nun?« fragte die Königin.

»Das hat den König auf eine andere Absicht gebracht, und wahrscheinlich auch den Ritter; er meinte allein nach Paris zurückzukehren, und betritt es jetzt unter guter Bewachung; er meinte sich nach dem Hôtel St. Paul zu begeben, und hat jetzt eine Wohnung in dem Châtelet.«

»Der Ritter im Gefängniß! und weshalb?«

Dupuy lächelte. »Ihr werdet es besser wissen, als wir, Madame«, sagte er dann.

»Sein Leben ist doch hoffentlich nicht in Gefahr?«

»Der Châtelet ist nahe bei dem Grève-Platz«, sagte Dupuy lachend.

»Man wird nimmermehr wagen, ihn zu ermorden.«

»Frau Königin«, sagte Dupuy, indem er sie starr und fest ansah, »erinnert Euch des Herzogs von Orleans. Er war der Erste im Reiche nach unserm Herrn, dem Könige; er hatte vier Fußknechte mit Fackeln, zwei Knappen mit Lanzen, zwei Pagen mit Schwertern neben und hinter sich, als er an seinem letzten Abend, von der Mahlzeit bei Euch kommend, durch die rue Barbette ging. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem so edlen Herrn und einem so kleinen Ritter; und wenn Beide dasselbe Verbrechen begingen, warum sollten nicht auch Beide dieselbe Strafe empfangen?«

Die Königin sprang mit dem Ausdrücke des heftigsten Zornes empor, und das Blut trat ihr so stürmisch in das Gesicht, daß man glaubte, es würde alle Adern sprengen. Sie streckte die Hand gegen

die Thür aus und sagte mit kurzer, barscher Stimme: »Geht!«

Dupuy trat eingeschüchtert einen Schritt zurück.

»Es ist gut, Madame«, sagte er, »aber ehe ich gehe, muß ich Euch noch etwas sagen. Es ist der ausdrückliche Wille des Königs und des Connetables, daß Ihr augenblicklich und ohne Zögern Euch nach der Stadt Tours begeben.«

»Ohne Zweifel in Eurer Gesellschaft?«

»Ja, Madame.«

»Also seid Ihr zu meinem Kerkermeister erwählt worden. Der Posten ist ehrenvoll und paßt ganz für Euch.«

»Es ist viel, Madame, wenn man einem Manne es anvertraut, eine Königin von Frankreich unter Schloß und Riegel zu halten.«

»Glaubt Ihr«, erwiderte Isabelle, »daß man den Henker adeln würde, wenn er mir den Kopf abschläge?«

Sie wendete sich ab, denn sie hatte genug gesprochen und wollte nicht mehr antworten. Dupuy knirschte mit den Zähnen. »Wann werdet Ihr bereit sein, Madame« sagte er.

»Ich werde es Euch zu wissen thun.«

»Bedenkt, Madame, daß ich Euch sagte, die Zeit eile.«

»Bedenkt, Messire, daß ich die Königin bin, und daß ich Euch geboten habe, hinaus zu gehen.«

Dupuy murmelte einige Worte, aber da Jedermann die Gewalt kannte, die Isabelle über den alten König bewahrt hatte, fürchtete er, daß sie dieselbe wieder erlangen könnte, wenn sie auch in seiner Nähe blieb; diese Macht war ihr überdies nur erst seit so kurzer Zeit entschlüpft. Er verneigte sich daher mit mehr Ehrfurcht, als er bis jetzt gezeigt hatte, und ging, wie es ihm die Königin befohlen.

Kaum hatte die Thür sich hinter ihm und seinen beiden Begleitern geschlossen, als die Königin auf einen Sessel mehr fiel, als sich setzte, Charlotte in lautes Weinen ausbrach, und Perrinet Leclerc aus seinem Cabinet hervorstürzte.

Er war noch bleicher als gewöhnlich, aber man sah, daß es aus Zorn und nicht aus Furcht war. »Soll ich diesen Menschen tödten?« sagte er zu Königin, die Zähne zusammengebissen und die Hand

auf dem Schwerte. Die Königin lächelte bitter Charlotte warf sich ihr weinend zu Füßen.

Der Streich, der die Königin getroffen hatte vernichtete auch die beiden jungen Leute.

»Ihn tödten!« sagte die Königin; »glaubst Du, junger Mensch, daß ich dazu Deines Armes Deines Dolches bedürfe? – Ihn tödten! – und wozu? – Blicke hinab auf den Hof – würde sein Tod Bourdon retten?«

Charlotte weinte noch stärker. In ihren Schmerz für die Königin mischte sich ein persönlicher, nicht minder lebhafter: die Königin verlor das Glück der Liebe – Charlotte die Hoffnung. – Charlotte war mehr zu beklagen.

Die Königin sagte:

»Du weinst, Charlotte? Du weinst? Und der, welchen Du liebst, bleibt Dir! denn Ihr werdet nur durch eine augenblickliche Abwesenheit getrennt werden! – Du weinst, und doch möchte ich mein Königsloos gegen das Deinige vertauschen. – Du weinst! So weinst Du also nicht, daß ich, die nicht weinen kann, Bourdon liebte, wie Du diesen jungen Menschen liebst. Sie werden ihn tödten, sieht Du, denn sie verzeihen nicht. Den, den ich liebe, wie Du diesen da, werden sie tödten, und ich kann nichts thun, den Mord zu hindern, ich werde nicht wissen, wenn sie ihm das Eisen in die Brust stoßen; alle Minuten meines Lebens werden für mich die seines Todes sein; jeden Augenblick werde ich sagen: jetzt vielleicht ruft er mich, jetzt nennt er mich, schwimmt in seinem Blute, kämpft mit dem Tode, und ich – ich kann nichts für ihn thun, und bin doch Königin von Frankreich. Verwünscht! und ich weine nicht! ich kann nicht weinen!«

Die Königin rang die Hände und zerkratzte sich das Gesicht. Die jungen Leute weinten, doch nicht mehr über ihr Unglück, sondern über das der Königin.

»Ach, was können wir thun?« sagte Charlotte.

»Befehlet!« rief Leclerc.

»Nichts, nichts! – O, die ganze Hölle liegt in diesem Worte. Bereit zu sein, sein Blut zu geben, sein Leben für den, den man liebt, und doch nichts thun zu können! Ach, hätte ich diese Menschen in

meinen Händen, die zweimal ein Spiel damit getrieben haben, mein Herz zu martern! Aber nichts kann ich gegen sie, nichts für ihn, und doch war ich mächtig. In einem Augenblicke des Wahnsinnes hätte ich den König bewegen können, den Tod des Connetable zu unterzeichnen, aber ich that es nicht. O, ich Unsinnige, ich hätte es thun sollen! Armagnac würde jetzt im Gefängnisse sitzen, dem Tode gegenüber, wie er, er, er, so schön, so jung, er, der ihnen nie etwas zu Leide that! – Ach, sie werden ihn tödten, wie sie Ludwig von Orleans tödteten, der ihnen auch nichts gethan hatte. – Und der König, der alle diese Mordthaten sieht, der im Blute badet, und wenn er ausgleitet, sich an einen Mörder hält! – Der unsinnige König! – der dumme König! – O mein Gott, mein Gott, habe Mitleiden mit mir! – Rettet mich! – Rächt mich!«

»Barmherzigkeit!« sagte Charlotte.

»Verflucht!« sagte Leclerc.

»Ich soll reisen?« fuhr die Königin fort. »Sie wollen, daß ich fort soll! Sie glauben, daß ich fortgehen werde? – Stückweise müßten sie mich von hier fortreißen, ehe ich weiß, was aus ihm geworden ist. Wir wollen doch sehen, ob sie es wagen, die Hand an ihre Königin zu legen. Ich klammre mich mit den Händen, mit den Zähnen an die Meubles. O, sie müssen mir sagen, was aus ihm geworden ist, oder ich gehe selbst, wenn die Nacht finster ist, nach seinem Gefängniß.« Sie öffnete ein Kästchen. »Ich habe Gold, sehet«, sagte sie, »Gold, um einen Menschen, Blut und Seele zu kaufen, und ist es nicht genug, so sind hier Edelsteine, Perlen, ein ganzes Königreich zu kaufen. Alles, Alles werde ich dem Kerkermeister schenken, und ihm sagen: gieb ihn mir lebend zurück, gieb ihn mir zurück, ohne daß ein einziges Haar auf seinem Haupte verletzt ist. Das Alles, sehet, werde ich sagen, Alles, Perlen, Gold, Diamanten, Alles ist für Euch, für Euch, der Ihr mir mehr gegeben habt, dem ich noch schuldig bin, dem ich mehr geben werde.«

»Frau Königin«, sagte Leclerc, »wollt Ihr, daß ich bis nach Paris gehen soll? Ich habe Freunde; ich versammle sie; wir stürmen den Chatelet.«

»Ja, ja«, sagte die Königin bitter, »und Du würdest seinen Tod

beschleunigen, nicht wahr? – Gelänge es Euch, das Gefängniß zu sprengen, so fändet Ihr einen noch warmen, blutenden Leichnam; denn ein einzelner Dolch bedarf weniger Zeit, den Weg nach dem Herzen zu finden, als Du und Deine Freunde brauchen würdet, um zehn mit Eisen beschlagene Thüren zu sprengen. Nein, nichts durch die Gewalt; wir würden ihn nur tödten – geh nach Paris, bringe Tag und Nacht vor dem Chatelet zu, und führen sie ihn lebend nach einem andern Gefängnisse, so folge ihm bis zu dessen Thore; ermorden sie ihn, so begleite seinen Leichnam bis zum Grabe. In beiden Fällen komm dann zu mir und sage es, wo er ist, lebend oder todt.«

Leclerc machte eine Bewegung zu gehen; die Königin hielt ihn zurück.

»Hier durch«, sagte sie, indem sie den Finger auf die Lippen legte.

Sie öffnete wieder die Thür des Cabinets, drückte eine Feder, das Holzwerk wich zurück, und man sah eine Treppe, die in der dicken Mauer angebracht war.

»Folgt mir, Leclerc«, sagte die Königin.

Und die ungestüme Isabelle, die wieder Weib und furchtsam geworden war, ergriff die Hand des demüthigen Eisenhändlers, auf dem jetzt ihre ganze Hoffnung beruhte. Sie führte ihn, stieg zuerst die Treppe hinab, warnte ihn vor den Mauervorsprüngen, und untersuchte in dem engen, finstern Gange den Boden mit ihrem Fuße. Nach einigen Windungen bemerkte Leclerc das Licht des Tages, welches durch die Spalten einer Thür fiel, die Königin öffnete sie; sie ging auf einen einsamen Garten hinaus, an dessen Ende der Wall lag. Sie folgte mit den Augen dem jungen Menschen, der auf die Mauer stieg, mit der Hand ihr ein letztes Zeichen der Hoffnung und der Ehrfurcht gab, und dann verschwand, indem er an der Mauer herabsprang.

Die Verwirrung war so groß, daß Niemand ihn bemerkte.

Während die Königin in ihr Gemach zurückgeht, wollen wir Leclerc folgen, welcher über die Ebene hinschreitend, die Bastille erreicht, ohne anzuhalten, die rue Saint Antoine hinab geht, über den Grève-Platz schreitet, und mit besorgtem Blicke den Galgen betrachtet, der

seinen fleischlosen Arm nach der Seite des Wassers ausstreckt, dann auf dem pont Notre-Dame einen Augenblick stehen bleibt, um Athem zu schöpfen, die Ecken der großen Schlachtereie erreicht, und indem er bemerkt, daß hier nichts in den großen Chatelet eingehen oder denselben verlassen kann, ohne daß er es sieht, mischt er sich unter eine Gruppe Bürger, welche hier stehen und von der Verhaftung des Ritters sprechen.

»Ich versichere Euch, Meister Bourdichon«, sagte ein altes Weib zu einem Bürger, den sie an einem Knopfe seines Ueberwurfes fest hielt, um dadurch seine Aufmerksamkeit sicherer zu fesseln; »ich sage Euch, er ist zur Besinnung zurückgekehrt, ich weiß es durch Cochette, der Tochter des Gefangenwärters. Sie sagt, daß er nur eine Brausche am Hinterkopfe hat und weiter nichts.«

»Ich sage nicht nein, Mutter Jehanna«, erwiderte der Bürger, »aber deshalb weiß ich noch nicht, warum er verhaftet wurde.«

»Ach, das ist ja ganz leicht zu errathen. Er hat sich mit den Engländern und Burgundern verständigt, um ihnen Paris zu überliefern, Alles unter Blut und Feuer zu setzen, und Münzen aus den Kirchengefäßen schlagen zu lassen. Ja, was noch mehr ist, man sagt, er sei dazu durch die Königin Isabelle angespornt worden; sie trägt es den Parisern seid der Ermordung des Herzogs von Orleans nach, so, daß man behauptet, sie würde nicht eher ruhen, bis die ganze rue Barbette geschleift, und das Haus mit dem Mutter-Gottesbilde verbrannt sei.«

»Platz, Platz!« schrie ein Fleischer. »Da kömmt der Marterknecht.«

Ein Mensch, ganz in Roth gekleidet, ging durch die Menge, welche vor ihm auseinander wich. Bei seiner Annäherung öffnete sich die Thür des Chatelet ganz von selbst, als hätte sie ihn erkannt, und schloß sich dann hinter ihm wieder.

Aller Augen folgten ihm; es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, und dann erst begann das unterbrochene Gespräch wieder.

»Ach, es ist gut«, sagte die Frau, indem sie Bourdichon's Kleid los ließ, »ich kenne die Tochter des Schießers und kann vielleicht sehen, wie ihm die peinliche Frage gegeben wird.«

Sie lief so schnell zu dem Chatelet, als ihr Alter und ihre Beine von nicht gleicher Länge es ihr gestatteten.

Sie klopfte an die Thür, und ein Schieber in derselben öffnete sich; ein junges, blondes Mädchen steckte den runden, muntern Kopf heraus. Es entstand ein Gespräch, aber es hatte nicht den gewünschten Erfolg für Mutter Jehanna, denn die Thür blieb geschlossen. Es geschah weiter nichts, als daß das junge Mädchen den Arm durch den Schieber steckte, auf das Luftloch eines Kerkers zeigte und dann verschwand. Die Alte winkte den Andern näher zu treten, und einige Personen trennten sich von den größern Haufen. Sie kniete vor dem Luftloche nieder und sagte zu denen, die sie umringten: »Kommt hierher, meine Kinder; das ist sein Gefängniß. Wir können ihn zwar nicht sehen, aber wir hören ihn doch schreien, und das ist immer besser als nichts.«

Alle Welt drängte sich daher eifrig gegen die Oeffnung, die man für einen Höllenschlund hätte halten können, denn zehn Minuten waren noch nicht verflossen, als Kettengerassel und Wuthgeschrei ertönten und Feuerschein heraufblitzte.

»Ha, ich sehe das Kohlenbecken«, sagte die alte Frau. Da legt der Marterknecht eine eiserne Zange hinein. Er bläst in die Flamme.«

Bei jedem Stoße des Blasebalgs warf das Kohlenbecken einen so hellen Schein von sich, daß man einen unterirdischen Blitz zu sehen meinte.

»Da nimmt er die Zange; sie ist ganz roth. – Er geht in den Hintergrund; ich sehe nur noch seine Beine. – Still, schweigt doch! – Jetzt werden wir hören –«

Ein gellender Schrei ertönte. Alle Köpfe drängten sich zu dem Luftloche.

»Ah, der Richter befragt ihn«, nahm die weibliche Cicerone wieder das Wort. »Er antwortet nicht. – Antworte doch, Räuber; antworte doch, Mörder; gesteh' Deine Verbrechen!«

»Still!« riefen mehrere Stimmen.

Das Weib zog den Kopf aus dem Loche zurück, aber sie faßte mit jeder Hand eine der Eisenstangen, um ihres Platzes wieder gewiß zu sein, wenn sie gesprochen haben würde. Dann sagte sie mit dem

Tone der Ueberzeugung einer Vielerfahrenen: »

Ihr seht wohl, daß man ihn nicht hängen kann, wenn er nichts eingesteht.«

Ein neuer Schrei rief ihren Kopf wieder zu der Oeffnung zurück.

»Ha, jetzt ist es anders«, sagte sie, »denn da liegt die Zange neben dem Becken am Boden. – Nun, ist denn der Marterknecht schon müde?«

Man hörte Hammerschläge.

»Nein, nein«, sagte das Weib voller Freuden, »man legt ihm die spanischen Stiefeln an.«

Diese spanischen Stiefeln waren Bretter, die man mit Stricken um das Bein des Verurtheilten band; zwischen die Stricke trieb man dann eiserne Keile ein, so daß die Bretter zusammengepreßt wurden und Fleisch und Knochen zerquetschten.

Es schien, daß der Ritter nichts gestand, denn die Hammerschläge folgten mit immer wachsender Gewalt und Schnelligkeit aufeinander. Der Marterknecht schien selbst zornig zu werden.

Schon seit einiger Zeit hörte man kein Geschrei mehr, sondern nur noch leises Stöhnen, und jetzt endete auch dieses. Plötzlich hörten die Hammerschläge auf.

Sogleich stand die Mutter Jehanna auf. – »Es ist für heut zu Ende«, sagte sie, indem sie sich den Staub von den Knien wischte und ihre Haube wieder zurecht setzte; »er ist ohnmächtig geworden, ohne etwas zu sagen.« Sie ging, denn sie war überzeugt, daß längeres Warten unnütz sein würde.

Die Erfahrung, die sie in dergleichen Dingen besaß, machte, daß alle Zeugen dieses Auftrittes ihr folgten, ausgenommen Perrinet Leclerc, der an die Ecke der Mauer gelehnt blieb.

Bald darauf kam der Marterknecht heraus, wie die Mutter Jehanna es vermuthet hatte.

Gegen Abend ging ein Priester in das Gefängniß.

Als die Nacht gänzlich eingetreten war, wurden außerhalb Schildwachen aufgestellt, und eine derselben, zwang Leclerc, sich

zu entfernen. Er setzte sich auf einen Eckstein am Pont-aux-Meuniers.

Zwei Stunden vergingen. Leclerc's Augen hatten sich so sehr an die Finsterkeit gewöhnt, daß er auf den grauen Mauern die schwarze Stelle erkannte, wo die Thür des Chatelet sich befand. Er hatte kein Wort gesprochen, die Hand nicht vom Griffe seines Schwertes losgelassen, und weder an Speise noch an Trank gedacht.

Es schlug elf Uhr.

Der letzte Schlag hallte noch nach, als die Thür des Chatelet sich öffnete. Zwei Söldner, in der einen Hand ein blankes Schwert, in der andern eine Fackel, erschienen auf der Schwelle; dann folgten vier Menschen, welche eine Last trugen, und auf diese wieder ein anderer, dessen Gesicht durch eine rothe Schweifkappe verdeckt wurde. Schweigend näherten sie sich dem Pont-aux-Meuniers.

Als sie Perrinet gegenüber waren, erkannte dieser, daß der Gegenstand, den die Leute trugen, ein großer lederner Sack sei; er horchte, und vernahm ein dumpfes Stöhnen. Es blieb ihm kein Zweifel mehr.

Im Nu war seine Klinge aus der Scheide, die beiden Knechte am Boden, und der Sack der ganzen Länge nach aufgeschlitzt. Ein Mensch kroch heraus.

»Rettet Euch, Ritter!« sagte Leclerc, benutzte die Verwirrung, in welche ein plötzlicher Angriff den kleinen Haufen gesetzt hatte, sich der Verfolgung zu entziehen, und verschwand in dem Dunkel der Nacht.

Der, dem er mit so beispielloser ausdauernder Verwegenheit die Freiheit wiedergegeben hatte, versuchte zu entfliehen, aber seine zerquetschten Beine vermochten ihn nicht zu tragen; sie brachen unter ihm zusammen, und mit einem Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung sank er in Ohnmacht.

Der Mann in der rothen Schweifkappe gab ein Zeichen, zwei der Träger, welche unverwundet waren, nahmen den Sack auf ihre Schultern, und auf der Mitte der Brücke angekommen, blieb Jener stehen und sagte: »Gut, werft ihn hier hinein!«

Der Befehl wurde auf der Stelle vollzogen und der Fall eines

schweren Körpers ertönte in dem Wasser.

In demselben Augenblicke ruderte eine Barke, in der zwei Männer sich befanden, zu dem Orte, wo der Körper verschwunden war. Hier ergriff der Eine mit dem Haken einen Gegenstand, den er über das Wasser heraufzog und eben in den Kahn heben wollte, als der Mann in der rothen Schweifkappe auf die Brüstung der Brücke stieg und mit lauter Stimme die gewaltigen Worte rief:

»Platz für die Gerechtigkeit des Königs!«

Der Schiffer bebte, und ungeachtet der Bitten seines Kameraden warf er den Körper des Ritters von Bourdon wieder in das Wasser.

X.

Sechs Monat ungefähr waren nach dem soeben beschriebenen Auftritte verflossen; die Nacht senkte sich auf die große Stadt herab, und von der Höhe des Thores von Saint-Germain sah man allmählig, je nachdem sie mehr oder minder entfernt waren, die Kirchthürme in dem Dunkel verschwinden, mit denen das Paris von 1417 gespickt war. Zuerst waren die spitzigen Glockenthürme des Temple, dann die von Saint Martin, die gegen Norden in der Dunkelheit verschwanden; bald hüllte sie auch die ausgezackten Spitzen der Thürme von Saint-Gilles und Saint-Luc ein, die von fern zwei Riesen glichen, welche in Kampf mit einander gerathen wollen. So verschwand allmählig ein Thurm nach dem andern, bis zuletzt auch der nächste nicht mehr zu erkennen war.

Auf der Walllinie, die wie ein Gürtel den schlafenden Coloß umschloß, sah man von hundert zu hundert Schritten Schildwachen, die für die Sicherheit der Stadt sorgten. Der abgemessene, monotone Klang ihrer Schritte glich dem Schlagen des Pulses, der jetzt das Leben verkündet, und doch im nächsten Augenblicke im Tode erstarrt. Von Zeit zu Zeit ertönte der Ruf: »Schildwachen, auf der Huth«, und durchlief den ganzen Kreis, bis er zum Ausgangspunkte wieder zurückkehrte.

Unter dem Schatten des Thores von Saint- Germain, dessen Bogen sich über den Wall erhoben, ging eine Schildwache schweigender und trauriger, als die übrigen umher. Seine halb kriegerische, halb bürgerliche Kleidung zeigte, daß er seiner gegenwärtigen Beschäftigung ungeachtet jener Korporation von Handwerkern angehörte, welche auf den Befehl des Connetable von Armagnac fünf hundert Mann zur Bewachung der Stadt stellte. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, stützte sich auf seine Partisane, richtete den Blick auf einen entfernten Punkt und trat seinen kurzen Marsch wieder an.

Plötzlich wurde feine Aufmerksamkeit durch die Stimme eines

Menschen gefesselt, welcher von dem Wege aus, der sich am äußern Graben hinzog, die Oeffnung des Thores von Saint-Germain verlangte. Der, welcher sich auf diese Weise verspätet hatte, schien auf die Gefälligkeit des Thorhüters zu rechnen, der nach neun Uhr Abends den Eintritt in die Stadt nur auf persönliche Verantwortlichkeit gewähren durfte. Man muß glauben, daß er sich, hinsichtlich des Einflusses, den er auszuüben sich schmeichelte, nicht getäuscht hatte, denn kaum hatte der junge Mensch, der hier schilderte, seine Stimme gehört, als er auf der innern Seite des Walles hinab stieg und an ein kleines Fenster pochte, das durch hellen Lampenschein erleuchtet wurde. Dabei rief er, laut genug, um im Innern gehört zu werden:

»Vater, steht schnell auf und laßt Messire Juvenal des Urfins ein.«

Die Lampe verrieth durch ihre Bewegung, daß die Worte gehört worden waren; ein Greis trat aus dem Hause, eine Laterne in der einen Hand, ein Schlüsselbund in der andern. In Begleitung des jungen Menschen, der ihn gerufen hatte, trat er unter den gewölbten Bogen des massiven Thores.

Ehe er aber die Schlüssel in das Schloß steckte, und als sei die Versicherung seines Sohnes nicht hinreichend, fragte er den, welcher außerhalb wartete:

»Wer seid Ihr?«

»Oeffnet, Meister Leclerc«, ertönte die Antwort, »ich bin Juvenal des Urfins, Rath im Parlament unsers Herrn und Königs. Ich habe mich bei dem Prior der Abtei von Saint-Germain-des-Pres, etwas verspätet, und da wir alte Bekannte sind, rechnete ich auf Euch.«

»Ja ja«, murmelte Leclerc, »so alte Bekannte, wie ein Greis und ein Kind es sein können. Euer Vater, junger Mann, konnte wohl so sprechen, denn wir wurden Beide im Jahre 1340 in der Stadt Troyes geboren, und eine Bekanntschaft von acht und sechzig Jahren verdient wohl besser, als die unsrige, den Namen einer alten.«

Unter diesen Worten drehte der Thorhüter den Schlüssel zweimal im Schlosse, brachte die Eisenstange, die vor dem Thore lag, aus der horizontalen Lage in die perpendiculare, und öffnete mit gewaltigem Arme die beiden mächtigen Thorflügel, durch welche ein

junger Mann von sechs bis acht und zwanzig Jahren eintrat.

»Ich danke, Meister Leclerc«, sagte er, indem er den Greis mit dem Ausdruck der Zutraulichkeit und Ehrfurcht auf die Achsel schlug. »Ich danke, und rechnet bei Gelegenheit auf mich, wie ich auf Euch zählte.«

»Messire Juvenal«, sagte der junge Posten, »darf ich meinen Theil an dem Versprechen haben, wie ich Theil hatte an dem Dienste, welchen Euch mein Vater erzeugte, denn ohne mich, der ich ihn darauf aufmerksam machte, würdet Ihr große Noth gehabt haben, die Nacht nicht außerhalb des Thores zuzubringen.«

»Ach, Du bist es, Perrinet, und was machst Du hier in diesem Anzuge und in der Stunde der Nacht?«

»Ich beziehe die Wache auf Befehl des Connetable, und da ich meine Posten selbst wählen durfte, kam ich, mit meinem Vater zu Abend zu essen.«

»Und er war willkommen«, sagte der Greis, »denn er ist ein guter Junge, der Gott fürchtet, den König ehrt, und seine Verwandten liebt.«

Der alte Leclerc reichte seinem Sohne die zitternde, gefurchte Hand hin, Perrinet preßte sie in die seinigen, und Juvenal nahm die andere.

»Ich danke Euch noch ein Mal, mein alter Freund. Jetzt bleibt aber nicht länger draußen. Ich hoffe, daß kein zweiter Ueberlästiger Eure Gefälligkeit auf die Probe stellen wird.«

»Und er thut Recht daran, Meister Juvenal, denn wär' es selbst unser Gebieter, der Dauphin Carl, den Gott erhalten möge, so glaube ich nicht, daß ich das für ihn thäte, was ich für Euch gethan habe. In dieser Zeit der Unruhen lastet eine große Verantwortlichkeit auf dem Thorhüter. Wenn ich wache, verlassen daher die Schlüssel, meinen Gürtel nicht, und wenn ich schlafe, ruhen sie unter meinem Kopfkissen.«

Nachdem der Greis seiner Wachsamkeit dies Lob gebracht hatte, schüttelte er noch einmal die beiden Hände, die er in der seinigen hielt, nahm die Laterne vom Boden auf, und kehrte in das Haus zurück, die beiden jungen Leute allein lassend.

»Was wolltest Du von mir, Perrinet?« fragte Juvenal, indem er sich auf den Arm des jungen Eisenhändlers stützte, den wir in dem vorigen Kapitel kennen lernten und hier wiederfinden.«

»Neuigkeiten, Messire. Ihr, der Ihr Berichterstatter und Rath seid, Ihr müßt Alles wissen, was vorgeht, und ich bin sehr besorgt, daß wichtige Dinge in der Gegend von Tours, wo die Königin ist, sich zugetragen haben.«

»Wahrlich«, sagte Juvenal, »Du konntest Dich an keinen Bessern wenden. Ich will Dir ganz frische Neuigkeiten erzählen.«

»Seid so gut und kommt wieder mit auf den Wall«, erwiderte Perrinet; »der Connetable wird wahrscheinlich die Nachtrunde machen, und fände er mich nicht auf meinem Posten, so könnte mein alter Vater den seinigen verlieren und ich einige Hiebe gewinnen.«

Juvenal stützte sich vertraulich auf den Arm Perrinets und Beide erschienen wieder auf dem Walle, der einen Augenblick leer geblieben war.

»Höre, was sich zugetragen hat«, sagte Juvenal, und sein Zuhörer schien ihm die größte Aufmerksamkeit zu widmen. – »Du weißt, daß die Königin in Tours gefangen war unter der Obhut Dupuy's, des argwöhnlichsten und unfreundlichsten Gefangenwärters. Seiner Wachsamkeit ungeachtet aber, hatte die Königin Mittel gefunden, dem Herzog von Burgund zu schreiben und ihn um seine Hilfe zu bitten. Dieser begriff leicht, welche mächtige Verbündete Isabelle von Bayern ihm sein würde, indem dadurch in den Augen Vieler sein Aufruhr gegen den König als ein ritterlicher Schutz erschien, dem er einer schwachen Frau gewährte.

Da man Madame und die Herzogin von Bayern nicht so sorgsam bewachte, als die Königin, so gelang es der Letztern, durch die genannten Damen dem Herzoge Nachrichten zukommen zu lassen, und als sie erfuhr, daß er Corbeil belagere, und daß seine Leute bis nach Chartre vorgedrungen seien, verzweifelte sie nicht an ihrer Flucht.

Sie erheuchelte eine große Frömmigkeit, einer Gott ergebene Zuneigung zu der Abtei von Marmoutiers und bewog Madame,

Dupuy zu bitten, daß er den Prinzessinnen und ihren Frauen erlaube, dort die Messe zu hören. So roh Dupuy auch war, wagte er doch nicht, der Tochter seines Königs eine Gunst zu verweigern, die ihm ohne wichtige Folgen zu sein schien. Die Königin gewöhnte unmerklich ihren Kerkermeister daran, sie ihre Andacht zu Marmoutiers verrichten zu sehen. Sie schien die Frechheit dieses Menschen nicht mehr zu bemerken und sprach sanft mit ihm. Dupuy, befriedigt dadurch, vor seinem Willen den Stolz einer Königin beugen zu sehen, begann menschlicher zu werden. Er duldete, daß sie nach der Abtei ging, so oft sie wollte, und nahm nur die Vorsichtsmaßregel, sie beständig zu begleiten und auf der ganzen Straße Posten auszustellen, obgleich es ihm unnütz schien, fünfzig Stunden vom Feinde entfernt, so viel Vorsicht zu üben.

Aber die Königin bemerkte, daß die Wachen, von der Nutzlosigkeit ihrer Sorge überzeugt, ihren Dienst nur sehr nachlässig versahen, und daß man sie leicht überwältigen würde, wenn man sie plötzlich angriffe.

Darauf stützte sie den Plan, sich von Marmoutiers durch den Herzog von Burgund entführen zu lassen. Sie meldete ihm durch einen ihrer Diener alle diese näheren Umstände. Er billigte sie und die Königin bezeichnete ihm den Tag, an dem sie wieder nach der Abtei gehen würde.

Die Unternehmung war verwegen, denn man mußte dazu fünfzig Stunden unentdeckt in einem feindlichen Lande zurücklegen. Wenn der Herzog von Burgund den Streich mit wenig Mannschaft unternahm, so hatte Dupuy genug Wache bei sich, ihm zu widerstehen; kam er mit einem starken Haufen, so schien es unmöglich, Dupuy die Nachricht seiner Annäherung zu entziehen, und dann konnte er die Königin nach Maine, Berry oder Anjou schaffen. Der Herzog von Burgund zauderte nicht. Er sah nur zu wohl ein, daß das einzige Mittel, seine Partei aufrecht zu erhalten, sei, durch den Namen Isabellens, seine Empörung zu rechtfertigen und traf alle Maßregeln so gut, daß er seinen Zweck erreichte, ohne entdeckt zu werden. Er fing dies so an:

Perrinet Leclerc schien seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln.

Er wählte in seinem Heere zehntausend Reiter unter den tapfersten Männern, den tüchtigsten Pferden. Er ließ die Einen und die Andern reichlich speisen und in der Nacht des achten Tages der Belagerung von Corbeil setzte er sich an ihre Spitze und schlug den Weg nach Tours ein. Die ganze Nacht wurde unter dem tiefsten Schweigen marschirt und man hielt am Tage nur an, um die Pferde zu füttern, und setzte dann den Marsch fünfzehn Stunden lang fort, aber noch weit eiliger, als während der Nacht. Gegen Ende des Tages hielt man abermals an, und war nur noch sechs Stunden von Tours entfernt. Dieses Heer hatte überall, wo es sich zeigte, das größte Staunen erweckt; man war überrascht durch sein Schweigen und seine Schnelligkeit. Am Morgen des zweiten Tages langte der Herzog, ohne daß die Wachen benachrichtigt worden waren, um acht Uhr bei Marmoutiers an, umringte die Kirche und befahl dem Sir Hector von Saveuse, mit sechzig Mann hinein zu dringen. Als Dupuy die Krieger erblickte, die er an dem rothen Kreuze für Burgunder erkannte, gebot er der Königin, ihm zu folgen; er wollte sie durch eine Seitenthür führen, vor der ihr Wagen hielt, aber sie weigerte sich, ihm zu folgen. Er gab hierauf den beiden andern Wächtern ein Zeichen, und diese versuchten, sie mit Gewalt fortzuschleppen; aber sie klammerte sich an das Eisen des Chorgitters, vor dem sie kniete, schlang ihren Arm um die Stäbe und schwur bei dem Heilande, daß sie sich eher tödteten, als hier loßreißen lassen würde. Die Damen und die Prinzessinnen, welche die Königin begleitet hatten, liefen hier und dorthin, baten um Hilfe und schrieen nach Beistand; der Sir von Saveuse sah, daß nicht länger zu zweifeln war, er machte das Zeichen des Kreuzes, damit Gott, in dessen Hause er sich befand, ihm seine Handlung verzeihe, und zog sein Schwert; seine Begleiter folgten seinem Beispiele.

Bei diesem Anblicke sah Lorenz Dupuy ein, daß Alles für ihn verloren sei; er flüchtete sich durch die kleine Thür, schwang sich auf sein Pferd, und sprengte mit verhängtem Zügel nach der Stadt Tours, die auf seinen Ruf sich sogleich in Vertheidigungsstand setzte.

Sobald er verschwunden war, näherte der Sir von Saveuse sich

der Königin, und begrüßte sie ehrfurchtsvoll im Namen des Herzogs von Burgund.

»Wo ist er?« fragte die Königin.

»Vor dem Kirchthore, wo er Eurer wartet«, antwortete der Ritter.

Die Königin und die Prinzessinnen schritten hierauf dem Eingangsthore in der Mitte eines Spalieres Bewaffneter zu, welche schrieen: »es lebe die Königin und der Dauphin!«

Als der Herzog von Burgund sie erblickte, stieg er vom Pferde und beugte ein Knie.

»Mein sehr lieber Vetter«, sagte sie, indem sie anmuthig sich ihm näherte und ihn empor hob, »ich muß Euch mehr lieben, als irgend einen Menschen in diesem Königreiche. Ihr habt Alles im Stiche gelassen, um zu meiner Hilfe herbeizueilen, und habt mich glücklich aus meinem Gefängnisse befreit. Seid versichert, daß ich dies nie vergessen werde. Ich sehe wohl, daß Ihr stets den König und dessen Familie, das Reich und das öffentliche Wohl geliebt habt.«

Indem sie so sprach, reichte sie ihm die Hand zum Kusse.

Der Herzog antwortete ihr einige achtungsvolle Worte, ließ den Sir von Saveuse mit tausend Pferden bei ihr, und brach mit dem übrigen Theile seines Heeres gegen Tours auf, ehe die Stadt von ihrem Schrecken sich erholt hätte. Man leistete ihm keinen Widerstand, und der Herzog zog durch die Thore ein, welche die Soldaten Dupuy's verlassen hatten. Dieser Unglückliche selbst war unter den Gefangenen, und diente der Nachwelt zum Beispiele, daß man die Achtung gegen gekrönte Häupter, in welcher Lage sie sich auch befinden mögen, nie aus den Augen setzen darf.

»Und was geschah mit ihm?« fragte Perrinet.

»Er wurde gehängt.«

»Und die Königin?«

»Sie kehrte nach Chartre zurück und ging von da nach Troyes in Champagne, wo sie ihren Hof hält. Die Stände von Chartre, die aus ihren Creaturen bestehen, haben sie zur Regentin ausgerufen, so daß sie sich ein Siegel stechen ließ, wo auf einer Seite die Wappen von Frankreich und Bayern stehen, auf der andern ihr Bild mit der

Umschrift: *Isabelle, durch die Gnade Gottes Königin-Regentin von Frankreich.*

Alle diese politischen Ereignisse schienen Perrinet Leclerc wenig zu bekümmern, vielmehr schien er nach andern zu verlangen, nach denen er aber nicht zu fragen wagte. Endlich, als er sah, daß Messire Juvenal von ihm Abschied nehmen wollte, faßte er einen Entschluß und fragte so gleichgültig als möglich:

»Und sagt man nicht, ob den Damen, die die Königin begleiteten, irgendetwas Unangenehmes zugestoßen ist?«

»Keiner«, erwiderte Juvenal.

Perrinet athmete freier. »Und an welchem Orte der Stadt hält die Königin ihren Hof?«

»Im Schlosse.«

»Nur noch eine letzte Frage, Messire. Ihr seid so gelehrt, Ihr kennt das Lateinische, das Griechische und die Geographie und werdet mir gewiß auch sagen können, nach welcher Gegend des Himmels ich mich wenden muß, um die Stadt Troyes zu finden?«

Juvenal orientierte sich einen Augenblick, ergriff dann Perrinets Kopf mit der linken Hand, und wendete ihn nach einer Richtung, die er zugleich mit der rechten Hand andeutete. »Sieh«, sagte er, »dort zwischen den beiden Kirchthürmen von Saint- Ives und der Sorbonne, etwas links von dem Monde, der eben aufgeht, ist ein Stern, der etwas heller funkelt, als die andern, sie hast Du ihn?«

Perrinet nickte bejahend.

»Man nennt ihn den Merkur. Siehst Du von dem Orte, wo er glänzt bis zu der Erde eine perpendiculäre Linie, so schneidet er, von hier gesehen, die Stadt in zwei Hälften.«

Perrinet ließ die Bemerkungen, die ihn in der astronomisch-geometrischen Erklärung des jungen Rathes undeutlich schienen, stillschweigend vorübergehen, hielt sich nur an die letzte Angabe, sah etwas links an dem Kirchthurme der Sorbonne nieder, und heftete den Blick auf den Ort, wo Charlotte athmete. Was kümmerte ihn die übrige Welt, dieser einzige Ort auf der Erde umschloß sein Alles.

Er dankte durch eine Bewegung dem Messire Juvenal, der sich ernstes Schrittes entfernte, entzückt darüber, daß er seinem jungen Landsmanne diesen Beweis seiner Gelehrsamkeit ertheilt hatte. Der Dünkel hierauf, so wie die Sucht, Jedermann zu überreden, daß er von der Familie Orsini abstamme, waren die einzigen Fehler, welche man diesem strengen und unparteiischen Geschichtsschreiber zur Last legen kann.

Als Perrinet allein geblieben war, lehnte er sich mit dem Rücken an einen Baum, und obgleich der Theil von Paris, den man damals die Universität nannte, ganz nahe lag, schweiften seine Gedanken doch so sehr in die Ferne, daß er ihn nicht bemerkte. Bald, als könne ein Blick in der That einen gewaltigen Raum durchdringen, sah er an dem Horizonte nur noch die Stadt Troyes, in der Stadt das alte Schloß und in dem Schlosse das Zimmer, welches Charlotte bewohnte. In diese Betrachtungen versank er so ganz, daß er nichts von dem Geräusche hörte, welches ein Reiterhaufen machte, der die rue du Paon herauf kam, und einen Augenblick darauf den Wall berührte, für dessen Sicherheit er wachen sollte.

Der, welcher diese nächtliche Runde führte, machte seinen Begleitern ein Zeichen anzuhalten, und ritt allein an der Mauer entlang. Hier sah er sich überall nach der Schildwache um, die hier stehen mußte, und seine Augen trafen auf Perrinet, der, immer in derselben Lage denselben Traum fortsetzte, von Allem, was um ihn her vorging, nichts bemerkte.

Der Führer des kleinen Haufens näherte sich hierauf der regungslosen Gestalt, und stieß mit der Spitze des Schwertes die Filzkappe herab, die Leclercs Haupt bedeckte.

Die Vision verschwand mit der Geschwindigkeit eines Palastes, den ein Erdbeben verschlingt, eine Art von electrischem Schläge durchlief einen ganzen Körper, und unwillkürlich wendete er mit seiner Partisane das drohende Schwert ab, und schrie: »zu mir, zu mir, Ihr Bürger!«

»Du bist noch nicht recht munter, junger Mensch, oder Du träumst ganz laut«, sagte der Connetable von Armagnac, indem er wie ein Rohr die Eisenspitze von der Partisane Leclercs durch einen

Schwertstreich trennte.

Leclerc erkannte die Stimme des Gouverneurs von Paris, warf den Stock, der ihm noch in den Händen blieb, von sich, kreuzte die Hände auf der Brust, und erwartete ruhig die Strafe, die der Connetable ihm auferlegen würde, und die er verdient zu haben fühlte.

»Ei, Ihr Herren Bürger«, fuhr der Connetable fort, »man vertraut Euch die Obhut der Stadt an, und so verseht Ihr Eure Pflicht? Holla, meine Jungens«, fügte er zu seinen Begleitern gewendet hinzu, »drei Freiwillige!«

Drei Leute ritten aus der Reihe hervor.

»Einer von Euch vollende die Wache des Narren«, sagte er.

Einer der Leute stieg schweigend vom Pferde, warf den Zügel über den Arm eines Kameraden, und nahm unter dem Schatten des Thores von Saint-Germain den Posten ein, auf dem Leclerc gestanden hatte.

»Ihr«, fuhr der Connetable zu den beiden andern Soldaten fort, die eine Befehle erwarteten, »den Fuß auf den Boden, Ihr Kinder, und zählt auf die Schultern dieses Taugenichts da, mit den Scheiden Eurer Schwerter fünf und zwanzig.«

»Monseigneur«, sagte Leclerc kalt, das ist die Züchtigung eines Soldaten, und ich bin keiner.«

»Thut, was ich sage«, gebot der Connetable.

Leclerc trat auf ihn zu, und faßte ihn beim Arme.

»Ueberlegt es, Monseigneur«, sagte er.

»Ich habe gesagt, fünf und zwanzig, nicht einer mehr, nicht einer weniger«, erwiderte der Connetable.

»Monseigneur«, sagte Leclerc, indem er dem Pferde in die Zügel griff, »Monseigneur, das ist eine Strafe für einen Knecht, für einen Unterthan, und ich bin weder das Eine noch das Andere. Ich bin ein freier Mann und ein Bürger der Stadt Paris. Bestraft mich mit vierzehn Tagen, mit einem Monat Gefängniß, und ich ertrage es.«

»Man soll euch Elende wohl noch nach eurem Geschmack eine Strafe aussuchen lassen!« rief der Connetable. »Zurück!«

Bei diesen Worten drückte er seinem Pferde die Sporen ein, daß es einen Satz vorwärts that, und versetzte mit seinem Eisen beschlagenen Handschuh Leclerc einen Schlag auf das unbedeckte Haupt, und streckte ihn zu den Füßen der beiden Soldaten nieder, die den erhaltenen Befehl vollziehen sollten.

Dergleichen Befehle empfangen die Kriegsknechte stets mit Vergnügen, wenn der Züchtling ein Bürger war. Zwischen den Kriegsleuten und den Corporationen der Bürgerschaft bestand ein wahrer Haß, den die politischen Annäherungen, welche von Zeit zu Zeit Statt fanden, nie ganz verlöschen konnten; selten begegneten sich daher auch Abends in einer abgelegenen Straße ein Kriegsknecht und ein Bürger, ohne daß es zu Händeln zwischen ihnen kam, und wir müssen gestehen, daß Perrinet Leclerc nicht zu denen gehörte, welche freiwillig von den breiten Steinen wichen, dergleichen Zwistigkeiten zu vermeiden.

Es war daher ein wahres Fest für die Waffenleute des Connetable, den Befehl ihres Gebieters zu vollstrecken, als daher Perrinet zu ihren Füßen niederfiel, warfen sie sich auf ihn, und als er aus der Betäubung zu sich kam, fand er sich nackt bis zum Gürtel, die Hände über den Kopf gebunden, und an dem Aste eines Baumes befestigt, so daß nur die Spitze feines Fußes den Boden berührte; dann zogen die Soldaten die Schwerter aus den Gürteln, legten die Klingen auf den Rasen, und begannen mit den biegsamen Scheiden die Exekution.

Der dritte Soldat war hinzugetreten und zählte die Schläge.

Die ersten fielen auf den festen, weißen Körper nieder, ohne daß sie den geringsten Eindruck darauf zu machen schienen, obgleich man bei dem Scheine des Mondlichtes die bläulichen Streifen sehen konnte, die sie hinterließen; bald aber nahm jede Scheide, wenn sie von dem Körper herabfiel, ein Stück Haut, und endlich ein Stück Fleisch mit. Allmählig änderte sich der Ton der Schläge; Anfangs waren sie scharf und pfeifend, endlich wurden sie dumpf und matt, als ob sie auf eine weiche Masse fielen, und zuletzt konnten die Soldaten nur mit einer Hand schlagen, und mit der andern das Gesicht vor dem Spritzen des Blutes und den herumfliegenden

Stückchen Fleisch schützen.

Beim fünf und zwanzigsten Schlage hielten sie inne, treue Vollstrecker ihres erhaltenen Befehles. Der Verurtheilte hatte keinen Schrei, keine Klage ausgestoßen.

Einer der Waffenleute nahm sein Schwert und steckte es ruhig in seine Scheide, während der Andere den Strick zwischen dem Aste und den Händen zerhieb.

Sogleich stürzte Perrinet Leclerc, den nur der Strick gehalten hatte, zu Boden, biß in die Erde und wurde ohnmächtig.

XI.

Einen Monat nach diesen Ereignissen zu Paris nahten wichtige politische Begebenheiten in der Umgegend der Stadt ihrem Ende.

Nie war die französische Monarchie von einem nähern Untergange bedroht worden, als in diesem Augenblicke. Drei Parteien zerrissen das Reich, und Jeder dachte einen größern Fetzen davon zu erlangen, als der Andere.

Heinrich V. König von England, begleitet von den Herzögen von Clarence und Gloucester, seine Brüder, war, wie wir erwähnten, zu Touques in der Normandie gelandet; er griff das Schloß dieses Namens sogleich an, und nach viertägigem Kampfe kapitulierte es. Von hier aus zog er von Caen, das er regelmäßig belagerte, welches durch zwei Ritter von Verdienst und Namen vertheidigt wurde: Lafayette und Montenais. Ihr hartnäckiger Widerstand diente nur dazu, die Stadt mit Sturm nehmen zu lassen. Die noch frische Erinnerung an die Siege von Houfleur und Azincourt mischte sich mit diesem neuen Triumphe, und verbreitete sich in der Normandie; mehr als hunderttausend Menschen emigrierten und retteten sich nach der Bretagne, so daß der König von England, um die Städte Harcourt, Beaumont-le-Roger, Evreux, Falaise, Bayeux, Lisieux, Coutances, Saint Lo, Avramches, Argentan und Alencon zu erobern, sich nur davor zeigen oder geringe Abtheilungen seines Heeres dahin senden durfte. Cherbourg allein vertheidigt durch Johann von Angennes hielt für einige Zeit die Feinde vor seinen Mauern länger auf, als alle die andern Städte zusammen. Endlich aber ergab sich auch dieser Platz, und mit ihm sie die ganze Normandie, deren Schlüssel Cherbourg ist, in die Hände Heinrichs von England. Die Königin und der Herzog von Burgund ihrerseits besetzten die Champagne, Burgund, die Picardie und einen Theil der Ile-de France. Senlis hielt es mit den Burgundern, und Johann von Villiers, Herr von Lille-Adam, der für den König zu Pontoise befehligte, hatte sich über den Connetable zu beklagen, der ihn mit Hochmuth

behandelte, und überlieferte seine Stadt, die nur einige Stunden von Paris entfernt lag, dem Herzoge von Burgund, der Verstärkung dahin schickte, und Lille-Adam in seinem Posten als Gouverneur bestätigte.

Das übrige Frankreich, wo der Connetable im Namen des Königs und des Dauphins kommandierte, war um so weniger im Stande, lange Zeit den Angriffen dieser Feinde zu widerstehen, da der Graf von Armagnac, der sich gezwungen sah, alle Truppen in der Hauptstadt zusammen zu ziehen, dies nicht konnte, ohne daß dabei die Bürger der Stadt und die Bauern der Umgegend dabei durch den Durchzug und Aufenthalt der Soldaten viel litten. Die Unzufriedenheit war daher allgemein, und der Connetable hatte beinahe eben so viel von seinen Verbündeten, als von seinen Feinden zu fürchten.

Der Herzog von Burgund verzweifelte daran, Paris mit Gewalt zu nehmen, und versuchte aus der Unzufriedenheit Vorthail zu ziehen, die der Connetable gegen die Regierung des Königs erweckt hatte, und in der Stadt Verbindungen anzuknüpfen. Ihm ergebene Leute drangen verkleidet in Paris ein, und es bildete sich eine Verschwörung, ihm das Thor von Saint-Marcin zu überliefern. Ein Geistlicher und einige Bürger, die nicht weit von demselben wohnten, hatten falsche Schlüssel machen lassen, und dem Herzoge Boten gesendet, um ihn von dem Tage der Unternehmung in Kenntniß zu setzen. Er beauftragte damit den Sir Hector von Saveuse, der ihm durch die Entführung der Königin von Tours schon einen Beweis feiner Geschicklichkeit gegeben hatte, und er selbst setzte sich mit 6000 Mann zur Unterstützung in Marsch.

Während dieses Heer schweigend vorrückt, um den kühnen Streich zu wagen, wollen wir unsere Leser in den großen Saal des Schlosses Troyes in der Champagne einführen, wo die Königin Isabelle von den burgundischen und englischen Adel umringt, ihren Hof hält.

Wahrlich, wer sie so auf vergoldetem Sessel sähe in diesem gothischen Saale, wo der ganze Luxus des Hauses Burgund entfaltet war; wer sie so sähe, dem Einen lächelnd, dem Andern anmuthig ihre schöne Hand darreichend, einem Dritten freundliche

Worte sagend, und wer dann in den Herzensgrund dieser stolzen Prinzessin herabstiege, der würde hier die Gefühle des Hasses lesen, und erschrecken über den Kampf, den sie kämpfen muß, um so gewaltige Leidenschaften in ihrem Busen zu verschließen, und ihr Gesicht so anmuthig zu zeigen.

Der junge Ritter, der rechts neben ihr steht, und an den sie am häufigsten das Wort richtet, weil er zuletzt an ihren Hof kam, ist der Sir Villiers von Lille-Adam. Auch er verbirgt unter Lächeln und anmuthigen Worten Pläne der Rache und des Hasses, von denen er schon einen Theil vollstreckt hatte, indem er dem Herzoge von Burgund die seiner Obhut anvertraute Stadt übergeben hatte. Der Herzog jedoch glaubte, daß er, ein Mal Verräther, es auch zum zweiten Male werden könnte, und wollte ihn daher nicht mitnehmen zu dem Coup-de-main auf Paris; wie auf einem Ehrenposten ließ er ihn daher bei der Königin zurück.

Etwas hinter ihr, und halb ehrfurchtsvoll, halb vertraulich auf die Lehne ihres Sessels gestützt, plauderten unsere alten Bekannten, die Sire's von Gillac und von Graville mit einander, welche Lösegeld bezahlt und dadurch Freiheit erhalten hatten, ihrer schönen Herrscherin ihre Liebe und ihre Dienste zu widmen. So oft sie sich nach ihnen umwendete, verfinsterte sich ihre Stirn, denn sie waren Waffenbrüder des Chevalier von Bourdon, und oft schien der Name dieses unglücklichen jungen Mannes, den sie plötzlich aussprachen, als das schmerzliche und unerwartete Echo einer Stimme, die Rache schrie, in ihrem Herzen widerzutönen.

Zu ihrer Linken und auf den Stufen, auf denen ihr königlicher Armsessel wie ein Thron steht, erzählte der Herr von Vaux den Herren von Chatelux, von l'An und von Bar, wie er mit seinen Verwandten, Hector von Saveuse einige Tage zu vor in der Kirche unsrer lieben Frau zu Chartre den Sir Helyon von Jacquville überfielen, dessen Tod sie geschworen hatten; wie sie ihn, um mit seinem Blute die Stufen des Altares nicht zu besudeln, aus der Kirche schleppten, und dort ungeachtet seiner Versprechungen, ungeachtet eines Lösegeldes von fünfzigtausend Goldthalern, so tiefe Wunden beibrachten, daß er drei Tage darauf starb. Hinter

jedem dieser Herren und in einem Halbkreise standen eine Menge Pagen, reich gekleidet in die Farbe ihrer Gebieter oder deren Damen, und sprachen ebenfalls, doch leiser, als jene von Jagd und Liebe.

Mitten in dem Geräusch der allgemeinen Unterhaltung tönte zuweilen die Stimme der Königin hervor. Dann schwieg Alles und Jeder hörte deutlich die Frage, die sie an einen der Herren, die neben ihr standen, richtete, so wie die Antwort, welcher dieser ertheilte, und sogleich begann wieder das allgemeine Gespräch.

»Ihr behauptet also, Sir von Graville«, sagte die Königin, indem sie sich halb zu dem jungen Manne dieses Namens umwendete, »Ihr behauptet also, daß unser Vetter von Armagnac bei der heiligen Jungfrau und dem Heiland geschworen hat, er würde bei Lebzeiten nie das rothe Kreuz von Burgund tragen, das Wir, seine Herrin, als Erkennungszeichen für Unsere braven Vertheidiger anerkannt haben.«

»Das sind eine eignen Worte, Frau Königin.«

»Und Ihr habt sie ihm nicht mit dem Knopfe Eures Schwertes oder dem Griffe Eures Dolches in den Hals zurückgestoßen, Sir von Graville?« sagte mit einem Tone, in dem etwas Eifersucht lag, Villiers von Lille-Adam.

»Zuerst, Herr von Villiers«, erwiderte der Sir von Graville, »hatte ich weder Dolch noch Schwert, da ich Gefangener war; und dann flößt ein so berühmter Kriegsheld selbst dem Tapfersten eine Art von Ehrfurcht ein. Uebrigens weiß ich auch noch Jemanden, dem er einst noch viel härtere Worte, als die eben erwähnten, sagte; dieser war frei, er trug einen Dolch im Gürtel, ein Schwert an der Seite, und doch wagte er nicht, den Rath auszuführen, den er jetzt mit einer Kühnheit giebt, der freilich die Abwesenheit des Connetables in den Augen unsrer Königin etwas von ihrem Werthe rauben muß.«

Der Sir von Graville plauderte ruhig mit Gillac weiter.

Lille-Adam machte eine Bewegung; die Königin hielt ihn zurück.

»Sollten wir den Connetable nicht seinem Eid ungetreu machen können, Sir von Villiers? fragte sie.

»Hört, Frau Königin«, erwiderte Lille-Adam »ich lege gleich ihm

bei der heiligen Jungfrau da Gelübde ab, an keiner Tafel zu essen, in keiner Bett zu schlafen, bis ich nicht gesehen habe, wie der Connetable von Armagnac das rothe Kreuz von Burgund trägt. Verletz' ich dieses Gelübde, so möge Gott mir weder in dieser noch in jener Welt gnädig sein.«

»Der Sir von Villiers«, sagte der Baron von Vaux, indem er sich umdrehte und ihn spöttisch über die Achsel ansah, »thut ein Gelübde, welches ohne große Mühe wird erfüllen können, denn es ist wahrscheinlich, daß wir, noch ehe er Müdigkeit um Hunger spürt, erfahren, daß der Herzog von Burgund in die Hauptstadt eingezogen ist; und geschähe dies, dann wird der Connetable allzuglücklich sein, die Schlüssel seiner Stadt knieend der Königin darzureichen.«

»Gott höre Euch, Baron!« sagte Isabelle von Bayern. »Es ist endlich Zeit, daß das schöne Frankreich etwas Friede und Ruhe wieder gewinnt, und ich bin froh, daß sich die Gelegenheit bietet, Paris ohne Kampf zu nehmen; dieser würde ohne Zweifel durch Eure Tapferkeit zum Siege geworden sein, aber jeder Tropfen darin vergossenen Blutes wäre doch aus den Adern meiner Unterthanen geflossen.«

»Messeigneur's!« sagte Giac, »wenn ziehen wir ein in die Hauptstadt?« In diesem Augenblicke hörte man außerhalb einen Lärm, wie die Annäherung eines großen Reiterhaufens. Hastige Schritte ertönten auf der Treppe, beide Thürflügel öffneten sich, und ein vollständig gerüsteter Ritter trat herein, mit Staub bedeckt, die Rüstung beulig und zerschlagen von Hieben. Er trat in die Mitte des Saales und warf mit einem Fluche einen blutigen Helm auf den Tisch.

Es war der Herzog von Burgund selbst.

Alle die, welche zugegen waren, stießen einen Schrei der Ueberraschung aus und erschraken über seine Blässe.

»Verrathen!« sagte er, indem er mit beiden eisenbeschlagenen Handschuhen sich in das Gesicht schlug, »verrathen durch einen elenden Kürschner! Paris zu sehen, es zu berühren! Paris, meine Stadt nur eine halbe Stunde vor mir zu haben, die Hand nur danach ausstrecken zu dürfen, um es zu fassen! und dennoch ist es

mißlungen! mißlungen durch den Verrath eines elenden Bürgers, der ein Geheimniß nicht zu bewahren vermochte! Ja ja, Ihr Herren, seht mich nur an! Ihr glaubtet, ich würde in diesem Augenblicke an die Thore des Louvre oder des Hôtel Saint-Paul klopfen, aber nein, ich, Johann von Burgund, den man Johann ohne Furcht nennt, ich bin geflohen! Ja, Ihr Herren, ich bin geflohen! Ich habe auf dem Platze Hector von Saveuse gelassen, der nicht fliehen konnte, und in der Stadt viele meiner Leute, deren Köpfe fielen, indem sie schrieten: Es lebe Burgund! Ich konnte ihnen nicht zu Hilfe kommen! Begreift Ihr es, Ihr Herren? Wir haben eine gräßliche Vergeltung zu üben, und wir werden sie üben, nicht wahr? Nun, auch unsererseits wollen wir dem Henker zu thun geben, auch wir wollen Köpfe fallen sehen, welche schreien: Es lebe Armagnac! Ja, Hölle und Teufel, so soll es sein! Ha, Fluch über den Connetable! Der Mensch wird mich noch wahnsinnig machen, wenn ich es nicht schon bin.«

Der Herzog Johann stieß ein wildes Geschrei aus, drehte sich auf dem Absätze herum, stampfte mit dem Fuße, riß sich mit vollen Händen die Haare aus, und fiel mehr, als er sich setzte, nieder auf die Stufen vor den Armstuhl der Königin.

Isabelle warf sich erschreckt zurück.

Der Herzog von Burgund sah sie an, auf beide Ellenbogen gestützt und den Kopf schüttelnd, auf dem seine reiche Haarfülle sich sträubte, wie die Mähnen eines Löwen.

»Königin«, sagte er, »und dennoch ist es für Euch, Alles, was geschieht. Ich spreche nicht von meinem Blute (dabei legte er die Hand auf eine frische Stirnwunde), denn es bleibt mir noch genug, wie Ihr seht, um das nicht zu beklagen, welches ich verloren habe; wohl aber spreche ich von dem so vieler Andern, mit dem wir die Ebenen um Paris düngen, daß die Erndte doppelt ausfallen könnte, und das Alles Burgund gegen Frankreich, Schwerster gegen Schwester. Und während dessen wird England durch nichts zurückgehalten, durch Niemand bekämpft. Wißt Ihr wohl, Ihr Herren, das wir unsinnig sind?«

Jeder begriff, daß der Herzog sich in einem Zustande der Aufregung befand, der weder Unterbrechung noch Rathschläge

gestattete; Jedermann ließ ihn daher auch reden, und wußte, daß er bald auf seinen Haß gegen den König und den Connetable und auf feinen Lieblingsplan, die Einnahme von Paris, zurückkommen würde.

»Wenn ich denke«, fuhr der Herzog fort, »daß ich jetzt in dem Hôtel Saint Paul sein könnte, wo der Dauphin ist, daß ich hören könnte, wie die brave Bevölkerung von Paris, von der Dreiviertel mein sind, es lebe Burgund! schreit! daß Ihr, meine Königin, für ganz Frankreich wirkliche Befehle, wahre Edicte unterzeichnen könntet; daß ich den verfluchten Connetable vor mir liegen sähe, um Gnade und Erbarmen flehend! – O, aber es wird so sein«, fuhr er fort, indem er wieder aufstand, »das wird so sein, nicht wahr, Ihr Herren? es wird so sein, denn ich will es, und wenn ein Einziger von Euch sagt: Nein! so hat er es in seine Kehle hinein gelogen.«

»Herr Herzog«, sagte die Königin, »beruhigt Euch. Ich will einen Arzt holen lassen, um Eure Wunde zu verbinden, Ihr müßtet denn lieber wollen, daß ich selbst –«

»Ich danke«, erwiderte der Herzog, »es ist eine Schramme, und wollte der Himmel, daß mein braver Hector von Saveuse nicht mehr bekommen hätte!«

»Und was bekam er denn?«

»Weiß ich es? Hatte ich denn nur so viel Zeit, vom Pferde zu steigen und ihn zu fragen, ob er todt oder lebend sei? Ich sah ihn fallen mit einem Armbrustbolzen mitten in seinem Körper, wie ein Pfahl in einem Weinberge. Armer Hector! das Blut Helyons von Jacquville ist über ihn gekommen! Messire Johann von Vaux, hütet Euch! Ihr waret Theilnehmer an dem Morde, und wenn es zum Kampfe kömmt, möchtet Ihr leicht auch Euren Theil an der Strafe empfangen.«

»Großen Dank, Monseigneur«, sagte Johann von Vaux; »käme das aber so, so würde mein letzter Seufzer für meinen edlen Herrn, den Herzog von Burgund, mein letzter Gedanke für meine edle Gebieterin, die Königin Isabelle sein.«

»Ja ja, mein alter Baron«, sagte lächelnd Johann ohne Furcht, welcher allmählig seinen Zorn vergaß, »ich weiß, daß Du tapfer bist

und daß Du, wenn Gott in Deinem letzten Augenblicke Deine Seele zu empfangen sich weigerte, ganz der Mann dazu wärest, sie dem Teufel selbst streitig zu machen, der ungeachtet so mancher kleinen Sünden, die ihm ein Recht darauf geben, wohl den Kürzern ziehen dürfte.«

»Ich würde mein Bestes thun, Monseigneur«, erwiderte der Baron.

»Gut. Aber wenn die Königin uns jetzt nicht zu befehlen hat, so ist meine Meinung, meine Herren, daß wir die Ruhe suchen, deren wir für morgen wohl bedürfen möchten. Wir haben einen ganzen Krieg von vorn zu beginnen, und Gott weiß wenn er enden wird.«

Die Königin stand auf, deutete durch eine Handbewegung an, daß sie den Vorschlag des Herzog von Burgund billige, und verließ den Saal, indem sie sich auf den Arm des Sire von Graville stützte. Der Herzog von Burgund hatte bereits da Vorgefallene vergessen, als wäre es ein Traum gewesen, folgte ihnen, lachte und scherzte mit Johan von Vaux, und schien den Schmerz der blutende Stirnwunde gar nicht zu fühlen. Chatelux, L'An und Bar folgten hierauf, und endlich Giac und L'Ile-Adam. An der Thür trafen sie zusammen.

»Und Euer Gelübde?« sagte Giac lachend.

»Ich werde es erfüllen«, sagte L'Ile-Adam, », und das zwar von diesem Abend an.« Sie gingen hinaus.

Ist es uns gelungen, unsern Lesern eine genaue Kenntniß von dem Charakter Isabellens von Bayern beizubringen, so werden sie leicht erkennen, daß die Nachricht, welche Johann von Burgund ihr verkündet hatte, und die alle ihre Hoffnungen ihr raubte, auf sie einen ganz andern Eindruck machen mußte, als auf den Herzog. Von der Kaltblütigkeit des Kampfes war dieser Letztere zum Zorne des Nachdenkens übergegangen, und dieser verschwand dann, sobald er sich durch Worte Luft machen konnte. Isabelle dagegen hatte den Bericht mit der Ruhe einer haßerfüllten, aber klugen Seele angehört; es war noch mehr Galle für ihr ohnehin schon davon überströmendes Herz, in dem so viele Leidenschaften sich aufhäufte, den Augen Aller verborgen, um alle zugleich wie aus dem Krater eines Vulkanes an dem Tage der Eruption hervorzubrechen.

Ihre Wuth verrieth sich nur dadurch, daß sie, auf ihr Gemach zurückkehrend, bleich war, die Hände ballte, mit den Zähnen knirschte. Zu aufgeregt, um sich zu setzen, zu zitternd, um stehen zu können, hielt sie sich wie krampfhaft an eine der Säulen ihres Bettes, ließ den Kopf auf den Arm sinken, und rief mit gepreßter, glühender Brust nach Charlotten.

Einige Sekunden vergingen, ohne daß sie eine Antwort erhielt, oder daß irgend ein Geräusch dem benachbarten Zimmer verrieth, sie sei gehört worden.

»Charlotte!« rief sie, mit dem Fuße stampfend und ihre Stimme war so rauh und widerlich, das sie fast den menschlichen Klang verloren hatte.

Fast augenblicklich erschien das junge Mädchen furchtsam und zitternd auf der Schwelle; sie hatte an dem Tone ihrer Gebieterin Alles, was von Drohung und Zorn in dem Rufe lag, erkannt.

»Hörst Du nicht, wenn ich rufe?« sagte Königin, »muß ich immer zwei Mal rufen?«

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung, meine edle Gebieterin, aber ich war – da – bei –«

»Bei wem?«

»Bei einem jungen Menschen, den Ihr kennt, den Ihr schon gesehen habt, für den Ihr die Gnade hattet, Theil zu nehmen.«

»Wer? Wer denn?«

»Perrinet Leclerc.«

»Leclerc?« sagte die Königin, »von wo kommt er her?«

»Von Paris.«

»Ich will ihn sehen.«

»Auch er, Madame, wollte Euch sehen und verlangte Euch zu sprechen, aber ich wagte nicht –«

»Laß ihn eintreten, sage ich Dir. Sogleich, auf der Stelle! Wo ist er?«

»Dort«, sagte das junge Mädchen, hob den Vorhang in die Höhe und rief: »Perrinet Leclerc!«

Dieser trat hastig ein, und die Königin und er standen sich

gegenüber.

Zum zweiten Mal unterhandelte der arme Eisenhändler als Gleicher zum Gleichen mit der stolzen Königin von Frankreich. Zwei Mal führten dieselben Gefühle, ungeachtet des Unterschiedes ihres Ranges, sie von den entgegengesetzten Stufen der menschlichen Gesellschaft zu einander. Das erste Mal aber war's die Liebe gewesen, und das zweite Mal die Rachgier.

»Perrinet!« sagte die Königin.

»Madame!« erwiderte dieser, indem er sie fest, ansah, und ohne den Blick vor seiner Herrscherin zu senken.

»Ich habe Dich nicht wieder gesehen«, sagte Isabelle.

»Wozu das? Ihr sagtet mir, wenn man ihn lebend in ein anderes Gefängniß brächte, sollte ich ihm bis an dessen Thore folgen: wenn man ihn in ein Grab senkte, ihn bis zu demselben begleiten, und möchte er lebend oder todt sein, zurückkehren und Euch sagen — Da ist er!«

»Königin, sie haben vorausgesehen, daß ihr den Gefangenen befreien oder den Leichnam ausgraben

lassen könntet, und warfen ihn daher lebend und verstümmelt in die Seine.«

Weshalb hast Du ihn weder gerettet, noch gerächt, Unglückseliger?«

»Ich war allein, sie ihrer sechs; zwei davon sind todt. Ich that, was ich konnte, doch jetzt komme ich, um noch mehr zu thun.«

»Laß hören«, sagte die Königin.

»Ihr verabscheut den Connetable, nicht wahr Madame? Ihr möchtet Paris wieder nehmen? Und einem Menschen, der Euch Paris überlieferte und zugleich den Connetable rächte, würdet Ihr eine Gnade gewähren?«

»Die Königin lächelte mit einem Ausdrücke, der nur ihr angehörte. »O«, sagte sie, »Alles, was er

verlangen würde; die Hälfte meiner Tage, die Hälfte meines Blutes. Wo ist er aber?«

»Wer?«

»Dieser Mensch.«

»Ich bin es, Königin.«

»Du? Du? Du? Du?« fragte Isabelle verwundert.«

»Ja, ich.«

»Und wie das?«

»Ich bin der Sohn des Schöppen Leclerc; mein Vater hat während der Nacht unter seinem Kopfkissen die Schlüssel der Stadt. Ich kann Abends zu ihm gehen, ihn umarmen, mich an seinen Tisch setzen, mich dann, statt das Haus zu verlassen, mich darin verbergen, und während der Nacht in sein Zimmer dringen, die Schlüssel stehlen, die Thore öffnen.«

Charlotte stieß einen leisen Schrei aus, doch Perrinet schien ihn nicht zu hören, und die Königin achtete nicht darauf.

»Ja, das ist wahr!« sagte Isabelle nachdenkend.

»Und es wird so geschehen, wie ich sagte«, erwiderte Leclerc.

»Aber«, sagte schüchtern Charlotte, »wenn in dem Augenblicke, wo Ihr die Schlüssel nehmen wollt, Euer Vater erwacht?«

Leclerc's Haar sträubte sich auf seinem Haupte und kalter Schweiß rann bei diesem Gedanken über seine Stirn. Nach augenblicklicher Ueberlegung aber legte er seine Hand auf den Dolch, zog ihn halb aus seiner Scheide und sagte mit dumpfer Stimme: »dann bringe ich ihn wieder in den Schlaf.«

Charlotte stieß einen zweiten Schrei aus und sank auf einen Sessel nieder.

»Ja«, sagte Leclerc, ohne auf seine beinahe ohnmächtige Geliebte zu achten, »ja, ich kann Verräther und Vaternörder werden, aber ich muß mich rächen!«

»Was haben sie Dir denn gethan?« sagte Isabelle, indem sie sich ihm näherte, seinen Arm erfaßte und ihn mit dem Lächeln einer Frau ansah, welche die Rache begreift, wie grausam sie auch sein, was sie auch kosten mag.

»Was geht das Euch an, Königin? Das ist mein eigenes Geheimniß. Alles, was Ihr zu wissen nöthig habt, ist, daß ich mein Versprechen halten werde, wenn Ihr das Eurige haltet.«

»Und was verlangt Du? Ist es Charlotte, die Du liebst?

Perrinet schüttelte den Kopf mit bitterm Lächeln.

»Ist es Gold? Du sollst es haben.«

»Nein«, sagte Perrinet.

»Ist es der Adel, sind es Ehrenstellen? Wenn wir Paris nehmen, vertraue ich Dir den Befehl über die Stadt an, und mache Dich zum Grafen.«

»Auch das ist es nicht!« murmelte Leclerc.

»Und was denn?« sagte die Königin.

»Ihr seid Regentin von Frankreich?«

»Ja.«

»Ihr habt das Recht, über Leben und Tod zu sprechen?«

»Ja.«

»Ihr habt ein königliches Siegel machen lassen, welches dem Eure Macht übertragen kann, der ein damit versehenes Pergament besitzt?«

»Nun?«

»Ich muß dies Siegel unter einem Pergamente haben, und dieses Pergament muß mir ein Leben überliefern, ein Leben, mit dem ich anfangen kann, was ich will, von dem ich Niemand Rechenschaft schuldig bin, das ich selbst dem Henker streitig machen könnte.«

Die Königin erbleichte.

»Es ist nicht das Leben des Dauphin Carl oder des Königs?« sagte sie .

»Nein.«

»Ein Pergament und mein königliches Siegel« sagte lebhaft die Königin.

Leclerc nahm Beides von einem Tische und reichte es ihr dar. Sie schrieb:

»Wir, Isabelle von Bayern, durch die Gnade

»Gottes Regentin von Frankreich, die Wir wegen

»der Beschäftigung Unsers Herrn, des Königs, die

»Regierung und Verwaltung des Königreichs füh-

»ren, Wir treten hierdurch an Perrinet Leclerc,
»Eisenhändler auf dem Petit-Pont, Unser Recht
»über Leben und Tod auf –

»Der Name?« sagte Isabelle, »Auf den Grafen von Armagnac,
Connetable des Königreichs Frankreich, Gouverneur der Stadt
Paris«, erwiderte Leclerc.

»Ha«, sagte Isabelle, indem sie die Feder fallen ließ, »Du fordert
sein Leben doch wohl, um ihn zu tödten?«

»Ja.«

»Und Du wirst ihm in der Stunde seines Todes sagen, daß ich ihm
sein Paris, seine Hauptstadt nehme, als Tausch für das Leben
meines Geliebten, Zug für Zug? Du wirst ihm das sagen, hoffe ich.«

»Keine Bedingungen«, erwiderte Leclerc.

»Kein Siegel dann auch«, sagte die Königin, und schob das
Pergament zurück.

»Ich werde es ihm sagen; macht schnell.«

»Bei Deiner Seele?«

»Bei meiner Seele!«

Die Königin nahm die Feder wieder und vollendete:

»Treten an Perrinet Leclerc, Eisenhändler auf
»dem Petit-Pont, Unser Recht über Leben und
»Tod auf den Grafen von Armagnac, Connetable
»des Königreichs Frankreich, Gouverneur der Stadt
»Paris, ab. Wir verzichten für immer auf jedes
»Recht über das Leben und die Person des genann-
»ten Connetable.«

Sie unterzeichnete und drückte das Siegel bei.

»Nimm!« sagte sie, ihm das Pergament bietend.

»Ich danke!« erwiderte Leclerc, indem er es nahm.

»Das ist teuflisch!« rief Charlotte.

Das junge, unschuldige, reine Mädchen glich einem Engel, der
gezwungen war, der Abschließung eines Pactes zwischen zwei
Teufeln beizuwohnen.

»Jetzt, fügte Leclerc hinzu, »bedarf ich eines Mannes, mit dem ich

die Ausführung überlegen und verabreden kann. Sei er edel oder schlecht, das kümmert mich wenig, vorausgesetzt, daß er Macht und guten Willen besitzt.«

»Rufe einen Diener, Charlotte!« gebot die Königin.

Charlotte rief, der Diener kam.

»Sage dem Sire von Villiers l'Ile-Adam, daß ich ihn sogleich erwarte, und führe ihn hierher.«

Der Diener verneigte sich und ging.

L'Ile-Adam, treu seinem Gelübde, hatte sich, in seinen Mantel gehüllt, auf den Boden geworfen; er durfte daher nur aufstehen, um vor der Königin zu erscheinen.

Fünf Minuten darauf stand er vor ihr.

Isabelle trat ihm entgegen, und, ohne auf seinen ehrfurchtsvollen Gruß zu achten, sagte sie:

»Hier ist ein junger Mensch, der mir die Schlüssel von Paris ausliefert; ich bedarf aber eines Ritters von Muth und Entschlossenheit, dem ich sie übergebe. Ich dachte an Euch.«

L'Ile-Adam fuhr zusammen; seine Augen funkelten, er wendete sich zu Leclerc und streckte die Hand aus, die seinige zu drücken; da bemerkte er an der einfachen Kleidung des Eisenhändlers, wie geringen Standes der sei, dem er ein solches Zeichen der Gleichheit zu geben im Begriff gestanden. Seine Hand sank an dem Schenkel herab, und sein Gesicht nahm den gewöhnlichen Ausdruck des Hochmuthes wieder an, der auf einige Augenblicke aus seinen Zügen gewichen war.

Keine dieser Bewegungen entging Leclerc's Aufmerksamkeit, welcher regungslos, die Arme über die Brust gekreuzt, stehen blieb, eben so wie L'Ile-Adam die Hand ausstreckte, als wie er sie zurückzog.

Mit bitterm, erzwungenem Lachen sagte er dann: »Bewahrt Eure Hand, Sire von L'Ile-Adam, um Euren Feind damit zu treffen, obwohl ich einiges Recht darauf hätte, sie zu berühren; denn so wie Ihr, verkaufe auch ich meinen König und mein Vaterland. Behaltet Euern Handschlag, Herr von Villiers, obgleich wir Brüder im Verrathe sind.«

»Junger Mensch!« schrie L'Ile-Adam.

»Schon gut; laßt uns von etwas Anderm reden. Steht Ihr mir für fünfhundert Lanzen?«

»Ich habe tausend Mann in der Stadt Pontoise, wo ich befehlige.«

»Die Hälfte genügt, wenn sie tapfer ist. Ich lasse Euch mit ihr ein in die Stadt, doch da endet meine Sendung. Verlangt weiter nichts von mir.«

»Ich übernehme das Uebrige.«

»Gut, so laßt uns abreisen, ohne einen Augenblick zu verlieren, und während des Weges werde ich Euch mit meinen Plänen bekannt machen.«

»Guten Muth, Herr von L'Ile-Adam«, sagt Isabelle.

L'Ile-Adam beugte ein Knie, küßte die Hand, welche seine edle Gebieterin ihm reichte, und verließ das Gemach.

»Erinnere Dich Deines Versprechens, Perrinet«, sagte die Königin. »Ehe er stirbt, erfahre er, daß ich es bin, seine Todfeindin, die ihm Paris abnimmt, als Ersatz für das Leben meines Geliebten.«

»Er soll es wissen!« erwiderte Leclerc, indem er das Pergament in seine Brust schob, und das Wamms darüber zuknöpfte.

»Lebe wohl, Leclerc«, sagte mit leiser Stimme Charlotte.

Aber der junge Mensch hörte sie nicht, und stürzte aus dem Gemache.

»Die Hölle führe sie zum Ziele!« sagte die Königin.

»Gott wache über sie!« flüsterte Charlotte.

Die beiden jungen Leute gingen miteinander zu den Ställen hinab; L'Ile-Adam wählte seine beiden besten Rosse, Jeder sattelte und zäumte das seinige, und schwang sich in den Sattel.

»Wo finden wir andere, wenn diese stürzen?« sagte Leclerc, »denn bei der Schnelligkeit unters Rittes werden sie kaum den dritten Theil des Weges aushalten.«

»Ich gebe mich bei den burgundischen Posten auf unserm Wege zu erkennen, und man wird uns mit neuen versehen.«

»Gut!« Sie drückten ihren Pferden die Sporen ein, ließen den Zügel schießen, und flogen wie der Wind davon.

Wahrlich, der, welcher sie so durch Nacht und Graus an sich vorüber sprengen sah, hätte noch lange nachher erzählen können, daß er einen neuen Faust und einen andern Mephistopheles auf ihrem Geisteritt erblickte.

XII.

Perrinet Leclerc hatte die günstigste Zeit zur Ueberlieferung von Paris erwählt. Die Verzweiflung der Bürger hatte den höchsten Gipfel erreicht, und alle Welt schrie über den Connetable, der täglich seine Strenge und Grausamkeit gegen die Pariser verdoppelte, und beschuldigte ihn des Unglückes, da der Zeit angehörte. Seine Waffenleute mißhandelten die Bürger, ohne daß diese dafür Gerechtigkeit erlangen konnten; seit ihr Feldherr gezwungen worden war, die Belagerung von Senlis aufzuheben waren sie wegen ihrer Niederlagen noch wüthender. Niemand konnte die Stadt verlassen, und wenn Jemand dies trotz der gegebenen Befehle versuchte, und durch die Kriegsleute dabei betreten wurde, plünderten sie ihn aus oder prügelten ihn. Beklagten sie sich dann bei dem Connetable oder bei dem Oberrichter, so antworteten diese: »das ist gut, was wolltet Ihr da?« Oder auch: »Ihr würdet Euch nicht so beklagen, wenn es Eure guten Freunde, die Burgunder, gewesen wären«, und mehr dergleichen.

Das Journal de Paris erzählt, die Neckereien hätten sich selbst auf die Diener des Königs erstreckt. Mehrere derselben waren in das bois de Boulogne gegangen, um Bäume zu dem Feste des ersten Mai zu holen; die Waffenleute, welche Ville l'Évêque besetzt hielten, und die dem Connetable angehörten, verfolgten sie, tödteten einen von ihnen, und verwundeten mehrere. Das war noch nicht Alles. Da es an Geld fehlte, beschloß der Connetable, durch jedes mögliche Mittel welches herbeizuschaffen. Er ließ den Schmuck der Kirchen, und selbst die Gefäße von St. Denis wegnehmen. Das Land war so verwüstet, daß es keine Lebensmittel mehr lieferte. Die armen Handwerker mußten, an den Wällen und Kriegsmaschinen arbeiten, man bezahlte sie nicht dafür, und schlug und schimpfte sie, wenn sie so unklug waren, Lohn zu verlangen. Diese Plackereien, welche ursprünglich von dem Grafen von Armagnac herrührten, verursachten fast jeden Abend Zusammenläufe in den Straßen. Die

lächerlichsten Gerüchte wurden hier erzählt, und mit dem Geschrei des Haffes und der Rachgier empfangen; bald zeigte sich dann aber ein Haufe Bewaffneter am äußersten Ende der Straße, deren ganz Breite er einnahm, zog das Schwert, setzte die Pferde in Galopp, warf Alles vor sich nieder, und sprengte die Aufläufe aus einander, die sich dann wieder bildeten.

Am Abend des 28. Mai 1418 hatte so auf der Platze der Sarbonne sich ein Volkshaufe versammelt. Schüler, mit Stöcken bewaffnet; Fleischer mit dem Messer an der Seite; Handwerker, mit den Instrumenten in der Hand, die ihnen bei ihre Arbeiten dienten, bildeten den größern Theil. Auch Frauen spielten dabei eine thätige Rolle, die mich immer gefahrlos für sie blieb, denn die Bewaffneten trafen ohne Unterschied Männer, Weiber, Kinder und Greife, mochten sie sich vertheidigen oder nicht, mochten sie als Feinde oder nur als Neugierige da sein.

»Wißt Ihr wohl, Meister Lambert«, sagte ein altes Weib, indem es sich auf den längsten ihre beiden Füße stellte, um dadurch dem Gesichte dessen näher zu kommen, mit dem sie sprach: »wiß Ihr, weshalb man bei den Kaufleuten gewaltsam die Leinwand mitgenommen hat? Sagt, wißt Ihr es?«

»Ich denke, Mutter Jehanna«, erwiderte der Angeredete, ein Zinngießer, von dem es bekannt war, daß er keinen Auflauf vorübergehen ließ, ohne sich darein zu mischen, »ich denke, es geschah, um, wie der verfluchte Connetable sagte, Zelte für das Heer daraus zu machen.

»Ihr irrt. Es ist geschehen, um alle Frauen in Säcke zu nähen, und in den Fluß zu werfen.«

»So«, sagte Meister Lambert, der über diese willkürliche Maßregel weit weniger aufgebracht schien, als die Rednerin, »glaubt Ihr das?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Pah, wenn's weiter nichts ist«, sagte ein Bürger.

»Nun, was verlangt Ihr denn noch mehr, Meister Bourdichon?« entgegnete unsere alte Bekannte, die Mutter Jehanna.

»Es sind nicht die Weiber«, erwiderte jener, »welche die Armagnacs fürchten, sondern die Versammlungen der Männer.

Deshalb sollen auch Alle, die an solchen Versammlungen Theilnehmen, erwürgt werden. Die unter ihnen, welche im voraus den Eid geleistet haben, Paris lieber den Engländern zu überliefern, als es den Burgundern wieder einzuhändigen, sollen verschont bleiben.

»Und woran wird man sie erkennen?« fiel der Zinngießer mit einer Hast ein, die verrieth, welche Wichtigkeit er der Nachricht beilege.

»An einem bleiernen Thaler, der auf der einen Seite ein rothes Kreuz, auf der andern den englischen Leoparden hat.«

»Ich«, sagte ein Schüler, indem er auf einen Eckstein stieg, »ich habe eine Fahne mit dem Wappen des Königs Heinrich von England gesehen; sie war in dem Collegio von Navarra gestickt, das ganz aus Armagnacs besteht, und sollte auf den Thoren der Stadt aufgepflanzt werden.«

»Brennt das Collegium nieder!« riefen mehrere Stimmen, welche aber zum Glück eine nach der andern verstummte.

»Ich«, sagte ein Handwerker, »habe fünf und zwanzig Tage lang an der großen Kriegsmaschine arbeiten müssen, und als ich von dem Oberrichter meinen Lohn verlangte, sagte er: »Canaille, hast Du keinen Sous mehr, einen Strick zu kaufen, um Dich daran aufzuhängen?«

»Tod, Tod dem Prevot und dem Connetable! Es leben die Burgunder!«

Dieses Geschrei fand eintausendstimmiges Echo; doch in demselben Augenblicke sah man an dem äußersten Ende der Straße die Lanzen einer Freicompagnie, aus Genuesern zusammengesetzt, und in dem besondern Dienste des Connetable.

Nun begann eine jener Scenen, von denen wir sprechen, und die wir näher zu beschreiben nicht nöthig haben, da Jeder sich einen Begriff davon machen kann. Männer, Weiber und Kinder entflohen unter wildem Geschrei. Die Kriegersleute breiteten sich über die ganze Straße aus, und wie ein Sturmwind die Herbstblätter vor sich hertreibt, so die Reiter die menschlichen Geschöpfe; die Einen trafen sie mit den Spitzen ihrer Lanzen, die Andern traten sie unter die Hufe ihrer Pferde, ließen keine Hausecke, keine Fenstervertiefung

frei, und handelten mit einer Erbitterung, einer Unmenschlichkeit, welche fast immer die Kriegersleute zeigen, wenn sie es mit den Bürgern zu thun haben.

In dem Augenblicke, wo die Wache erschien, suchte Jeder sein Heil in der Flucht, wie wir bereits erwähnten, ausgenommen jedoch ein junger Mensch, der, mit Staub bedeckt, erst wenige Minuten zuvor sich unter den Haufen gemischt hatte. Er begnügte sich damit, zu der Thür sich umzuwenden, an der er gelehnt gestanden hatte, steckte die Klinge seines Dolches unter den Drücker, hob ihn empor, öffnete die Thür und verschloß sie wieder hinter sich. Als der schwächer werdende Hufschlag der Pferde ihm sagte, daß die Gefahr vorüber sei, öffnete er die Thür wieder, steckte den Kopf vorsichtig hervor, sah nicht mehr, als einige Sterbende am Boden, und schlug ruhig den Weg nach der rue des Cordeliers ein, die er bis zu dem Walle von St. Germain hinabging. Dort blieb er vor einem kleinen Hause stehen, das sich an den Wall lehnte, drückte an einer verborgenen Feder, und die Thür öffnete sich.

»Ach, Du bist es, Perrinet?« sagte ein Greis.

»Ja, mein Vater, ich will Euch um ein Abendessen bitten.«

»Sei willkommen, mein Sohn!«

»Das ist noch nicht Alles, mein Vater; es ist ein großer Aufstand unter dem Volke von Paris, und die Straßen sind unsicher während der Nacht. Ich möchte hier schlafen.«

»Nun gut«, sagte der Greis, »hast Du nicht stets Deine Stube und Dein Bett, Deinen Platz am Heerde und am Tische?« Und hörtest Du mich je klagen, daß Du zu häufig kämest?«

»Nein, mein guter Vater«, sagte der junge Mensch, indem er sich in einen Sessel warf, und den Kopf in die Hände stützte; »nein, Ihr seid gut und liebt mich.«

»Ich habe ja nur Dich, mein Kind, und Du hat mir niemals Kummer gemacht.«

»Mein Vater«, sagte Perrinet, indem er auf fand, »ich fühle mich leidend. Erlaubt, daß ich auf mein Zimmer gehe; ich könnte nicht mit Euch essen.«

»Geh, mein Sohn; Du bist zu Haus.«

Perrinet öffnete eine kleine Thür und stieg eine steile Treppe hinan, ohne den Kopf umzuwenden, ohne seinen Vater anzusehen.

»Der Junge ist seit einigen Tagen traurig«, sagte seufzend der alte Leclerc, und setzte sich allein an den Tisch, auf den er bei der Ankunft des jungen Menschen ein zweites Couvert gestellt hatte.

Einige Zeit hörte er über seinem Kopfe noch den Schritt seines Sohnes, dann wurde aber Alles still, er glaubte, daß Perrinet schlief, sprach einige Gebete für ihn, kehrte zurück in sein Schlafzimmer und legte sich zu Bett, nachdem er die Vorsichtsmaßregeln genommen hatte, seiner Gewohnheit nach den Schlüsselbund unter ein Kopfkissen zu legen.

Eine Stunde ungefähr war verflossen, ohne daß das Schweigen in dem Hause des alten Thürhüters gestört wurde. Plötzlich knarrte die erste Thür, und die Stufen der Treppe knackten unter dem Schritte Perrinets, der bleich und mit angehaltenem Athem hereinschlich. Als er den Boden unter seinen Füßen fühlte, blieb er einen Augenblick stehen, um zu horchen. Nichts verrieth, daß er gehört worden sei. Auf den Zehen, und den Schweiß von seiner Stirn wischend, schlich er hierauf zu der Kammer seines Vaters; die Thür war nicht zu, und er stieß sie leise zurück.

Die Laterne, welche dem Greife diente, wenn er zufällig aufstehen mußte, um einen Bürger, der sich verspätet hatte, einzulassen, brannte auf dem Kaminsimse, und verbreitete genug Licht, um dem Thorhüter, wenn er erwachte, zu zeigen, daß er nicht allein im Zimmer sei; Leclerc fürchtete aber, wenn er das Licht ausbliese, im Dunkeln an irgend einen Gegenstand zu stoßen, und seinen Vater dadurch zu wecken. Er ließ es daher brennen.

Es war gräßlich anzusehen, wie der junge Mensch mit gesträubtem Haar, die Stirn in Schweiß gebadet, die linke Hand auf den Dolch gestützt, mit der Rechten an die Mauer sich lehrend, bei jedem Schritt anhielt, damit der Boden unter seinen Füßen nicht knisterte, langsam, aber doch Schritt für Schritt, sich dem Bette näherte, von dem er den glühenden Blick nicht abwendete. Er bebte bei dem heftigen Pochen seines eigenen Herzens, das gegen die

ruhigen Althemzüge des Greises so sehr abstach; endlich verbarg nur noch der halbzugezogene Vorhang ihm den Kopf seines Vaters; er that noch einige Schritte, streckte die Hand aus, und ließ sie zitternd unter das Kopfpolster gleiten. Unmöglich wäre es, die gräßliche Angst zu beschreiben, die er dabei ausstand, denn er fühlte, daß eine Bewegung seines Vaters, ein Seufzer ihn zum Vaternörder machen würde.

Endlich fühlte er das kalte Eisen, seine gebogenen Finger berührten die Schlüssel; er faßte den Ring, der sie zusammenhielt, zog sie langsam hervor, nahm sie in die andere Hand, daß sie nicht klimpern konnten, und kehrte dann mit derselben Vorsicht, mit der er hereingeschlichen war, zurück, Besitzer des Schatzes, der seine Rache sichern sollte.

An der Straßenthür versagten die Beine ihm den Dienst, und er sank nieder auf die Stufen der Treppe, die zu dem Walle führte. Kaum ruhte er einige Minuten daselbst, als die Uhr des neuen Franciscanerklosters elf schlug.

Bei dem elften Schlage stand Perrinet auf, der Sire von l'Île-Adam und seine fünfhundert Reiter mußten nur noch einige Schritte von dem Walle entfernt sein.

Leclerc stieg rasch die Treppe hinan; als er oben war, hörte er den Hufschlag mehrerer Pferde, die von der Stadt herkamen und gerade auf ihn zu.

»Wer da?« rief die Schildwache.

»Nachtronde«, antwortete die rauhe Stimme des Connetable.

Perrinet warf sich nieder auf den Bauch, und die Reiter kamen wenige Schritt an ihm vorüber. Die Schildwache wurde abgelöst, und der Connetable mit seinen Begleitern entfernte sich wieder.

Perrinet kroch wie eine Schlange bis zur Mitte der Linie, die der Soldat auf seinem Posten zu beschreiten hatte; als die Schildwache neben ihm war, sprang er plötzlich auf und stieß den Kriegsknecht nieder, noch ehe er Zeit gehabt hatte, zu schreien, oder sich zu vertheidigen.

Ohne einen Seufzer hauchte der Soldat sein Leben aus.

Perrinet schleppte die Leiche in eine ganz dunkle Ecke hinter dem Thor, setzte den Helm des Ermordeten auf den Kopf, nahm die Partisane in die Hand, um für ihn gehalten zu werden, und trat zu dem Rande der Mauer. Lange ließ er den Blick über die Ebene schweifen, und als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, kam es ihm vor, als wenn er eine schwarze, breite Linie bemerkte, die langsam heranrückte.

Perrinet näherte beide Hände dem Munde und ahmte den Schrei der Nachttaube nach. Ein ähnlicher Schrei antwortete ihm aus der Ebene herauf; es war das verabredete Signal.

Er stieg hinab und öffnete das Thor. Außerhalb lehnte bereits ein Mann gegen die Flügel. Es war der Sire von l'Île-Adam, den seine Ungeduld den Andern vorausgetrieben hatte.

»Es ist gut, Du hast treu Wort gehalten«, sagte der Ritter leise.

»Und Eure Mannschaft?«

»Da ist sie.«

In der That erschien auch die Colonne, welche der Herr von Chevreuse, der Sire von Ferry de Mailly und der Graf Lyonnet von Bournonville befehligte, an der Ecke des letzten Hauses der Vorstadt St. Germain, und glitt wie eine Schlange unter dem aufgezogenen Fallgatter hindurch in das Innere der Stadt. Perrinet schloß das Thor hinter den Kriegern wieder zu, stieg auf den Wall und warf die Schlüssel in den wassergefüllten Stadtgraben hinab.

»Was machst Du?« sagte L'Île-Adam.

»Ich habe Euch die Möglichkeit geraubt, rückwärts zu blicken«, antwortete er.

»So wollen wir vorwärts«, entgegnete der Ritter.

»Dort ist Euer Weg«, sagte Leclerc, indem er auf die rue du Paon deutete.

», Und Du?«

»Ich? – Ich gehe einen andern.«

Er eilte in die rue des Cordeliers, erreichte die Brücke von Notre-Dame, ging über den Fluß, dann die rue St. Honoré hinab bis zu dem Hôtel Armagnac, trat dort hinter einen Mauervorsprung und

blieb regungslos wie eine Bildsäule stehen.

Während dessen hatte L'Ile-Adam den Fuß erreicht und war an demselben bis zum Chatelet hinaufgezogen. Dort angelangt, theilte er seinen kleinen Haufen in vier Abtheilungen. Die eine, unter dem Herrn von Chevreuse, schlug die Richtung nach dem Hôtel des Dauphin ein, der in der rue de la Verrerie wohnte; die zweite, unter Ferry de Mailly, zog die rue St. Honoré hinab, das Hôtel Armagnac zu umzingeln und den Connetable zu überfallen. L'Ile-Adam hatte bei Todesstrafe geboten, ihm denselben lebend zu bringen. Der dritte Haufe, unter L'Ile-Adam selbst, zog gegen das Hôtel St. Paul, wo der König war; der vierte endlich, unter Lyonnet von Bournonville, blieb auf dem Platze des Chatelet, um dem der drei übrigen, der dessen bedürfen würde, Hilfe zu bringen. Alle schrien: »Unsere liebe Frau vom Frieden, es lebe der König, es lebe Burgund! Alle die, welche den Frieden wollen, greifen zu den Waffen und folgen uns!«

Bei diesem Geschrei öffneten sich die Fenster, und überall erschienen Köpfe, bleich von Schrecken, die, als sie den drohenden Ruf hörten und die Farben von Burgund erkannten, in das Geschrei ausbrachen: »Tod den Armagnac's! Es leben die Burgunder!« Und Volk, Bürger, Schüler folgten lärmend und bewaffnet jedem dieser Haufen.

Es war ohne Zweifel eine große Unvorsichtigkeit der Führer, den Alarm so zu verbreiten; denn der kostbarste der Gefangenen, die sie zu machen meinten, entschlüpften ihnen. Tanneguy Duchâtel eilte bei dem ersten Rufe zu dem Dauphin, warf Alles über den Haufen, was sich ihm entgensetzte, drang bis in das Zimmer, wo er schlief, fand ihn auf seinem Lager, schon erweckt durch den Lärmen, der bis zu ihm gedrungen war. Ohne eine Minute zu verlieren, ohne auf die Fragen des Dauphin zu antworten, hüllte er ihn in die Decken seines Bettes, warf ihn über die kräftigen Schultern, wie die Amme ein Kind, und trug ihn davon. Robert le Maffon, sein Kanzler, hielt ein Pferd bereit; er bestieg es mit seiner kostbaren Bürde, und zehn Minuten darauf hatte die unnehmbare Bastille die Thore hinter ihnen geschlossen, und sicherte hinter ihren festen Mauern den einzigen Erben der alten französischen Monarchie.

Ferry von Mailly, der gegen das Hôtel Armagnac vordrang, war nicht glücklicher, als der Herr von Chevreuse. Der Connetable, der, wie wir sahen, eine unbedeutende Nachtronde führte, hörte das Feldgeschrei der Burgunder, sah, daß jede Vertheidigung nutzlos sei, und dachte an sein Leben. Er flüchtete sich daher in das Haus eines armen Maurers, gestand ihm, wer er sei, und verhiess ihm eine Belohnung im Verhältniß zu dem Dienste, den er forderte. Der Maurer verbarg ihn und versprach, das Geheimniß zu bewahren.

Der Haufe, welcher den Connetable zu überfallen hoffte, näherte sich dem Hôtel Armagnac, besetzte alle Ausgänge und sprengte dann das Hauptthor. In dem Augenblicke, wo es nachgab, sprang von der Mauer gegenüber ein Mensch hervor, stieß alle Welt bei Seite und drang zuerst in das Hôtel; Ferry von Mailly war der Zweite.

Während dessen war der Herr von L'Ile-Adam glücklicher gewesen, hatte das Hôtel Saint-Paul erreicht und war, nach einem schwachen Kampfe mit den Wachen, in das Innere eingedrungen, und hatte selbst das Gemach des Königs gefunden. Der arme alte Monarch, über den selbst seine eignen Diener sich lustig machten, die seit längerer Zeit seinen Befehlen nicht mehr gehorchten, schien diesen Abend ganz von ihnen vergessen worden zu sein. Einige Ueberbleibsel eines Feuers, das nicht hinreichen konnte, die Kälte eines Gemaches zu vertreiben, glimmten an der Ecke des großen gothischen Kamines. Auf einem hölzernen Schemel daneben saß zähneklappernd ein halbnackter Greis: das war der König von Frankreich.

L'Ile-Adam stürzte in das Zimmer, ging gerade auf das Bett zu, fand dies leer, drehte sich um, und erblickte den bejahrten Monarchen, der mit seinen gefurchten, zitternden Händen die Reste des Feuers zusammen schob.

L'Ile-Adam näherte sich ihm ehrfurchtsvoll und begrüßte ihn im Namen des Herzogs von Burgund.

Der König wendete sich um, ließ seine Hände herabhängen, sah mit verwirrtem Blicke den Sprechenden an und sagte:

»Wie geht es meinem Vetter von Burgund? Ich habe ihn seit langer Zeit nicht gesehen.«

»Sire, er schickt mich zu Euch, damit alle Trübsal, die das Reich bedrückt, ein Ende nehme.«

Der König wendete sich, ohne zu antworten, wieder zu dem Feuer.

»Sire«, fügte L'Ile-Adam hinzu, welcher sah, daß in diesem Augenblicke des Wahnsinns der König die politischen Gründe, die er entwickeln wollte, weder begreifen noch ihnen folgen konnte; »Sire, der Herzog von Burgund bittet Euch, das Pferd zu besteigen, und Euch an meiner Seite in den Straßen der Stadt zu zeigen.«

Carl VI. stand maschinenmäßig auf, stützte sich auf den Arm L'Ile-Adams und folgte ihm ohne Widerstand, denn es blieb dem armen Greife weder Gedächtniß, noch Vernunft. Es kümmerte ihn daher wenig, was man in seinem Namen befahl und in wessen Hände er fiel. Er wußte selbst nicht mehr, was ein Armagnac oder ein Burgunder sei.

L'Ile-Adam begab sich mit seinem königlichen Gefangenen nach dem Chatelet. Er hatte erkannt, daß die Anwesenheit des Königs in der Mitte der Burgunder ein Zeichen der königlichen Billigung alles dessen sein würde, was vorgehen sollte. Er übergab seinen Gefangenen den Händen Lionet's von Bournonville, dem er eine strenge, doch achtungsvolle Aufsicht anempfahl.

Als diese politische Maßregel getroffen war, sprengte er im Galopp durch die rue Saint Honoré, stieg vor dem Hôtel Armagnac von dem Pferde und drang in das Innere ein, wo man nur Geschrei und Flüche hörte. Er eilte die Treppe hinauf und stieß heftig mit einem Herabkommenden zusammen, so daß Beide sich halten mußten, um nicht zu fallen. Sie erkannten sich.

»Wo ist der Connetable?« sagte L'Ile-Adam.

»Ich suche ihn«, erwiderte Perrinet Leclerc.

»Verwünscht sei Ferry von Mailly, der ihn entschlüpfen ließ!«

»Er ist nicht in sein Hôtel zurückgekehrt.«

Beide stürzten wie zwei Unsinnige die Treppe hinab, und schlugen die erste beste Straße ein, die vor ihnen lag.

Während dieser Zeit fand ein gräßliches Gemetzel Statt. Man hörte nur das Geschrei: Zu Tode, zu Tode mit den Armagnacs!

Schlagt sie todt, alle!

Haufen bewaffneter Schüler, Bürger und Fleischer durchzogen die Straßen, schlugen die Thüren der Häuser derer ein, von denen sie wußten, daß sie Anhänger des Connetable waren, und hieben die Unglücklichen in Stücke. Massen von Weibern und Kindern thaten mit ihren Messern die vollends ab, die noch athmeten.

Sobald das Volk sich von dem Joche des Connetable befreit sah, ernannte es Vaux de Bar an der Stelle Duchâtels zum Prevot von Paris. Als der neue Beamte die Pariser von solcher Wuth ergriffen sah, wagte er nicht, ihnen Widerstand zu leisten, und sagte bei dem Anblick der Metzeleien: »Meine Freunde, thut, was Euch gefällt.«

Bald war es daher nur noch eine entsetzliche Schlachtereier, Armagnac's hatten sich in die Kirche der Priorei von Saint-Eloy geflüchtet, wo selbst einige Burgunder sie entdeckten und ihren Kameraden diesen Zufluchtsort bezeichneten. Der Sire von Villette, Abt von Saint-Denis, versuchte vergeblich, sie zu beschützen; er trat vor das Kirchthor, geschmückt mit seiner Amtskleidung und die heilige Hostie in der Hand. Schon wurden die blutgefärbten Streitäxte gegen ihn geschwungen, als der Herr von Chevreuse ihn in Schutz nahm und mit forttrieb. Seine Entfernung war das Signal zu allgemeinem Todt schlage in der Kirche. Man hörte nichts als Geschrei, man sah nichts als blitzende Schwerter und Streitäxte; die Todten häuften sich bald in dem Schiffe der Kirche, und aus dem Berge menschlicher Körper floß bald, wie ein Quell aus dem Fuße eines Hügels, ein Blutstrom hervor. L'île-Adam, der vorüber ritt, hörte den Lärmen und lenkte sein Pferd unter das Thor. »Es ist gut«, sagte er, indem er seine Leute bei der Arbeit erblickte, »das geht gut, und ich habe gute Fleischer! Kinder, saht Ihr den Connetable nicht?«

»Nein, nein«, riefen zwanzig Stimmen zu- gleich, »nein! Tod dem Connetable! Tod den Armagnac's!«

Und die Vertilgung wurde fortgesetzt.

L'île-Adam wendete den Zügel seines Rosses und suchte seinen Feind anderwärts.

Ein ähnlicher Auftritt fand bei dem Thurme des Palastes Statt. In diesen hatten sich einige hundert Menschen geflüchtet, und suchten

ihn zu vertheidigen. In ihrer Mitte, das Crucifix in der Hand, fanden die Bischöfe von Coutances, von Bayeux, von Senlis und von Xaintes. Der Sturm währte nur einen Augenblick. Die Burgunder erstiegen den Thurm trotz eines Regens von Steinen, und als sie einmal Herren des Palastes waren, erwürgten sie Alles, was sich darin verborgen hatte.

Mitten in diese Metzelei stürzte sich plötzlich ein Mensch, der bleicher, athemloser, schweißbedeckter war, als alle Anderen.

»Ist der Connetable hier?« rief er.

»Nein«, erwiderten die Burgunder.

»Wo ist er?«

»Man weiß es nicht, Meister Leclerc. Der Hauptmann L'Ile-Adam hat demjenigen, der ihm sagt, wo er versteckt ist, eine Belohnung von tausend Goldthalern verheißen.«

Perrinet hörte nicht weiter, eilte zu einer der Leitern, die am Thurme standen, stieg hinab und war auf der Straße.

Ein Haufe genuesischer Armbrustschützen war bei dem Kloster Saint-Honoré überfallen worden; sie hatten sich ergeben, und man versprach ihnen das Leben, dennoch aber erwürgte man sie, sobald man sie entwaffnet hatte. Die Unglücklichen empfingen den Tod auf den Knieen, indem sie um Gnade flehten. Jeder wollte der Erste sein, sie nieder zu stoßen. Zwei Männer jedoch, eine Fackel in der Hand, begnügten sich, ihnen die Helme abzureißen und Einem nach dem Andern in das Gesicht zu leuchten. Sie stellten diese Untersuchung mit der Sorgsamkeit der Rache an, und überließen denen, welche auf sie folgten, die Ermordung der Feinde. In der Mitte des Haufens trafen und erkannten sie sich.

»Der Connetable?« fragte L'Ile-Adam.

»Ich suche ihn«, erwiderte Leclerc.

»Herr Leclerc!« rief in diesem Augenblicke eine Stimme aus dem Haufen.

Perrinet wendete den Kopf um, und erkannte den Rufenden.

»Nun, Thiebert«, sagte er, »was willst Du?«

»Könnt Ihr mir nicht sagen, wo ich den Herrn von L'Ile-Adam

finde?«

»Ich bin es«, sagte der Ritter.

Ein Mensch in einem Staub und Kalk bespritzten Kleide trat näher.

»Ist es wahr, daß Ihr dem tausend Goldthaler versprochen habt, der Euch den Connetable ausliefern würde?«

»Ja«, erwiderte L'Ile-Adam.

»Zahlt sie mir aus«, sagte der Maurer, »und ich zeige Euch den Ort, wo er verborgen ist.«

»Halte Deine Schürze auf«, schrie L'Ile-Adam, indem er ihm Hände voll Gold hinein warf », und nun sage, wo er ist.«

»Bei mir; ich will Euch dahin führen.«

Ein Gelächter ertönte hinter ihnen; L'Ile-Adam sah sich nach Leclerc um, aber dieser war verschwunden.

»Schnell!« sagte der Hauptmann, »führe mich!«

»Einen Augenblick«, erwiderte Thiebert, »haltet mir die Fackel, daß ich zählen kann.«

L'Ile-Adam zitterte vor Ungeduld, und leuchtete dem Maurer, welcher die Thaler vom ersten bis zum letzten zählte; es fehlten noch an fünfzig.

»Die Rechnung ist nicht richtig«, sagte er.

L'Ile-Adam warf eine goldene Kette, die sechshundert Goldthaler wert war, in die Schürze, und Thiebert ging voran.

Ein Mensch war ihnen schon zuvorgeeilt: Perrinet Leclerc.

Kaum hatte er den Bluthandel zwischen Thiebert und dem Feldhauptmann vernommen, als er, um den Athem zu verlieren, nach dem Zufluchtsorte des Connetable eilte. Vor der Thür von Thieberts Hause blieb er stehen. Es war von innen verschlossen, aber sein Dolch leistete ihm dieselben Dienste, wie auf dem Platze vor der Sorbonne, und die Thür öffnete sich.

Er hörte ein Geräusch in dem zweiten Gemache.

»Da ist er!« sagte er zu sich selbst.

»Seid Ihr es, mein Wirth?« fragte der Connetable mit leiser Stimme.

»Ja«, erwiderte Leclerc, »aber löscht Euer Licht aus, es könnte Euch verrathen.«

Er sah durch die Spalten der Thüre, wie der Connetable diesen Rath befolgte.

»Jetzt öffnet mir«, flüsterte er.

Die Thür öffnete sich zur Hälfte, Perrinet stürzte auf den Connetable zu, und dieser stieß einen Schrei aus; der Dolch Leclerc's hatte ihm die rechte Schulter durchstoßen.

Es entstand jetzt ein Todeskampf zwischen den beiden Männern.

Der Connetable, der auf das Wort Thiebert's sich geborgen wähnte, war ohne Waffen und halb nackt. Dieses Nachtheiles ungeachtet würde er Leclerc mit seinen gewaltigen Armen leicht erdrückt haben, hätte nicht die Wunde ihm dem einen beinahe gelähmt; mit dem gesunden jedoch umschlang er den jungen Menschen, preßte ihn an seine Brust, und indem er mit seinem ganzen Gewicht und seiner ganzen Kraft auf ihn drückte, und sich mit ihm niederwarf, indem er hoffte, ihm den Schädel auf dem Steinpflaster zu zerschmettern.

In der That würde ihm dies auch gelungen sein, wäre nicht Perrinets Kopf auf die Matratze gefallen, die man dem Connetable als Bett hingelegt hatte. Dieser stieß einen zweiten Schrei aus. Perrinet hatte ihm seinen Dolch in den linken Arm gebohrt.

Er ließ den jungen Menschen los, stand taumelnd auf, und sank rückwärts auf einen Tisch, der mitten im Zimmer stand. Durch seine beiden Wunden verlor er sein Blut und seine Kräfte.

Perrinet fand ebenfalls auf und suchte seinen Gegner, als plötzlich ein Dritter, eine Fackel in der Hand, auf der Schwelle des Gemaches erschien und den Auftritt beleuchtete.

Es war L'Ile-Adam.

Perrinet warf sich wieder auf den Connetable.

»Halt!« rief L'Ile-Adam, »bei Deinem Leben, halt!« Dabei erfaßte er Leclerc's Arm.

»Herr von L'Ile-Adam«, erwiderte Leclerc, »dieser Mensch gehört mir an. Die Königin hat ihn mir gegeben; hier ist ihr Siegel; laßt ihn

mir also.«

Er zog das Pergament aus der Brust, und zeigte es dem Feldhauptmann.

Der Connetable lehnte noch immer an dem Tische, und seine Wunden machten ihn zu jedem Widerstande unfähig. Er starrte die beiden Menschen an, und blutend hingen seine Arme herab.

»Es ist gut«, sagte L'Ile-Adam, »ich verlange sein Leben nicht, es ist also Alles aufs Beste.«

»Bei Eurer Seele?« fragte Leclerc, indem er ihn noch immer zurückhielt.

»Bei meiner Seele! Aber ich habe ein Gelübde zu erfüllen, also laß mich gewähren.«

Leclerc kreuzte die Arme, und sah auf das, was geschehen würde. L'Ile-Adam zog sein Schwert, nahm es verkehrt in die Hand, so daß die Klinge über die geschlossenen Finger nur um einen Zoll vorstand, und nahete sich dem Connetable.

Dieser sah, daß für ihn Alles zu Ende sei, warf den Kopf rückwärts und fing an zu beten.

»Connetable«, sagte L'Ile-Adam, indem er ihm das Hemd auf der Brust auseinander zog, »Connetable, erinnerst Du Dich noch, einst bei dem Heilande und der heiligen Jungfrau geschworen zu haben, lebend nie das rothe Kreuz von Burgund zu tragen?«

»Ja«, erwiderte der Connetable, »und ich habe meinen Eid gehalten, denn ich sterbe.«

»Graf von Armagnac«, sagte L'Ile-Adam, indem er sich auf ihn niederbeugte, und mit der Spitze seines Schwertes ihm ein blutiges Kreuz in die Brust schnitt, »Du hast es in Deinen Hals hinein gelogen, denn hier trägst Du lebend das rothe Kreuz von Burgund, Du hast Deinen Eid gebrochen, ich habe den meinigen gehalten.«

Der Connetable antwortete nur durch einen Seufzer, L'Ile-Adam steckte sein Schwert wieder in die Scheide.

»Das ist Alles, was ich von Dir wollte, sagte er, »jetzt stirb wie ein Meineidiger, und wie ein Hund. Die Reihe ist an Dir, Perrinet Leclerc.«

Der Connetable öffnete die Augen, und wiederholte mit sterbender Stimme: »Perrinet Leclerc?«

»Ja«, sagte dieser, indem er sich neuerdings auf den unglücklichen Grafen von Armagnac stürzte, der dem Tode schon nahe war, »ja, Perrinet Leclerc, der, welchen die Hiebe Deiner Soldaten auf Deinen Befehl zerfleischten. Hier scheint Jeder ein Gelübde gethan zu haben, ich aber that ein doppeltes. Zuerst, Connetable, daß Du auf Deinem Sterbelager erfahren sollst, es sei die Königin Isabelle von Bayern, welche Dir Paris als Ersatz für das Leben des Ritters von Bourdon abnimmt. Dies Gelübde ist erfüllt, denn Du kennst es. Das zweite, Graf von Armagnac, ist, daß Du sterben sollst, sobald Du es vernommen hat; und dieses«, fügte er hinzu, indem er ihm den Dolch ins Herz stieß, »dieses habe ich eben so gewissenhaft erfüllt, als das erste. Gott sei in dieser Welt und in jener dem gnädig, der ehrlich sein Wort hält.

Dritter Band.

I.

Paris, welches für den mächtigen Herzog von Burgund und sein zahlreiches Heer unnehmbar gewesen war, hatte, gleich einer eigensinnigen Courtisane, nächtlicher Weise ihre Thore einem einfachen Capitain geöffnet, der nur 700 Lanzen führte. Die Burgunder, Fackeln in der einen, das Schwert in der andern Hand, verbreiteten sich durch die alten Straßen der königlichen Hauptstadt und verlöschten das Feuer mit Blut, und trockneten das Blut mit dem Feuer. Nachdem Perrinet Leclerc, die dunkle Ursache dieses großen Ereignisses, daran den Theil genommen hatte, den er wünschte, das heißt, nachdem er den Connetable umgebracht hatte, trat er in die Reihen des Volkes zurück, wo die Geschichte ihn von jetzt an vergeblich suchen würde, und wo er unbekannt starb, wie er unbekannt geboren ward, und aus denen er nur für eine Stunde hervor trat, um einer der wichtigsten Catastrophen der Monarchie seinen gemeinen Namen hinzuzufügen, der durch einen großen Verrath unsterblich wurde.

Durch alle Thore strömten nach Paris hinein, wie die Geier auf ein Schlachtfeld, die Herren und Waffenleute, welche ihren Theil von der großen Beute haben wollten, die bisher das Königthum allein verschlingen zu dürfen, das Vorrecht hatten. Zuerst war es L'Île Adam, der als Erstgekommener das Theil des Löwen nahm; dann folgten der Sire von Luxembourg, die Brüder Fosseuse, Crevecoeur und Johann von Poix; nach den Herren kamen die Capitaine der Garnisonen der Picardie und der Isle de France; auf die Capitaine folgten dann die Bauern der Umgegend, die, um nichts übrig zu lassen, nach dem Kupfer griffen, während ihre Herren das Gold plünderten.

Als die Gefäße der Kirchen eingeschmolzen, als die Cassen des Staates geleert waren, als man dem königlichen Mantel keine goldene Franze, keine goldene Lilie mehr gelassen hatte, warf man den nackten Schultern des alten Carl den bloßen Sammt über, setzte ihn auf seinen halb zerbrochenen Thron, gab ihm eine Feder in die Hand, und legte vier Patente vor ihn auf den Tisch. L'Ile-Adam und Chatelux wurden zu Marschällen ernannt, Carl von Lens zum Admiral, Robert von Maillé zum Oberbrotmeister, und als der König unterzeichnet hatte, glaubte er, regiert zu haben.

Das Volk sah dies Alles durch die Fenster des Louvre. »Schön«, sagte es, »nachdem sie das Gold geplündert haben, plündern sie nun auch die Stellen; glücklicherweise hat der König in der Spitze seiner Feder mehr Unterschriften, als er Thaler in seinen Kisten hatte. Nehmt, Ihr Herren, aber Hänschen von Flandern wird kommen, und, wenn das, was Ihr ihm übrig ließt, ihn nicht zufrieden stellt, könnte er leicht Euer ganzes Theil noch dazu nehmen.«

Hänschen von Flandern (diesen Namen gab der Herzog von Burgund lachend oft sich selbst) beeilte sich aber nicht zu kommen. Nicht ohne Eifersucht sah er einen seiner Hauptleute in eine Stadt einziehen, an deren Thore er zwei Mal mit seinem Schwerte klopfte, ohne daß sie sich öffneten. Er empfing die unerwartete Botschaft zu Montbeillard und, statt seinen Weg fortzusetzen, zog er sich sogleich nach Dijon, einer seiner Hauptstädte zurück. Die Königin Isabelle ihrerseits blieb zu Droir, noch ganz erschreckt über das Gelingen seiner Unternehmung. Der Herzog und sie sahen sich nicht, schrieben sich nicht. Man hätte glauben können, zwei Mitschuldige einer nächtlichen Mordthat zu sehen, welche sich scheuten, bei hellem Sonnenlichte sich wieder zu erblicken.

Während dessen lebte Paris in einem fieber- und krampfhaften Zustande. Wie man sagte, wollten die Königin und der Herzog nicht dahin zurückkehren, so lange noch ein Armagnac in der Stadt blieb, und da man den Herzog und die Königin wieder zu sehen wünschte, gab jeder Tag diesem Gerüchte, das durch ihre Abwesenheit immer mehr Glauben fand, den Vorwand zu neuen Metzeleien. Jede Nacht rief man Lärm, und das Volk durchzog die Stadt mit Fackeln. Bald

sollten die Armagnacs durch das Thor von Saint-Germain, bald durch das Thor des Temple hereingekommen sein. Menschenhaufen, an deren Spitze man die Fleischer durch ihre funkelnden Beile in den nackten, nervigten Armen erkannte, durchzogen Paris in allen Richtungen. Rief dann Einer: Holla, das Haus eines Armagnacs! – so übten die Beile an dem Herrn, das Feuer an dem Hause ihr Recht aus. Um ohne Furcht auszugehen, mußte man den blauen Hut und das rothe Kreuz tragen. Adepten traten zusammen und bildeten eine Burgunder-Compagnie, welche sich nach dem heiligen Andreas nannte; jedes Mitglied derselben trug eine Krone von rothen Rosen, und da viele Priester in die Compagnie eingetreten waren, sprachen sie entweder aus Klugheit, oder aus Ahnung die Messe mit diesem Schmucke auf dem Haupte. Kurz, wenn man dergleichen Dinge sah, hätte man glauben können, Paris schwelge in der Trunkenheit des Carnevals, wenn man nicht in jeder Straße so viele schwarze Flecken von verbrannten Häusern, so viele rothe von ermordeten Menschen gefunden hätte.

Unter den wüthendsten Schwärmern der Nacht und des Tages zeichnete sich einer durch seine Gleichgültigkeit im Gemetzel, durch seine Geschicklichkeit bei der Hinrichtung aus. Kein Brand, zu dem er nicht seine Fackel trug, keine Mordthat, bei der er nicht seine Hand in Blut tauchte. Erblickte man ihn mit seiner rothen Schweifkappe, seinem Schleierkleide von Ochsenblutfarbe, mit seinem Gürtel von Büffelleider, der bis zur Brust heraufging, mit einem breiten, zweihändigen Schwerte, dessen Griff bis zu seinem Kinne, dessen Spitze bis zu seinen Hacken ging, durfte derjenige, welcher einen Armagnac schnell enthaupten sehen wollte, ihm nur folgen, denn es gab ein Volkssprichwort, welches sagte: Meister Cappeluche läßt den Kopf so schnell springen, daß die Mütze nicht Zeit hat, es zu bemerken.

Cappeluche war daher auch der Held dieser Feste; selbst die Fleischer gestanden ihm den Vorrang zu. Er war das Haupt aller dieser Versammlungen, die Seele aller dieser Aufstände; mit einem Worte hemmte er die Masse, die ihm folgte, mit einer Handbiegung brachte er sie vorwärts. Man glaubte einen Zauberer zu sehen, wie

alle diese Menschen dem Einzigen gehorchten.

Während Paris von diesem Geschrei widertönte und jede Nacht aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde, erhob sich die alte Bastille an dessen östlichen Ende schwarz und schweigend. Das Geschrei von außerhalb fand dort kein Echo, der Schein der Fackeln keinen Widerschein; die Brücke war hinaufgezogen, das Fallgitter heruntergelassen. Am Tage zeigte sich kein lebendes Wesen auf den Wällen; die Festung schien sich selbst zu bewachen, fand jedoch ein Auflauf Statt und näherte sich den Mauern mehr, als es denen, die innerhalb waren, passend schien, zeigten sich in den verschiedenen Stockwerken eben so viele Pfeilspitzen, als unten Mörder waren, ohne, daß man bemerken konnte, ob Menschen oder eine Maschine die Pfeile in Bewegung setzten. Bei diesem Anblicke wendete die Menge, und hätte Cappeluche selbst sie angeführt, den Rücken; die Pfeile zogen sich zurück, wie der Auflauf sich entfernte, und im Nu hatte die alte Festung wieder das Ansehen der Sorglosigkeit und Gutmüthigkeit angenommen, und wie das Stachelschwein die tausend Lanzen, die ihm zur Waffe dienen, glatt an den Rücken schmiegt und fiel nur bei drohender Gefahr nach allen Richtungen emporsträubt.

Während der Nacht herrschte gleiches Schweigen und gleiche Finsterniß; mochte Paris seine Straßen und Fenster erleuchten, zeigte sich doch hinter den vergitterten Fenstern der Bastille kein Licht; keine menschliche Stimme ließ sich im Innern ihrer Mauern hören; von Zeit zu Zeit nur sah man an den Fenstern der vier Thüren an den Ecken den Kopf einer wachsamem Schildwache, die nur von hier aus darüber wachen konnte, daß man am Fuße der Wälle keinen Überfall bereite.

In einer finstern Nacht jedoch gegen Ende des Monats Juni, und während die Posten an den vier Ecken der Bastille wachten, stiegen zwei Männer die schmale gerundete Treppe nach der Plate-Forme des Gebäudes hinauf. Der Erste, der auf der Terasse erschien, war ein Mann von zwei und vierzig bis fünf und vierzig Jahren; sein Wuchs war riesenhaft, und seine Kraft hielt, was ein Wuchs versprach. Er trug eine vollständige Rüstung, obgleich als

Angriffswaffe, an der Stelle des Schwertes in seinem Gürtel nur einer jener langen spitzen Dolche hing, die man Knabendolche nannte; seine linke Hand stützte sich aus Gewohnheit darauf, und in der rechten Hand hielt er eine jener mit Pelz verbrämten Samtmützen, welche die Ritter zur Zeit der Ruhe mit ihren Schlachthelmen vertauschten, welche oft vierzig bis fünf und vierzig Pfund wogen. Sein bloßer Kopf ließ unter dicken Augenbrauen, dunkle, blaue Augen blicken; eine Adlernase, eine sonnenverbrannte Haut gaben der ganzen Physiognomie einen Charakter der Strenge, den ein rund geschnittener, zollanger Bart und lange schwarze Haare, die an beiden Seiten seines Gesichtes herabhingen, keineswegs milderten.

Kaum hatte der soeben Beschriebene die Plate-Forme erreicht, als er seinen Arm gegen die Oeffnung ausstreckte, durch die er eben herauf gestiegen war; eine weiche, runde Hand reichte nach der seinigen, und mit Hilfe dieser Stütze trat sogleich ein junger Mann von sechzehn bis siebzehn Jahren, ganz in Sammt und Seide gekleidet, mit blondem Haupt, zarten Gliedern und schwächlichem Körperbau auf die Terasse. Er stützte sich auf den Arm seines Gefährten, als wäre der kleine Weg eine gewaltige Anstrengung gewesen, und schien, wie aus Gewohnheit, einen Sessel zu suchen, um ausruhen zu können. Als er jedoch sah, daß man einem solchen hier nicht für nöthig erachtet hatte, wußte er sich zu helfen, bildete mit der zweiten Hand, indem er sie in die erste schlang, eine Art von Ring, und hing sich an den Riesenarm seines Gefährten, so das Gewicht um die Hälfte verringernd, das die Natur seinen Beinen zu tragen auf erlegt hatte. So begann er einen Spaziergang, den er weit mehr aus Gefälligkeit gegen einen Begleiter, als aus eigenem Willen unternommen zu haben schien.

So vergingen einige Minuten, ohne daß Einer oder der Andere das Schweigen der Nacht brach, oder den Spaziergang hemmte, der sich nothgedrungen auf einen engen Kreis beschränkte. Der Schritt Beider schien nur der eines Einzigen zu sein, denn das leise Geräusch von den Tritten des Kindes verschwand unter den schwerfälligen des Kriegers. Man hätte glauben können, einen

Körper und seinen Schatten zu sehen.

Plötzlich stand der Gerüstete still, das Gesicht gegen Paris gewendet, und zwang seinen jungen Gefährten, dieses gleichfalls zu thun. So übersahen sie die ganze Stadt.

Es war eben eine jener Nächte des Tumultes, die wir zu schildern versuchten. Zuerst bemerkte man nur eine verworrene Masse von Häusern, die sich von Westen nach Osten ausdehnten, und deren Dächer in der Dunkelheit an einander zu stoßen schienen, wie die Schilder eines zum Sturme vorrückenden Kriegerhaufens. Plötzlich aber, und wenn der Auflauf eine Straße erreichte, die man von der Festung aus übersehen konnte, erleuchtete der Schein der Fackeln diese ihrer ganzen Länge nach; röthliche Schatten drängten sich unter Gelächter und Geschrei bunt durch einander; am ersten Kreuzwege dann, der die Richtung änderte, verschwand die Menge wieder mit dem Lichte, aber nicht mit dem Geschrei. Alles wurde wieder finster, und der Lärmen, den man hörte, glich unterdrückten Klagen der Stadt, deren Eingeweide der Bürgerkrieg mit Eisen und Feuer zerfleischte.

Bei diesem Lärmen wurde das Gesicht des alten Kriegers noch finsterer, als gewöhnlich; seine Augenbrauen berührten sich, indem er die Stirn runzelte, sein linker Arm streckte sich gegen den Palast des Louvre aus, und indem er seinen jungen Gefährten anredete, konnten die Worte kaum über die Lippen, so fest biß er die Zähne zusammen.

»Monseigneur«, sagte er, »da ist Eure Stadt, erkennt Ihr sie wieder?«

Das Gesicht des jungen Mannes nahm einen Ausdruck des Trübsinnes an, dessen man ihn zuvor nicht fähig gehalten haben würde. Er heftete seinen Blick auf den des Kriegers, und nachdem er ihn einen Augenblick schweigend betrachtet hatte, sagte er:

»Mein braver Tanneguy, ich habe die Stadt oft um diese Stunde aus dem Hôtel Saint Paul überblickt, wie ich sie in diesem Augenblicke von der Terrasse der Bastille überschaue, ruhig hab' ich sie wohl zuweilen gesehen, doch nie glücklich, wie mich dünkt.«

Tanneguy bebte. Er hatte eine solche Antwort von dem jungen

Dauphin nicht erwartet. Er hatte ihn befragt, wie man mit einem Kinde zu sprechen meint, und das Kind antwortete, wie ein Mann es nur gekonnt hätte.

»Eure Hoheit mögen mir verzeihen«, sagte Duchâtel, »aber ich glaubte, daß Ihr Euch bis zu diesem Tage mehr mit Euren Vergnügungen, als mit den Angelegenheiten Frankreichs beschäftigt hättet.«

»Mein Vater, (seit Duchâtel den jungen Dauphin aus den Händen der Burgunder errettet hatte, gab ihm dieser diesen Namen) dieser Vorwurf ist nur halb gerecht. So lange ich neben dem Throne von Frankreich meine beiden Brüder sah, die jetzt neben dem Throne Gottes stehen, ja, das ist wahr, so lange fand in meiner Seele nur die Lustigkeit und die Thorheit Raum; seit aber der Herr sie auf eine ebenso unerwartete als schreckliche Weise zu sich berief, habe ich alle Ausgelassenheit vergessen, um mich nur eines Dinges zu erinnern, daß nach dem Tode meines vielgeliebten Vaters, den Gott noch lange erhalte, das schöne Frankreich keinen andern Herrn haben möge, als mich.«

»Also, mein junger Löwe«, erwiderte Tanneguy mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Freude, »seid Ihr geneigt, es mit Klauen und Zähnen gegen Heinrich von England und Johann von Burgund zu vertheidigen?«

»Gegen Jeden von ihnen einzeln, Tanneguy, oder gegen Beide zusammen, wie sie es wollen.«

»Ach, Monseigneur, Gott flößte Euch diese Worte ein, um das Herz Eures alten Freundes zu erleichtern«, erwiderte Duchâtel. »Seit drei Jahren ist dies der erste Augenblick, wo ich mit voller Brust athme. Wüßtet Ihr, welche Zweifel in dem Herzen eines Mannes, wie ich, aufsteigen, wenn die Monarchie, der er seinen Arm, sein Leben, seine Ehre geweiht hat, durch so wiederholte harte Schläge getroffen wird, als die, welche das Land treffen, dessen einzige Hoffnung Ihr seid; wenn Ihr wüßtet, wie oft ich mich fragte, ob nicht die Zeit gekommen sei, wo diese Monarchie einer andern weichen müßte, ob es nicht eine Empörung gegen Gott, da er sie aufzugeben schien, noch zu ihrem Beistande zu wirken; denn – der Herr

verzeihe mir, wenn ich ihn lästere – denn seit dreißig Jahren warf er seine Blicke nur auf die Mitglieder Eures edlen Geschlechtes, um sie zu züchtigen, und nicht, um sich ihnen gnädig zu erweisen. Ja«, fuhr er fort, »man kann glauben, daß es für eine Dynastie ein verderbliches Zeichen ist, wenn das Oberhaupt derselben an Körper und Geist krank ist, wie unser Herr und König; man kann glauben, daß Alles über den Haufen geworfen ist, wenn man sieht, wie der erste Vasall einer Krone mit Schlachtbeil und Schwert die Aeste eines königlichen Stammes fällt, wie der Verräther Johann den edlen Herzog von Orleans, Euern Oheim; man kann endlich glauben, daß der Staat dem Verderben nahe ist, wenn man sieht, wie zwei edle junge Leute, wie die beiden ältern Brüder Eurer Hoheit, an einem so plötzlichen und sonderbaren Tode erliegen, und wenn, um dem Kriege des Auslandes, dem Bürgerkriege und den Volksaufständen entgegengesetzt zu werden nichts bleibt, als ein junger Mensch, wie Ihr. – Ach, Monseigneur, Monseigneur, der Zweifel, der so oft mein Herz zu brechen drohte, war so natürlich, daß Ihr ihn verzeihen müßt.«

Der Dauphin warf sich an seinen Hals.

»Tanneguy«, sagte er, »jeder Zweifel ist dem erlaubt, welcher, wie Du zweifelt, nachdem er handelte, welcher, wie Du glaubt, daß Gott in seinem Zorne eine Dynastie bis zu dem letzten Erben trifft, und eben diesen letzten Erben Gottes Zorne entzieht.«

»Und ich habe nicht gezögert, mein junger Gebieter, als ich die Burgunder in die Stadt einziehen sah; ich eilte zu Euch, wie eine Mutter zu ihrem Kinde, denn wer konnte Euch retten; armer junger Mann, wenn ich es nicht war? Es war nicht der König, Euer Vater; – die Königin, Eure Mutter hätte aus der Ferne nicht die Macht dazu gehabt, und in der Nähe, Gott möge es ihr verzeihen, vielleicht nicht den Willen. – Ihr, gnädiger Herr, würdet, wenn Ihr auch wirklich hättet fliehen können, wenn Ihr die Gänge des Hôtel St. Paul verödet gefunden, wenn Ihr das Thor erreicht hättet, und auf die Straße getreten wäret, Ihr würdet in dieser Stadt mit ihren tausend Kreuzwegen verlegener gewesen sein, als der Aermste Eurer Unterthanen. Ihr hattet also nur mich, und in diesem Augenblicke,

Monseigneur, schien es mir wohl, als verlasse Gott Euer edles Geschlecht nicht, so sehr fühlte ich meine Kraft vervielfältigt. Ich entführte Euch, Monseigneur, und Ihr woget auf meinen Armen nicht mehr, als der Vogel in den Krallen eines Adlers. Hätte ich dem ganzen Heere des Herzogs von Burgund begegnet, und dem Herzog selbst an ihrer Spitze, so glaube ich, daß ich ihn niedergeworfen, und das Heer durchschritten haben würde, ohne daß uns ein Unglück traf, denn in jener Stunde fühlte ich mich überzeugt, daß Gott mit uns sei. Aber seitdem, Monseigneur – seitdem Ihr hinter dem unnehmbaren Wällen der Bastille in Sicherheit seid; wenn jede Nacht das Schauspiel erneuert, das wir jetzt erblickten, wenn die königliche Stadt eine Beute solcher Revolutionen ist; wenn das Volk herrscht und das Königthum gehorcht; wenn ich, die Ohren noch von dem Tumulte erfüllt, die Augen angegriffen durch den Glanz, hinabstieg in Euer Zimmer, und an die Pfeiler Eures Bettes mich lehrend, sah, wie ruhig Ihr schlieft, während der Bürgerkrieg Eure Staaten durchzog, der Brand Eure Hauptstadt; dann fragte ich mich, ob der wohl des Reiches würdig sei, der so ruhig, so sorglos schief, während feine Staaten durch Blut wach erhalten wurden.«

Ein Ausdruck der Unzufriedenheit zog wie eine Wolke über das Gesicht des Dauphins.

»Also belauschtest Du meinen Schlaf, Tanneguy?« sagte er.

»Monseigneur, ich betete an Eurem Bette für Frankreich und Eure Hoheit.«

»Und wenn Du mich diesen Abend nicht so gefunden hättest, wie Du es wünschtest, was war denn Deine Absicht?«

»Ich hätte Eure Hoheit an einen Ort der Sicherheit geführt, und mich dann allein und ohne Rüstung in die Mitte der Feinde gestürzt; und da mir denn nichts übrig blieb, als der Tod, würde er mir um so eher willkommen gewesen sein.«

»Nun wohl, Tanneguy, was meinst Du, wenn wir Stattdessen vereint und gut bewaffnet, dem Feind entgegen rückten?«

»Daß der Herr Euch die Kraft gewähren möge, wie er Euch den Willen verliehen hat.«

»Du wirst da sein, mich zu stützen.«

»Es ist ein langer Krieg den wir zu führen haben, Monseigneur; lang und mühsam, wenn auch nicht für mich, der ich seit dreißig Jahren in der Rüstung lebe, wie Ihr seit fünfzehn in Euren Sammtgewändern. – Ihr habt zwei Feinde zu bekämpfen, deren Einer schon einen großen König zittern machen könnte. Ist einmal das Schwert aus der Scheide, und die Oriflamme aus Saint-Denis, dann dürfen Beide nicht an ihren Ort der Ruhe zurückkehren, bis Eure beiden Feinde, Johann von Burgund und Heinrich von England unter die Erde von Frankreich, und über die Grenze von Frankreich hinausgebracht sind. – Bis das geschieht, sind harte Kämpfe zu bestehen. – Die Nachtwachen sind kalt, die Tage des Kampfes heiß; – Ihr müßt das Leben eines Kriegers ergreifen, und dürft das eines Prinzen nicht mehr fortführen; – es sind nicht Stunden des Tournieres, sondern Tage des Kampfes, die Euch erwarten – nicht einige Monate der Scharmützel, sondern Jahre der Schlachten. – Monseigneur, überlegt das wohl.«

Ohne Tanneguy zu antworten, ließ der Dauphin seinen Arm los, ging auf eine der Schildwachen zu, die im Thurme der Bastille ihren Posten hatte, und im Nu hatte er den Gurt desselben um seinen Leib geschlungen, die Armbrust ergriffen, und die Stimme des jungen Mannes hatte einen Ton der Festigkeit angenommen, den Niemand von ihm erwartet hätte, als er zu dem staunenden Duchâtel sagte:

»Mein Vater, ich hoffe, Du wirst ruhig schlafen, obgleich dies die erste Waffenwache Deines Sohnes ist.«

Duchâtel wollte ihm antworten, als die Entwicklung einer Scene, die am Fuße der Bastille vorging, seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Seit einigen Augenblicken hatte der Lärmen sich genähert, und eine große Helligkeit kam die rue de la Cerisée herauf. Es war jedoch unmöglich, zu erkennen, wer den Lärmen verursachte, noch den wahren Grund der Helligkeit zu entdecken, denn die Richtung der Straße und die Höhe der Häuser, hinderte den Blick, bis auf den Boden hinabzudringen. Plötzlich ließ sich lautes Geschrei vernehmen, und ein halbnackter Mensch sprang aus der rue de la Cerisée in die grand rue Saint-Antoine, laut nach Hilfe schreiend. In

geringer Entfernung folgten ihm einige Leute, die ihrerseits schrien:
»Tod dem Armagnac! Tödtet dem Armagnac!«

An der Spitze derer, welche den Unglücklichen verfolgten, erkannte man Meister Cappeluche an seinem großen zweihändigen Schwerte, das er bloß und blutig auf der Schulter trug, an seinem oxsenblutfarbenen Ueberwurf, an seinen nackten Beinen. Der Flüchtling, dem die Furcht eine übermenschliche Schnelligkeit verlieh, stand jedoch auf dem Punkte, seinen Mördern zu entrinnen, indem er die Ecke der rue Saint Antoine erreichte, als seine Füße sich in die Kette verwickelten, welche jeden Abend über die Straße gesperrt wurde. Er taumelte einige Schritte und stürzte dann in Pfeilschußweite vor den Mauern der Bastillé zu Boden. Seine Verfolger wurden durch seinen Fall gewarnt, sprangen über die Kette, oder krochen darunter hindurch, und als der Unglückliche wieder aufstehen wollte, sah er bereits das Schwert Cappeluche's über seinem Haupte funkeln. Da erkannte er, daß für ihn Alles aus sei, sank wieder nieder auf die Kniee und rief: Gnade! nicht zu den Menschen, doch zu Gott. Sobald das beschriebene Schauspiel auf die rue Saint Antoine hervortrat, konnte kein einziger Zug desselben Tanneguy oder dem Dauphin entgehen. Der Letztere besonders, weniger gewöhnt an dergleichen Auftritte, nahm daran den innigsten Theil, und verrieth dies durch die krampfhaften Bewegungen seines Körpers und den zitternden Ton seiner Stimme, so, daß, als der Armagnac fiel, Cappeluche das Schwert nicht so schnell über sein Opfer schwang, als der junge Mann einen Pfeil aus seinem Köcher zog, ihn auf die Sehne des Bogens legte, und diese kräftig anzog, so daß es schwer zu erkennen war, ob der Pfeil des Dauphins oder das Schwert Cappeluches schneller ihr Ziel erreichen würden. Aber im Nu griff Tanneguy zu, erfaßte den Pfeil des königlichen Bogenschützen, und brach ihn mitten entzwei.

»Was machst Du, Tanneguy? Was machst Du?« fragte der Dauphin, indem er mit dem Fuße stampfte. »Siehst Du nicht, daß dieser Mensch einen der Unsrigen, daß ein Burgunder einen Armagnac ermorden will?«

»Eher mögen alle Armagnacs sterben, Monseigneur, ehe Eure

Hoheit das Eisen eines Eurer Pfeile durch das Blut eines solchen Menschen besudelt.«

»Aber Tanneguy, Tanneguy, sieh doch!«

Auf den Ruf des Dauphins blickte Tanneguy wieder in die rue Saint-Antoine hinab. Der Kopf des Armagnac lag zehn Schritt von dem Körper, und Meister Cappeluche ließ ruhig das Blut von seinem langen Schwerte herabrinnen, indem er die bekannte Melodie pfiß:

Herzog von Burgund,
Gott verleih Dir Freude!

»Sieh Tanneguy, sieh«, sagte der Dauphin, indem er vor Wuth weinte. »Ohne Dich, ohne Dich! – Aber sieh doch!«

»Ja, ja, ich sehe wohl«, sagte Tanneguy, »aber ich wiederhole Euch: dieser Mensch konnte nicht von Eurer Hand sterben.«

»Aber Gottes Blut, wer ist denn dieser Mensch?«

»Dieser Mensch, Monseigneur, ist Meister Cappeluche, der Henker der Stadt Paris.«

Der Dauphin ließ beide Arme herabsinken, und neigte das Haupt auf die Brust.

»O, mein Vetter von Burgund«, sagte er mit dumpfer Stimme, »ich möchte nicht, um die vier schönsten Königreiche der Christenheit zu bewahren, die Menschen und Mittel gegen Euch anwenden, deren Ihr Euch bedient, mir das zu rauben, was mir von dem meinigen bleibt.«

Während dessen hob einer von den Leuten im Gefolge des Cappeluche bei den Haaren das Haupt des Ermordeten auf, und näherte es einer Fackel, die er in der andern Hand hielt; die Züge waren so wenig entstellt, daß Tanneguy von der Höhe der Bastille herab, die des Heinrich von Marle erkennen konnte, seines Jugendfreundes und eines der treuesten, eifrigsten Armagnac's. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner breiten Brust.

»Par Dieu, Meister Cappeluche«, sagte der Mann aus dem Volke, »Ihr seid ein roher Gevatter, daß Ihr so den ersten Canzler von Frankreich mit eben so wenig Umständen enthauptet, als sei er der letzte Landstreicher.«

Der Henker lachte wohlgefällig; er hatte auch seine Schmeichler¹⁵.

In derselben Nacht, zwei Stunden vor Tagesanbruch verließ, ein wenig zahlreicher, aber wohlberittner und bewaffneter Haufe vorsichtig die Bastille durch das äußere Thor, schlug schweigend den Weg nach der Brücke von Charenton ein, und folgte, nachdem er dieselbe überschritten hatte, ungefähr acht Stunden weit dem rechten Ufer der Seine, ohne daß ein einziges Wort gewechselt, ein Visier gelüftet wurde. Endlich gegen elf Uhr Morgens erblickte man eine befestigte Stadt.

»Jetzt, Monseigneur«, sagte Tanneguy zu dem Ritter, der zunächst neben ihm ritt, »könnt Ihr Euer Visir aufschlagen und St. Carl und Frankreich rufen, denn hier weht die weiße Schärpe der Armagnac's, und Ihr zieht ein in Eure treue Stadt Melun.

So brachte der Dauphin Carl, dem die Geschichte später den Namen des Siegreichen gab, seine erste Nachtwache zu, so machte er seinen ersten Kriegsmarsch.

II.

Die politischen Gründe, welche den Herzog von Burgund fern von der Hauptstadt hielten, sind leicht zu erklären.

Von dem Augenblicke an, wo ein Glücklicherer als er, Paris eingenommen hatte, beschloß er, ihm die Ehre zu lassen, die er ihm nicht mehr nehmen konnte, für sich selbst aber den Vortheil davon zu ziehen. Es war ihm nicht schwer gewesen, vorauszusehen, daß die, auf solchen politischen Wechsel natürlich folgenden Reaktionen, Mordthaten zu Handlungen der Rache nach sich ziehen würden; seine Gegenwart in Paris konnte diese nicht hindern, wohl aber in den Augen seiner eigenen Anhänger ihm seine Popularität rauben, während seine Abwesenheit ihm der Verantwortlichkeit für das vergossene Blut entzog.

Ueberdies floß dies Blut aus den Adern der Armagnac, es war ein tüchtiger Aderlaß, der für lange Zeit die Partei schwächte, die ihm gegenüber stand. Seine Feinde fielen Einer nach dem Andern, ohne daß er sich selbst nur die Mühe geben durfte, sie zu treffen. Wenn er dann glauben konnte, daß das Volk erschöpft durch das Gemetzel sei; wenn er sah, daß die Stadt zu dem Punkte der Erschlaffung gelangt sei, wo das Bedürfniß der Ruhe das der Rache verdrängt; wenn er ohne Mühe und Gefahr die verstümmelten Reste einer Partei, die ihrer Häupter beraubt war, retten konnte, dann wollte er in die Stadt zurückkehren, wie der Schutzengel derselben, das Feuer verlöschend, das Blut trocknend, und Frieden und Verzeihung der ganzen Welt verkündend.

Der Vorwand, mit dem er seine Abwesenheit entschuldigte, hängt mit der Fortsetzung unserer Geschichte zu sehr zusammen, als daß wir ihn unsern Lesern verschweigen könnten.

Der junge Sire von Giac, der, wie wir im Schlosse von Vincennes sahen, den Sires von Greenville und von L'Île-Adam das Herz Isabellens von Bayern streitig machte, hatte, wie wir erwähnten, die Königin nach Troyes begleitet. Durch seine königliche Gebieterin mit

mehrern wichtigen Aufträgen zu dem Herzoge von Burgund gesendet, bemerkte er an dessen Hofe Fräulein Catharine von Thian, eine der Damen der Herzogin von Charolais¹⁶ Jung, tapfer und schön, glaubte er, daß diese drei Eigenschaften, vereint mit der Zuversicht, die die Ueberzeugung ihm gab, sie zu besitzen, hinlängliche Titel bei diesem schönen jungen Mädchen wären. Mit stets steigendem Staunen bemerkte er daher, daß alle seine Huldigungen angenommen wurden, ohne daß er von andern Rittern ausgezeichnet zu werden schien. Der Gedanke, daß er einen Nebenbuhler hätte, bemächtigte sich zuerst des Sire von Giac; er folgte dem Fräulein von Thian wie ihr Schatten, und endete, trotz seiner Eifersucht, mit der Ueberzeugung, daß keiner der jungen Leute, die sie umgaben, glücklicher oder begünstigter sei, als er. Er war reich, führte einen edlen Namen, und glaubte, daß das Anerbieten seiner Hand die Eitelkeit in Ermangelung der Liebe verlocken könnte. Die Antwort des Fräulein von Thian war zugleich so bestimmt, und so artig, daß der Sire von Giac den ganzen Rest seiner Hoffnung verlor, seine Liebe aber ganz bewahrte. Es war um verrückt zu werden, und nichts konnte ihn retten, als Abwesenheit; er hatte die Kraft, diese zu seiner Hilfe zu rufen, bat den Herzog um seine Befehle, und kehrte zu der Königin zurück.

Kaum waren sechs Wochen verflossen, als eine neue Botschaft ihn wieder nach Dijon brachte. Die Abwesenheit war ihm günstiger gewesen, als die Gegenwart. Der Herzog empfing ihn mit mehr Freundschaft, und Fräulein von Thian mit mehr Hingebung. Er zweifelte eine Zeit lang an seinem Glücke, endlich aber eines Tages bot ihm der Herzog Johann an, einen neuen Schritt zu seinen Gunsten bei der zu thun, die er liebte. Eine so mächtige Fürsprache mußte viele Schwierigkeiten beseitigen; der Sire von Giac nahm mit Freuden das Erbieten an, und zwei Stunden später bewies eine zweite Antwort, eben so günstig, als die erste ungünstig, daß Fräulein von Thian entweder das Verdienst des Ritters besser erkannt hatte, oder daß der Einfluß des Herzogs allmächtig war, auf jeden Fall aber, daß man in ähnlicher Lage der ersten Weigerung eines Weibes nicht unbedingt Glauben schenken dürfe.

Der Herzog erklärte daher, daß er erst nach der Vermählung der beiden jungen Gatten nach Paris zurückkehren würde. Die Vermählungsfeierlichkeiten waren glänzend. Der Herzog wollte die Kosten derselben bestreiten; am Morgen fanden Turniere und Waffenspiele Statt, bei denen schöne Thaten vollbracht wurden; die Mahlzeit wurde durch prachtvolle Zwischengerüchte von sinnreicher Erfindung unterbrochen, und am Abend fand ein geistliches Schauspiel Statt, dessen Gegenstand Adam war, wie er Eva aus den Händen Gottes empfing, und das lauten Beifall fand. Man ließ zu diesem Zweck aus Paris einen Poeten kommen, der für seine Reise eine Entschädigung von fünf und zwanzig Goldthalern empfing. Dieses geschah vom 15. – 20. Juni 1418.

Endlich glaubte der Herzog Johann, daß der Augenblick zur Rückkehr nach der Hauptstadt gekommen sei. Er beauftragte den Sire von Giac, ihm dahin voranzugehen und seine Ankunft zu verkünden. Dieser willigte jedoch nicht ein, sich von seiner jungen Frau zu trennen, als nachdem der Herzog ihm versprochen hatte, sie unter die Damen der Königin aufzunehmen und ihm nach Paris zuzuführen. Von Giac sollte auf seinem Wege Isabelle von Bayern benachrichtigen, daß der Herzog am 2. Juli in Troyes sein und sie auf der Reise abholen würde.

Am 14. Juli erwachte Paris unter dem heitern Geläute der Glocken. Der Herzog von Burgund und die Königin waren an dem Thore von Saint-Antoine angelangt; die ganze Bevölkerung befand sich auf den Straßen; alle Häuser, an denen er auf dem Wege nach dem Hôtel St. Paul vorüber mußte, waren mit Teppichen behangen; alle Treppen waren mit Blumen, alle Fenster mit Damen geschmückt. Sechshundert Bürger in blauen Schleierkleidern, und geführt von den Herren L'Île-Adam und den Sire von Giac, kamen ihnen entgegen, und überbrachten ihnen die Schlüssel der Stadt, wie Sieger. Das Volk folgte in wogender Masse, geheilt in Corporationen und unter den verschiedenen Fahnen geordnet. Es schrie lustig »Weihnachten« und vergaß, daß es am vorigen Tage gehungert hatte und am nächsten, hungern würde.

Der Zug traf die Königin, den Herzog und ihr Gefolge, welche zu

Pferde warteten. Dem Herzoge gegenüber angelangt, beugte der Bürger, welcher die goldnen Schlüssel in einer silbernen Schüssel trug, ein Knie zur Erde, »Monseigneur«, sagte L'Ile-Adam, indem er sie mit der Spitze des Schwertes berührte, »hier sind die Schlüssel Eurer Stadt; in Eurer Abwesenheit hat Niemand sie empfangen, und man wartete auf Euch, sie Euch zu überliefern.«

»Gebt sie mir, Sire von L'Ile-Adam«, sagte der Herzog, »denn Ihr habt das volle Recht, sie vor mir zu berühren.«

L'Ile-Adam sprang vom Pferde und reichte sie dem Herzoge ehrfurchtsvoll hin.

Dieser nahm sie und befestigte sie am Sattelknopfe, der Streitaxt gegenüber. Viele fanden diese Handlung zu kühn für einen Mann, der als Friedensstifter und nicht als Feind einzog; aber die Freude, die Königin und den Herzog wieder zu sehen, war so groß, daß der Enthusiasmus durch dies Benehmen nicht gestört werden konnte.

Ein anderer Bürger trat jetzt vor und überreichte dem Herzoge zwei Wappenröcke von blauem Sammt, den einen für ihn, den andern für den Grafen Philipp von Saint Paul, seinen Neffen¹⁷.

»Ich danke, Ihr Herren«, sagte er; »es ist ein guter Gedanke, daß ihr voraussieht, ich würde gern in Eurer Stadt einziehen, gekleidet in die Farbe der Königin.«

Er legte hierauf sein Sammtgewand ab, legte den Wappenrock an und befahl seinem Neffen, ein Gleiches zu thun. Bei diesem Anblicke rief das ganze Volk: Es lebe Burgund! Es lebe die Königin!

Die Trompeten schmetterten, die Bürger theilten sich in zwei Reihen und nahmen den Herzog und die Königin zwischen sich das Volk folgte. Der Sire von Giac hatte seine Frau unter dem Hofstaat der Madame Isabelle erkannt. Er verließ den Platz, den die Etiquette ihm anwies, um den einzunehmen, den seine Ungeduld ihm bezeichnete. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Ueberall wurde er mit dem Rufe der Hoffnung und der Freude empfangen; Blumen regneten aus allen Fenstern herab, wie ein duftender Schnee und bedeckten die Straße unter dem Huftritt vom Pferde der Königin. Es war ein Entzücken zum Berauschen, und man hätte den für verrückt halten müssen, der mitten in diesem

Feste gesagt hätte, daß in eben diesen Straßen, wo jetzt so viele frische Blumen blühten, wo so heiteres Geschrei ertönte, noch am Tage zuvor der Mord so viel Blut vergossen, der Todeskampf so klägliches Geheul ausgestoßen hätten.

Der Zug langte vor dem Hôtel St. Paul an. Der König wartete seiner auf der obersten Stufe der Freitreppe. Die Königin und der Herzog stiegen vom Pferde und die Treppe hinan. Der König und die Königin umarmten sich, und das Volk brach in lautes Jubelgeschrei aus, denn es glaubte alle Zwistigkeit durch den königlichen Kuß erloschen. – Es vergaß, daß seit Judas Verrath an Christus die Worte Verrath und Kuß mit denselben Buchstaben geschrieben werden.

Der Herzog hatte ein Knie gebeugt, doch der König hob ihn empor. »Mein Vetter von Burgund«, sagte er, »vergeßt das Vergangene, denn großes Unglück ist aus unsern Streitigkeiten entstanden. Gott sei Dank aber, hoffen Wir, mit Eurer Hilfe die Sache bald und sicher zu heilen.«

»Sire, erwiderte der Herzog, »was ich that, war stets zum Wohle Frankreichs und zur größten Ehre Eurer Hoheit; die, welche Euch das Gegentheil sagten, waren noch mehr Eure Feinde, als die meinigen.«

Als der Herzog diese Worte gesprochen hatte, küßte er die Hand des Königs, welcher in das Hôtel St. Paul zurückkehrte. Die Königin, der Herzog und ihr Hofstaat folgten ihm. Alles, was mit Gold geschmückt war, begab sich in den Palast, und nur das Volk allein blieb auf der Straße zurück, und zwei Schildwachen bildeten sogleich wieder die eherne Scheidewand, welche den Fürsten von seinen Unterthanen, das Königthum von dem Volke trennt. Das Volk aber war so sehr geblendet, daß es nicht bemerkte, daß man mit ihm allein nicht geredet, ihm allein keine Versprechungen gemacht hatte. Es zerstreute sich unter dem Rufe: »Es lebe der König! Es lebe Burgund« und erst am Abend bemerkte es, daß es noch hungriger sei, als den Tag zuvor.

Am nächsten Tage bildeten sich wie gewöhnlich große Volksaufläufe, und da kein Fest war, da man keinen Zug bewundern

konnte, strömte das Volk nach dem Hôtel St. Paul, doch nicht mehr, um: »Es lebe der König! Es lebe Burgund!« zu schreien, sondern um Brot zu fordern.

Der Herzog Johann erschien auf dem Balcon; er sagte, daß er sich damit beschäftige, der Hungersnoth und dem Elende, welches Paris bedrückte, ein Ende zu machen; er fügte jedoch hinzu, daß dies wegen der Verheerungen, die die Armagnac's in der Umgegend von Paris angerichtet hatten, sehr schwer sei.

Das Volk erkannte die Richtigkeit dieses Grundes und verlangte, daß ihm die Gefangenen, die in der Bastille wären, ausgeliefert werden sollten. »Denn«, sagte es, »die, welche man in den Gefängnissen aufbewahrt, kaufen sich stets mit Gold frei, und wir sind es, die das Lösegeld bezahlen müssen.«

Der Herzog antwortete auf dies Verlangen, daß ihr Wunsch erfüllt werden sollte. In Ermangelung des Brotes wurde ihm daher eine Ration von sieben Gefangenen vorgeworfen. Es waren: Messire Enguerrand von Marigny, ein Märtyrer, von einem Märtyrer abstammend; Messire Hector von Chartres, Vater des Erzbischofs von Rheims, und Johann von Taranne, ein reicher Bürger. Die Geschichte hat die Namen der vier Uebrigen vergessen. Der Pöbel erwürgte sie, und gewann dadurch einige Geduld. Der Herzog seinerseits verlor dadurch sieben seiner Feinde und gewann einen Tag der Ruhe; er hatte also einen doppelten Nutzen.

Am nächsten Tage fand ein neuer Auflauf, neues Geschrei und eine neue Ration von Gefangenen Statt; diesmal aber war die Menge mehr hungrig auf Brot, als durstig nach Blut. Sie führte zu ihrem großen Erstaunen die vier Gefangenen nach dem Chatelet und übergab sie dem Prevot; dann zog sie nach dem Hôtel Bourbon, es zu plündern, und da man dort eine Fahne fand, auf der ein Drache gestickt war, gingen einige hundert Menschen zu dem Herzoge von Burgund und zeigten sie ihm als einen neuen Beweis des Bündnisses der Armagnac's mit England. Dann rissen sie die Fahne in Stücken, schleppten die Fetzen durch den Koth und schrieen: »Tod den Armagnac's! Tod den Engländern!« tödteten aber keinen Menschen.

Der Herzog erkannte jedoch, daß allmählig die Verführung sich ihm immer mehr näherte, wie die steigende Fluth des Meeres. Er fürchtete, das Volk möchte, nachdem es sich so lange an die scheinbaren Ursachen gehalten, endlich auch auf die wirklichen kommen; er ließ daher während der Nacht einige der ersten Bürger von Paris in das Hôtel Saint Paul berufen, und sie versprachen ihm, wenn er den Frieden wieder herstellen und Alles in Ordnung bringen wollte, würden sie ihm behilflich sein. Ihrer Unterstützung gewiß, erwartete der Herzog den kommenden Tag ruhiger.

Am nächsten Tage hörte man nur noch ein Geschrei, denn es waltete nur noch ein Bedürfniß: Brot Brot.

Der Herzog erschien auf dem Balcon und wollte sprechen; die Verwünschungen bedeckten eine Stimme. Er ging hinab, warf sich ohne Waffen in die Mitte des gierigen, ausgehungerten Volkes, gab Jedermann die Hand und warf Gold in Menge aus. Das Volk schloß sich hinter ihm wieder, erstickte ihn durch seine Masse, drückte ihn durch seine Wogen und erschreckte ihn ebenso sehr durch seine Löwenliebe, als durch seinen Tigerzorn. Der Herzog fühlte, daß er verloren sei, wenn er dieser furchtbaren physischen Gewalt nicht die moralische entgegensetzte, er versuchte aufs Neue zu sprechen, aber seine Stimme verlor sich, ohne gehört zu werden; endlich wendete er sich an einen Mann des Volkes, der einigen Einfluß über die Masse auszuüben schien. Dieser stieg auf einen Eckstein und schrie: »Stil, der Herzog will sprechen, hört ihn!«

Die gehorsame Menge schwieg. Der Herzog trug ein sammtnes, mit Gold gesticktes Wamms und eine goldene Kette um den Hals; dieser Mensch hatte nur ein rothes Baret, ein Wamms von Ocsenblutfarbe und nackte Beine, Dennoch erlangte er, was der mächtige Herzog von Burgund vergeblich gefordert hatte.

Er war so glücklich in seinen übrigen Befehlen, als in seinen ersten. Als er sah, daß das Schweigen hergestellt war, rief er: »Bildet einen Kreis!« Die Menge wich zurück; der Herzog biß sich die Lippen blutig, beschämt, zu solchen Menschen und zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen zu müssen, und betrat die Stufen, die herabgestiegen zu sein er schon lebhaft bereute. Der Mensch aus

dem Volke folgte ihm, ließ die Blicke über die Menge schweifen, um zu sehen, ob sie bereit sei, zu hören, was man ihr mitzuthemen hatte, wendete sich hierauf zu dem Fürsten und sagte: »Jetzt sprecht, mein Herzog; man hört Euch.« Hierauf legte er sich zu seinen Füßen nieder, wie ein Hund zu denen seines Herrn.

Zugleich stellten sich einige Herren und Ritter, die aus dem Hôtel Saint Paul dem Herzoge von Burgund nachgeeilt waren, hinter ihm, bereit, ihm Beistand zu leisten, wenn es nöthig werden sollte. Der Herzog machte ein Zeichen mit der Hand; der Mann im ochsenblutfarbenen Wamms ließ ein gebieterisches »Still« ertönen, und der Herzog nahm das Wort:

»Meine Freunde, Ihr verlangt Brot von mir. Es ist mir unmöglich, Euch welches zu geben; kaum haben der König und die Königin genug für ihre Tafel. Ihr thätet besser, statt nutzlos die Straßen von Paris zu durchziehen, Marcoufis und Montlhery, wo die Dauphineusen¹⁸ sind zu belagern. In diesen Städten würdet Ihr Lebensmittel finden, und die Feinde Eures Königs daraus vertreiben, die jetzt Alles bei dem Thore von Saint-Jacques verheeren und die Ernte verhindern.«

»Wir verlangen nichts weiter«, rief die Menge mit einer Stimme, »aber man gebe uns Führer.«

»Sire's von Cohen und von Rupes«, sagte der Herzog, indem er den Kopf halb über die Schulter wendete, und die beiden Herren anredete, die hinter ihm standen; – »wollt Ihr ein Heer? ich gebe es Euch.«

»Ja, Monseigneur«, erwiderten sie, indem sie vortraten.

»Meine Freunde«, fuhr der Herzog zu dem Volke fort, indem er ihnen die genannten Ritter vorstellte, »wollt Ihr diese edlen Herren zu Führern? ich biete sie Euch an.

»Sie, oder jeden Andern, vorausgesetzt, daß sie uns den Weg zeigen.«

»Vorwärts, Ihr Herren, zu Pferde!« sagte der Herzog; »und schnell« fügte er leiser hinzu.

Der Herzog wollte in den Palast zurückkehren. Der Mensch, der zu seinen Füßen gelegen hatte, stand jetzt auf und reichte ihm die

Hand hin; der Herzog drückte sie ihm, wie er den Andern gethan. Er war diesem Menschen wohl einige Verpflichtung schuldig, »Dein Name?« fragte er ihn.

»Cappeluche«, erwiderte dieser, indem er mit der Hand, welche der Herzog ihm frei ließ, seine Kappe abnahm.

»Dein Stand?« fuhr der Herzog fort.

»Scharfrichter der Stadt Paris.«

Der Herzog zog seine Hand zurück, als hätte er glühendes Eisen berührt, trat zwei Schritt zurück und wurde blaß. Der mächtigste Prinz der Christenheit hatte im Angesichte von ganz Paris hier mit dem Vollstrecker der hohen Gerechtigkeit einen Pact geschlossen.

»Henker«, sagte der Herzog mit rauher, zitternder Stimme, »geh nach dem großen Chatelet, Du wirst dort Beschäftigung genug finden.«

»Meister Cappeluche gehorchte diesem Befehle, wie einer Weisung, an die er gewöhnt war.

»Ich denke, Monseigneur«, sagte er, und indem er die Stufen hinab stieg, fügte er dann ganz laut hinzu: »Der Herzog ist ein edler Prinz, gar nicht stolz, und voll Liebe zu dem armen Volke.«

»L'Ile-Adam«, sagte der Herzog, indem er den Arm hinter Cappeluche ausstreckte, »laß diesen Menschen verfolgen, denn meine Hand, oder sein Kopf muß fallen.«

An demselben Tage verließen die Herren von Cohen, Rupes und Messire Reillard Paris mit einer Menge Kanonen und Belagerungsmaschinen. Mehr als zehntausend Mann der kühnsten Unruhistifer des Volkes folgten ihnen freiwillig; hinter ihnen schlossen sich die Thore von Paris, und am Abend wurden alle Straßen, so wie der Fluß oberhalb und unterhalb mit Ketten gesperrt. Die Corporationen der Bürger theilten mit den Bogenschützen den Wachdienst, und seit zwei Monaten war dies vielleicht die erste Nacht, die verging, ohne daß nur ein einziges Mal Mord oder Feuer geschrieen wurde.

Cappeluche begab sich, ganz stolz auf den Händedruck, den er empfangen, und auf die Botschaft, die er erhielt, nach dem großen

Chatelet, träumte von der Hinrichtung, die ohne Zweifel am folgenden Tage stattfinden sollte, und von dem Ehrentheil, der ihm dabei zufallen mußte, wenn der Hof derselben beiwohnte, wie dies häufig der Fall war. Wer ihm begegnet hätte, würde in ihm einen Menschen erkannt haben, der mit sich selbst vollkommen zufrieden war; die Bewegungen der rechten Hand, mit denen er die Luft nach allen Richtungen durchschnitt, waren eine stillschweigende Darstellung der Auftritte, bei denen er, wie er glaubte, am folgenden Tage eine so wichtige Rolle spielen sollte.

So gelangte er zu dem Thore des großen Chatelet und pochte an; die Schnelligkeit, mit der die Thür sich öffnete, bewies, daß der Schließer in dem Klopfenden einen Menschen erkannt hatte, der des Vorrechtes genoß, nicht warten zu dürfen.

Der Schließer saß bei seiner Familienmahlzeit und bot Cappeluche an, Theil zu nehmen. Er nahm es mit dem Wesen wohlwollender Protection an, welches natürlich bei einem Menschen war, der soeben den mächtigsten Vasallen der Krone Frankreich die Hand gedrückt hatte. Er stellte sein großes Schwert neben die Thür und setzte sich auf den Ehrenplatz.

»Meister Richard«, sagte Cappeluche nach kurzer Zeit, »welches sind die vornehmsten Herren, die Ihr in Eurem Hause bewirtheht?«

»Meiner Treu, Messire«, erwiderte Richard, »ich bin erst seit kurzer Zeit hier; mein Vorgänger und seine Frau wurden getödtet, als die Burgunder den Chatelet nahmen. Ich kenne wohl die Zahl der Speisenäpfe, die ich den Gefangenen schicke, aber nicht die Namen derer, welche meine Suppe essen.«

»Und ist diese Zahl bedeutend?«

»Es sind ihrer hundert und zwanzig.«

»Nun wohl, Meister Richard, morgen werden es nur noch hundert und neunzehn sein.«

»Wie das? Sollte ein neuer Volksaufstand Statt finden?« rief hastig der Schließer, der eine Wiederholung der Auftritte fürchtete, bei denen ein Vorgänger das Leben eingebüßt hatte. »Wüßte ich, wen man fordern würde, hielte ich ihn bereit, um das Volk nicht warten zu lassen.«

»Nein, nein«, sagte Cappeluche, »Ihr habt mich nicht verstanden; der Pöbel zieht in diesem Augenblicke gegen Marcoussis und Monthlery. Ihr seht daher wohl, daß er dem Chatelet den Rücken wendet. Nicht um einen Aufstand handelt es sich, sondern um eine Hinrichtung.«

»Seid Ihr dessen gewiß, was Ihr sagt?«

»Das fragt Ihr mich? mich!« entgegnete, lachend Cappeluche.

»Ach, es ist wahr, Ihr werdet die Befehle de Prevot erhalten haben.«

»Nein, ich habe die Nachricht vom höheren Ort; ich habe sie vom Herzoge von Burgund.«

»Von dem Herzoge von Burgund!«

»Ja«, fuhr Cappeluche fort, indem er den Stuhl auf den beiden hintern Füßen neigte und sich ein wichtiges Ansehen gab, »ja, von dem Herzoge von Burgund. Es ist noch keine Stunde her, seit er meine Hand faßte und mir sagte: Cappeluche, mein Freund, thu' mir die Liebe, geh so bald als möglich nach dem großen Chatelet und erwarte dort meine Befehle. Ich sagte ihm: Monseigneur, Ihr könnt auf mich zählen, auf Leben und Tod. Es ist daher gewiß, daß man morgen irgend einen vornehmen Armagnac nach dem Grève-Platz führt, und daß der Herzog, der der Hinrichtung beiwohnen will, die Sache gut ausgeführt zu sehen wünscht, und daher mich beauftragte. Wäre es anders, müßte der Befehl von dem Prevot gekommen sein, und Gourju, mein Knecht, hätte ihn empfangen.«

Als er diese Worte endigte, ertönten zwei Hammerschläge an die äußere Thür; der Schließer bat Cappeluche um Erlaubniß, die Lampe nehmen zu dürfen, und dieser willigte mit einem leichten Kopfnicken ein. Der Schließer ging und ließ die Uebrigen in der Dunkelheit zurück.

Nach zehn Minuten kehrte er zurück, blieb an der Thür stehen, die er sorgfältig hinter sich schloß, sah mit einem ganz eignen Ausdrücke des Staunens auf seinen Gast, und sagte, ohne sich zu setzen: »Meister Cappeluche, Ihr müßt mir folgen.«

»Es ist gut«, erwiderte dieser, indem er den Rest seines Weines austrank, und mit der Zunge klatschte, wie Jemand, der seinen

Freund besser achtet in dem Augenblicke, wo er sich von ihm trennen soll. »Es ist gut, ich weiß schon, was es giebt.«

Meister Cappeluche stand auf und folgte dem Schließer, nachdem er sein Schwert, das in der Ecke stand, genommen hatte.

Einige Schritte in einem feuchten Gange führten sie zu einer so engen Treppe, daß man sah, der Baumeister sei von dem Grundsatz ausgegangen: Treppen wären nur Nebendinge in den Gefängnissen. Cappeluche stieg sie mit der Leichtigkeit eines Menschen hinab, der an sie gewöhnt ist, trällerte sein Lieblingsliedchen, blieb an jedem Absatze stehen, und sagte, als der Schließer noch immer weiter ging: »der Teufel, der Teufel, das muß ein vornehmer Herr sein!«

So stiegen sie gegen sechzig Stufen hinab.

Hier angelangt, öffnete der Schließer eine so niedrige Thür, daß Meister Cappeluche, obgleich er nur von gewöhnlichem Wuchse war, sich tief bücken mußte, um in das Gefängniß zu treten, in das sie führte. Indem er hindurch ging, bemerkte er ihre Festigkeit. Sie war von Eichenholz, vier Zoll dick und mit starkem Eisen beschlagen. Er machte eine Kopfbewegung, wie ein Kenner, der eine Sache gehörig würdigt. Das Gefängniß war leer.

Cappeluche bemerkte dies auf den ersten Blick, aber er glaubte, daß der, zu dem er gesendet zu sein meinte, im Verhör oder auf der Tortur sei. Er stellte sein Schwert in eine Ecke, und wartete des Gefangenen.

»Hier ist es«, sagte der Schließer.

»Gut«, erwiderte lakonisch Meister Cappeluche.

Richard wollte gehen und die Lampe mitnehmen; Meister Cappeluche bat, sie ihm zu geben. Da man dem Schließer nicht befohlen hatte, ihn ohne Licht zu lassen, gewährte er diese Bitte. Kaum hatte Cappeluche die Lampe in den Händen, als er das Gefängniß untersuchte, hiermit so ganz beschäftigt, daß er nicht hörte, wie der Schlüssel zwei Mal im Schlosse herumgedreht und die Riegel vorgeschoben wurden.

Er fand endlich in dem Stroh, was er so sorgfältig suchte: Einen Stein, den irgend ein Gefangener zum Kopfkissen gemacht hatte.

Meister Cappeluche trug ihn mitten in das Gefängniß, setzte einen alten hölzernen Schemel daneben, stellte die Lampe darauf, nahm sein Schwert aus der Ecke, benetzte den Stein mit einem geringen Ueberbleibsel von Wasser, das er in einem Krüge fand, setzte sich nieder auf die Erde, nahm den Stein zwischen die Beine und begann mit allem Eifer sein Schwert zu schleifen, das durch die wiederholten Dienste, die es ihm während der letzten Tage geleistet, etwas gelitten hatte. Er unterbrach sich in dieser Arbeit nur, um die Schneide zu befühlen, mit dem Daumen darüber hinzufahren, und setzte jedes Mal die Arbeit mit neuem Eifer fort.

Er war so vertieft in seine interessante Beschäftigung, daß er nicht bemerkte, wie die Thür sich öffnete und wieder geschlossen wurde, und wie sich ihm langsam ein Mensch näherte, der ihn mit sichtlichem Erstaunen betrachtete. Endlich brach der Neuangekommene das Schweigen.

»Par dieu, Meister Cappeluche, Ihr habt da eine sonderbare Beschäftigung!«

»Ach, Du bist es, Gourju«, sagte Cappeluche, indem er die Augen erhob, die er aber sogleich wieder auf den Stein herabsenkte, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. »Was sagst Du?«

»Ich sage, daß Ihr gewaltig gütig seid, Euch mit einer solchen Arbeit zu beschäftigen.«

»Was willst Du, mein Junge?« sagte Cappeluche; »nichts thut man ohne Eigenliebe, und die ist in unserm Stande eben so üblich, als in jedem andern. So scharf dieses Schwert auch ist, hätte es doch bei einem Aufstande noch seine Dienste leisten können, denn da ist es gleich, wenn man nur tödtet, ob man auch zwei Mal zuschlagen muß. Der Dienst aber, den es mir morgen leisten soll, ist mit dem nicht zu vergleichen, welchen es feit einem Monat versieht, und ich kann nicht zu vorsichtig sein, daß Alles zu meiner Ehre ausfällt.«

Gourju ging von dem Ausdrucke des Staunens zu dem der Verduzttheit über; er starrte ohne zu reden, seinen Herrn an, der seiner Arbeit um so mehr Aufmerksamkeit zu widmen schien, je mehr er sich dem Ende derselben näherte.

Endlich erhob Meister Cappeluche neuerdings die Augen auf Gourju.

»Du weißt also nicht, daß morgen eine Hinrichtung sein wird?«

»O ja, o ja«, erwiderte er, »ich weiß es.«

»Nun, was setzt Dich also in Verwunderung?«

»Ihr wißt also nicht«, fragte seinerseits Gourju, »wer hingerichtet werden soll?«

»Nein«, erwiderte Cappeluche, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen, »das geht mich nichts an, es wäre denn ein Bucklicher, dann müßte man es mir freilich sagen, damit ich meine Maßregeln darnach nehmen könnte.«

»Nein, Meister«, erwiderte Gourju, »der Verurtheilte hat einen Hals, gerade so wie – Ihr, und ich bin darüber sehr froh, denn da meine Hand noch nicht so sicher ist, als die Eurige –«

»Was sagst Du da?«

»Ich sage, da ich diesen Abend zum Scharfrichter ernannt worden bin, wäre es sehr traurig, wenn ich gerade zum ersten Male –«

»Du Scharfrichter?« sagte Cappeluche, ihn unterbrechend, und ließ sein Schwert fallen.

»Ih mein Gott, ja«, sagte Gourju. »Vor einer halben Stunde ließ mich der Prevot kommen, und übergab mir dies Patent,

Bei diesen Worten zog Gourju aus seinem Wamms ein Pergament, und reichte es Cappeluche hin. Dieser konnte nicht lesen, aber er kannte das Wappen Frankreichs und das Siegel des Oberrichters, verglich es in Gedanken mit dem seinigen, und fand es demselben vollkommen gleich.

»Ach«, sagte er, »am Abend vor einer öffentlichen Hinrichtung mir einen solchen Schimpf anzuthun!«

»Aber es war ja doch unmöglich, daß Ihr es wäret, Meister Cappeluche.«

»Und weshalb denn?«

»Weil Ihr Euch doch nicht selbst hinrichten könnt; das wäre ja das erste Mal, daß man so etwas erlebte!«

Meister Cappeluche begann zu begreifen; er sah seinen Knecht

verwundert an, sein Haar sträubte sich, und im Nu rannen ihm dicke Schweißtropfen über das Gesicht.

»Also«, sagte er, »bin ich es?«

»Ja, Meister«, erwiderte Gourju,

»Und Du bist es?«

»Ja, Meister.«

»Wer hat denn den Befehl gegeben?«

»Der Herzog von Burgund.«

»Unmöglich! Noch vor einer Stunde nahm er mich bei der Hand.«

»Eben deswegen, Meister, nimmt er Euch jetzt beim Kopfe.«

Cappeluche stand langsam auf, schwankte auf seinen Beinen wie ein Betrunkener, und ging zu der Thür.

Er nahm das Schloß zwischen eine gewaltigen Hände, und rüttelte zwei Mal daran, daß die Riegel hätten springen müssen, wären sie weniger fest gewesen.

Gourju folgte ihm mit dem ganzen Ausdrücke der Theilnahme, dessen sein hartes, rohes Gesicht fähig war.

Als Cappeluche sich von der Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen überzeugt hatte, kehrte er zurück zu dem Platze, wo Gourju ihn gefunden hatte, nahm sein Schwert, legte es auf den Stein, und that die letzte Hand daran.

»Noch immer?« sagte Gourju.

»Wenn es für mich dienen soll«, erwiderte Cappeluche mit dumpfer Stimme, »so ist umso mehr Grund vorhanden, daß es gut schneidet.

In diesem Augenblicke trat Vaux de Bar, der Prevot von Paris mit einem Priester herein und schritt, der Form nach, zu einem Verhöre. Meister Cappeluche gestand sechs und achtzig Mordthaten ein, die nicht zu einer öffentlichen Funktion gehörten, ungefähr ein Drittheil davon war an Weibern und Kindern verübt worden.

Eine Stunde darauf entfernte sich Vaux de Bar, und ließ bei Cappeluche den Priester und den zum Scharfrichter ernannten Knecht.

Am nächsten Tage um vier Uhr Morgens war die große rue Saint

Denis, die rue aux Féves und der Platz Pilonie mit Volk überfüllt, und in den Fenstern zeigte sich Kopf an Kopf. Die große Schlachtereier bei dem Chatelet, und die Mauer des Kirchhofs des Saint Innocens bei den Hallen schien er unter der Überlastung zusammenbrechen zu wollen. Die Hinrichtung sollte um sieben Uhr Statt finden.

Um sechs und ein halb Uhr entstand ein Hin- und Herwogen unter der Menge, und ein Lärmen, der von denen ausging, welche in der Nähe des Chatelet sich befanden, verkündeten denen auf dem Platze Piloni, daß der Verurtheilte sich in Marsch setze. Er hatte von Gourju, von dem diese letzte Gunst abhing, die Erlaubniß erhalten, weder auf einem Esel reiten zu müssen, noch auf einem Karren gefahren zu werden. Er ging mit festem Schritt zwischen dem Priester und dem neuen Scharfrichter, und grüßte mit Hand und Mund seine Bekannten unter der Menge. Endlich kam er auf den Platz Piloni, und trat in einen Kreis von etwa zwanzig Fuß Durchmesser, den eine Compagnie Bogenschützen bildete, und in dessen Mitte ein Block neben einem Sandhaufen stand. Der Kreis, der sich geöffnet hatte, ihn durch zu lassen, schloß sich hinter ihm wieder. Stühle und Bänke waren für die Fernerstehenden hingestellt worden, damit sie über die Köpfe der Näheren hinweg sehen konnten. Jeder nahm seinen Platz wie auf einem großen runden Amphitheater, dessen höchste Stufen die Dächer der Häuser bildeten.

Cappeluche ging gerade auf den Block zu, untersuchte, ob er auch fest stehe, schob ihn näher zu dem Sandhaufen, von dem er zu entfernt war, prüfte wieder die Schneide des Schwertes, kniete dann nieder, und betete mit leiser Stimme. Der Priester reichte ihm ein Crucifix zum Kusse dar. Gourju stand neben ihm, auf ein langes Schwert gestützt; es begann sieben Uhr zu schlagen; Meister Cappeluche flehte laut zu Gott um Gnade, und legte den Kopf auf den Block.

Kein Athemzug kam über die Lippen der zahllosen Menge, keine Regung war an einem Gliede zu bemerken, Jeder war wie fühllos an einer Stelle und nur die Augen lebten.

Plötzlich flammte das Schwert Gourjus wie ein Blitz; der letzte Schlag ertönte von der Uhr, das Schwert fiel herab, und der Kopf

rollte in den Sand, in welchen er biß, indem er ihn blutig färbte.

Der Rumpf bewegte sich entgegengesetzt, und gräßlich war es anzusehen, wie er auf den Händen und Knien mehre Schritt rückwärts rutschte, das Blut spritzte aus den Adern des Halses, wie das Wasser durch die Brause einer Wasserkanne.

Die Menge stieß einen lauten Schrei aus; es war der Athem, welcher bei hunderttausend Menschen zurückkehrte.

III.

Die politischen Vermuthungen des Herzogs von Burgund hatten sich verwirklicht. Die Stadt Paris war des unruhigen Lebens überdrüssig, das sie seit so langer Zeit bewegte, sie schrieb das Ende der Uebel, die auf ganz natürliche Weise ihr Ziel erreicht hatten, der Gegenwart des Herzogs zu, so wie der Strenge, die er entwickelte, und besonders der Hinrichtung Cappeluche's, dieses wüthenden Volksaufregers. Sogleich nach seinem Tode war die Ordnung wieder hergestellt, und alle Kehlen stimmten ein in das Lob des Herzogs von Burgund, als eine neue Geißel sie noch blutende Stadt traf. Es war die Pest, diese bleiche, entfleischte Schwester des Bürgerkrieges.

Eine entsetzliche Epidemie brach aus. Hungersnoth, Elend, die auf den Straßen vergessenen Leichen, die wüthenden Leidenschaften, die das Blut in den Adern erhitzen, waren die höllischen Boten, welche diese Krankheit herbei riefen. Das Volk, welches sich abzukühlen begann, und über seine eigenen Ausschweifungen erschrak, glaubte in dieser neuen Geißel die strafende Hand Gottes zu sehen, und ein sonderbares Fieber bemächtigte sich seiner. Statt die Krankheit in den Häusern abzuwarten, und zu versuchen sie abzuwenden, verbreitete die ganze Bevölkerung sich auf die Straßen; Männer liefen wie unsinnig umher und schrieen, daß höllische Flammen sie verbrennten; sie drängten sich durch die Masse, welche zitternd sich vor ihnen öffnete, und Einige warfen sich in die Teiche, Andere in den Fluß. Wieder fehlten die Gräber für die Todten und die Priester für die Sterbenden. Menschen, welche von den ersten Symptomen ergriffen wurden, hielten mitten auf der Straße die Greife an, und zwangen sie, ihre Beichte zu hören. Die vornehmen Herren waren gegen die Epidemie eben so wenig gesichert, als das arme Volk. Der Prinz von Oranien und der Herr von Poix erlagen dem Uebel. Einer der Brüder Fosseuse wollte dem Herzoge seinen Hof machen, und fühlte sich

von Krankheit ergriffen, als er die Treppe des Hôtel Saint Paul erreichte; er versuchte seinen Weg fortzusetzen; aber kaum hatte er sechs Stufen erstiegen, als er todtenblaß, mit gestäubtem Haar, mit zitternden Knien stehen blieb. Er hatte nur noch so viel Zeit, die Arme über die Brust zu kreuzen, und auszurufen: »Herr, sei mir gnädig!« Dann stürzte er tot zu Boden. Der Herzog von Bretagne, die Herzöge von Anjou und Alençon zogen sich von Corbeille zurück, und der Sire von Giac mit einer Gemahlin auf das Schloß Creil, welches der Herzog von Burgund ihnen gegeben hatte.

Von Zeit zu Zeit erschienen hinter den Scheiben des Hôtel Saint-Paul, gleich Schatten, der Herzog und die Königin. Sie blickten hinab auf die Scenen der Verwüstung, aber sie konnten nichts dabei thun, und hielten sich streng eingeschlossen in ihrem Palaste. Von dem Könige sagte man, er habe wieder einen Anfall des Wahnsinnes. Während dessen hatte Heinrich von England mit einem zahlreichen Heere die Belagerung von Rouen begonnen. Die ganze Stadt brach in Angstgeschrei aus, welches sich aber in dem Tumulte von Paris verlor, ehe es bis zu dem Herzoge von Burgund gelangte: dennoch war es der Hilferuf einer ganzen Stadt. Aber obgleich die Rouenesen so verlassen wurden, schlossen sie dennoch ihre Thore und schwuren, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Die Dauphineusen ihrerseits, geführt durch den unermüdlichen Tanneguy, den Marschal Rieux und Barbazan, dem man den Ritter ohne Tadel nannte, hatten die Stadt Tours eingenommen, die Wilhelm von Rommenel und Carl Lobbe für den Herzog vertheidigten, und schoben ihre Recognosirungen bis zu den Thoren von Paris vor.

Der Herzog Johann hatte also zu seiner Linken die Dauphineusen, die Feinde Burgunds, zu zu seiner Rechten die Engländer, die Feinde von Frankreich vor und hinter sich die Pest, die Feindin Aller.

In dieser Verlegenheit dachte er daran, mit dem Dauphin zu unterhandeln, ihm, dem Könige und der Königin die Verantwortlichkeit der Bewachung von Paris zu überlassen, und für sich selbst der Stadt Rouen zu Hilfe zu eilen.

Dem zu Folge wurden die Friedensartikel, die einige Zeit vorher zu

Bray und Montereau festgestellt worden waren, durch die Königin und den Herzog von Burgund neuerdings unterzeichnet. Am 17. September wurden sie unter Trompetenschall in den Straßen von Paris verkündet, und der Herzog von Bretagne wurde beauftragt, die Artikel dem Dauphin zur Genehmigung vorzulegen. Um ihn zu einer Aussöhnung besser geneigt zu machen, führte er ihm seine junge Gemahlin zu¹⁹, die in Paris zurückgeblieben war, und für welche die Königin und der Herzog von Burgund die größte Aufmerksamkeit bewiesen hatten.

Der Herzog von Bretagne fand den Dauphin zu Tours und erhielt von ihm eine Audienz. Als er vor denselben geführt wurde, hatte der Dauphin zu seiner Rechten den jungen Herzog von Armagnac, der den Tag zuvor von Guyenne angekommen war, um Gerechtigkeit für den Tod seines Vaters zu fordern, und die ihm laut versprochen worden war; zu seiner Linken stand Tanneguy Duchâtel, der erklärte Feind des Herzogs von Burgund; hinter ihm die Präsidenten Louvet, Barbazan und Carl Labbe, welcher eben von der Partei des Herzogs von Burgund zu der seinigen übergegangen war, und welche Alle den Krieg wünschten, denn bei dem Dauphin – hatten sie Alles zu hoffen, bei dem Herzoge Johann Alles zu fürchten.

Obgleich der Herzog von Bretagne bei dem ersten Anblicke erkannte, wie der Ausgang der Unterhandlungen sein würde, beugte er doch ein Knie und überreichte den Vertrag dem Herzoge von Touraine. Dieser nahm ihn, und ohne ihn zu entsiegeln, sagte er zu dem Herzoge, welcher ihn aufhob: »Mein Vetter, ich weiß, was es ist, man ruft mich aus Paris zurück, nicht wahr? Man bietet mir den Frieden, wenn ich kommen will? Mein Vetter, ich werde keinen Frieden mit Mördern schließen, ich werde nicht in eine Stadt zurückkehren, die noch von Blut und Thränen fließt. Der Herzog hat das Uebel bewirkt, er mag es auch heilen; ich habe das Verbrechen nicht begangen, und will mich auch nicht dafür opfern.«

Der Herzog von Bretagne wollte weiter in den Dauphin dringen, aber Alles war umsonst. Er kehrte nach Paris zurück und überbrachte die Weigerung des Dauphins dem Herzoge von Burgund. Er fand diesen im Begriffe, sich in eine Rathsversammlung

zu begeben, wo man einen Abgeordneten der Stadt Rouen hören wollte. Der Herzog hörte aufmerksam an, was der Herzog von Bretagne ihm benachrichtigte; als dieser geendet hatte, ließ der Herzog von Burgund den Kopf auf die Brust sinken, dachte einige Minuten nach, rief dann plötzlich: »Er zwingt mich dazu!« und trat in den Saal, wo der königliche Rath versammelt war.

Die Meinung des Herzogs von Burgund ist leicht zu erklären.

Der Herzog war der größte Vasall der Krone Frankreichs und der mächtigste Prinz der Christenheit. Die Pariser beteten ihn an; seit drei Monaten herrschte er im Namen des Königs, und der fortwährende Krankheitszustand dieses unglücklichen Monarchen erlaubte selbst denen, die es am eifrigsten wünschten, nicht, sein längeres Leben zu hoffen. Im Fall des Todes war von der Regentschaft, die der Herzog inne hatte, bis zu der Krone nur ein Schritt. Die Dauphineusen besaßen nur Maine und Anjou; die Abtretung Guyennes und der Normandie an den König von England, gewann ihm in diesem eine Stütze. Die beiden Burgund, Flandern und Artois, die er besaß und mit der Krone Frankreich vereinigen konnte, waren für diese eine Entschädigung, für diesen Verlust. Ueberdies war das Beispiel Hugo Capets nicht so fern, daß es nicht erneuert werden konnte, und da der Dauphin jedes Bündniß verweigerte und den Krieg wollte, durfte er sich nicht beklagen, wenn die Folgen seiner Weigerung auf ihn zurückfielen.

Unter solchen Umständen war die Politik des Herzogs von Burgund eben so leicht als einfach: Die Belagerung von Rouen sich in die Länge ziehen lassen, die Unterhandlung mit Heinrich von England eröffnen, und in Uebereinstimmung mit ihm, Alles so zu ordnen, daß bei dem Tode Carls VI. die ganze Macht in seinen Händen ruhte, so daß er zu der königlichen Gewalt, die er bereits besaß, nur den Königstitel hinzufügen durfte, der ihm noch mangelte.

Der Augenblick war höchst günstig zur Ausführung eines solchen Planes. Der König war geistesschwach und konnte der Rathsversammlung nicht beiwohnen; er war sogar nicht einmal davon benachrichtigt worden. Der Herzog konnte daher dem

Abgeordneten der Stadt Rouen eine Antwort geben, wie sie ihm am vortheilhaftesten dünkte, nicht für das Interesse Frankreichs, sondern für sein eignes.

Unter diesen Gefühlen, die der Dauphin durch seine Weigerung bestätigt hatte, trat er in die Rathversammlung ein, und gleichsam, als wolle er die Rolle prüfen, die er bald spielen wollte, setzte er sich auf den Thron des Königs Carl.

Man wartete nur auf ihn, um den Abgeordneten einzuführen.

Es war ein bejahrter, weißhaariger Priester; er war von Rouen barfuß und mit einem Wanderstabe in der Hand gekommen, wie es einem Manne ziemt, der Hilfe heischend, erscheint. Er trat bis in die Mitte des Saales vor, und nachdem er den Herzog von Burgund begrüßt hatte, wollte er eben den Zweck seiner Sendung aussprechen, als lauter Lärmen von einer kleinen Seitenthür her erschallte, die, mit Teppichen verhangen, in die Gemächer des Königs führte. Jedermann wendete sich dahin, und man sah mit Staunen, wie der Teppich sich hob und Carl VI., aus den Händen seiner Wächter, die ihn zurückhalten wollten, sich losmachend, in den Saal trat, wo Niemand ihn erwartete. Mit zornfunkelndem Blick, die Kleider in Unordnung, ging er festen Schrittes auf den Thron zu, auf dem der Herzog Johann von Burgund voreilig Platz genommen hatte.

Diese unerwartete Erscheinung erfüllte Alle mit einem dunkeln Gefühl der Furcht und Achtung. Der Herzog von Burgund besonders sah dem Könige verwirrt entgegen, und wie dieser sich dem Throne näherte, erhob er sich allmählig, als wenn eine übernatürliche Gewalt ihn zwänge, aufrecht in Gegenwart seines Königs zu stehen; und als Carl VI. den Fuß auf die erste Stufe des Thrones setzte, ihn zu besteigen, ging der Herzog auf der entgegengesetzten Seite wie maschinenmäßig hinab.

Jedermann sah schweigend auf dies sonderbare Spiel.

»Ja, ich verstehe, meine Herren«, sagte der König, »man hat Euch gesagt, daß ich verrückt sei, vielleicht gar, daß ich schon todt wäre.« – Er lachte auf sonderbare Weise. – »Nein, meine Herren, ich war nur gefangen. Aber ich erfuhr, daß man in meiner

Abwesenheit großen Rath hielte, und wollte dabei erscheinen; mein Vetter von Burgund, ich hoffe, Ihr werdet mit Freuden sehen, daß mein Zustand, den man Euch ohne Zweifel gefährlicher geschildert hat, als er ist, mir noch erlaubt, bei den Berathungen über die Angelegenheiten des Königreiches den Vorsitz zu führen.« Hierauf wendete er sich zu dem Priester, und indem er auf dem Throne Platz nahm, sagte er:

»Sprecht, mein Vater; der König von Frankreich hört Euch.«

Der Priester beugte ein Knie vor dem Könige, was er vor dem Herzoge von Burgund nicht gethan, und begann in dieser Stellung zu reden:

»Die Engländer, Eure Feinde, mein Gebieter, und die unsrigen, haben die Stadt Rouen belagert.«

Der König bebte.

»Die Engländer im Herzen des Reiches, und der König weiß nichts davon! Die Engländer vor Rouen! – Rouen, welches schon unter Chlodwig, dem Ahnherrn aller Könige von Frankreich, eine französische Stadt war; das nur verloren ging, um durch Philipp August wieder gewonnen zu werden! Rouen, meine Stadt, eine der sechs Perlen meiner Krone! – O Verrath, Verrath!« murmelte er mit leiserer Stimme.

Als der Priester sah, daß der König zu reden aufhörte, fuhr er fort:

»Vortrefflicher Fürst und Herr, die Bewohner der Stadt Rouen haben mir aufgetragen, zu Euch, Sire, und gegen Euch, Herzog von Burgund, der Ihr die Regierung des Reiches führt, um Hilfe zu flehen, und lassen Euch zu wissen thun, wenn sie aus Mangel Eurer Unterstützung Unterthanen des Königs von England werden müßten, so solltet Ihr auf der ganzen Welt keine schlimmern Feinde haben, als sie, und wenn es möglich wäre, würden sie Euer ganzes Geschlecht zerstören.«

»Mein Vater«, sagte der König, indem er sich erhob, »Ihr habt Eure Sendung vollendet, und mich an die meinige erinnert. Kehrt zu den braven Einwohnern der Stadt Rouen zurück, ermuthigt sie zur fernern Vertheidigung, und sagt ihnen, daß ich sie retten würde, entweder durch Unterhandlungen oder durch Unterstützung, und

müßte ich auch, um Frieden zu erlangen, meine Tochter Catharine dem Könige von England geben, müßte ich, den Krieg zu führen, in eigener Person dem Feinde entgegen rücken, und den ganzen Adel des Königreiches zu mir berufen.«

»Sire«, erwiderte der Priester, indem er sich verneigte, »ich danke Euch für Euern guten Willen, und bete zu Gott, daß kein fremder den Eurigen ändern möge, aber für den Krieg, wie für den Frieden müßt Ihr Euch beeilen, Sire, denn schon sind mehrere Tausend Einwohner Eurer Stadt an Hunger gestorben, und seit zwei Monaten leben wir nur von solchem Fleische, das Gott nicht zur Nahrung des Menschen erschaffen hat. Zwölftausend arme Menschen, Männer, Weiber und Kinder, sind aus der Stadt verstoßen worden, und nähren sich in den Gräben von Wurzeln und fauligem Wasser, und wenn eine unglückliche Mutter nieder kommt, müssen mitleidige Seelen die Neugeborenen an Stricken in Körben in die Höhe ziehen, um sie taufen zu lassen und dann den Müttern wieder zu geben, damit sie wenigstens als Christen sterben.«

Der König stieß einen Seufzer aus und wendete sich zu dem Herzoge von Burgund.

»Ihr seht«, sagte er mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke des Vorwurfs, »es ist nicht Staunen erregend, daß ich, der König, mich in einem so traurigen Zustande des Körpers und Geistes bei finde, da so viele Unglückliche, welche glauben, daß ihr Elend von mir herrührt, zu dem Throne Gottes in Verwünschungen ausbrechen, vor denen der Gnadenengel zurückweichen muß. – Geht, mein Vater«, wendete er sich wieder zu dem Priester, »kehrt zurück in die arme Stadt, der ich mein eigenes Brot schicken zu können, wünschte; sagt ihr, daß nicht in einem Monate, nicht in acht Tagen, nicht morgen, sondern noch heute, in dieser Stunde, Gesandte nach Pont-de-l'Arche abgehen sollen, um wegen des Friedens zu verhandeln, und daß ich, der König, nach St. Denis mich begeben werde, um mit eigener Hand die Oriflamme zu ergreifen und mich auf den Krieg vorzubereiten.«

»Herr Präsident«, fügte er hinzu, indem er sich zu Philipp von Morvilliers wendete, und dann zu denen, die er nacheinander

anredete, Messire Regnault von Folville, Messire Wilhelm von Champ-Divers, Messire Thierry-le-Roi, Ihr werdet noch diesen Abend, versehen mit Unserer Vollmacht, aufbrechen, um mit Heinrich von Lancaster, König von England, wegen des Friedens zu unterhandeln; und Ihr, mein Vetter, Ihr gebt die Befehle zum Aufbruche nach St. Denis; wir begeben uns auf der Stelle dahin.«

Bei diesen Worten erhob sich der König, und die ganze Versammlung folgte seinem Beispiele. Der alte Priester trat auf ihm zu und küßte ihm die Hand.

»Sire«, sagte er, »Gott vergelte Euch das Gute, das Ihr gethan habt; morgen werden achtzigtausend Menschen Euren Namen segnen.«

»Sie mögen für mich und Frankreich beten, mein Vater, denn wir bedürfen dessen Beide!«

Nach diesen Worten des Königs trennte sich der Rath. Zwei Stunden darauf nahm der König mit eignen Händen die Oriflamme von den altersgrauen Mauern von Saint-Denis. Der König verlangte von dem Herzoge einen Ritter von Namen und Tapferkeit, und der Herzog nannte ihm einen.

»Euer Name?« sagte der König, indem er ihm die heilige Fahne darreichte.

»Der Sire von Montmort«, erwiderte der Ritter.

Der König suchte in seinem Gedächtnisse nach irgend einer großen Erinnerung, einem edlen Stamme, mit dem sich dieser Name verband.

Nach einem Augenblicke drückte der König ihm die Oriflamme in die Hand; zum ersten Male wurde das königliche Banner einem Ritter aus so geringem Hause anvertraut.

Ohne nach Paris zurückzukehren, schickte der König seinen Abgeordneten ihre Instructionen. Einer derselben, der Cardinal Des Oursins empfing das Portrait der Prinzeß Catharine: er sollte es den König von England sehen lassen.

Am Abend, den 29. Oktober 1418, sollte der ganze Hof zu Pontoise schlafen, und dort das Resultat der Unterhandlungen zu

Pont-de-l'Arche abwarten. Alle Ritter wurden aufgefordert, sich mit ihren Knappen und Waffenleuten hier einzufinden.

Der Sire von Giac war einer von den Ersten, welche diesem Rufe genügten. Noch immer betete er seine Frau an, aber bei dem Angstruf, den sein König im Namen Frankreichs ausstieß, hatte er Alles verlassen: eine schöne Catharine, die Liebkosungen seiner Kinder, sein Schloß Creil, in dem jedes Zimmer wollüstige Erinnerungen bewahrte, dessen herrliche Alleen, deren melancholisches Laubgeflüster so ganz zu den Träumereien einer glücklichen, frischen Liebe paßt.

Der Herzog empfing ihn wie einen Freund; er ladete denselben Tag mehrere junge edle Herren zum Essen, um seine Ankunft zu feiern, und am Abend war Spiel- und Gesellschaft bei dem Herzoge. Der Sire von Giac war der Held des Abends, wie der des Tages gewesen. Jedermann fragte ihn nach der schönen Catharine, denn diese lebte noch in dem Herzen manches jungen Ritters.

Der Herzog schien nachdenkend, aber seine heitere Stirn verkündete, daß er über einem fröhlichen Gedanken sinne.

Um den Glückwünschen der Einen, den Neckereien der Andern zu entgehen, und noch mehr, um sich der Hitze in dem Spielsaale zu entziehen, ging er mit seinem Freunde, dem Sire von Greville in ein Zimmer, dessen Fortsetzung die Gemächer des Herzogs bildete. Da der Herzog erst am Tage zuvor hier einzog, war der Dienst der Knechte, Pagen und Knappen noch sehr mangelhaft, so daß ein Bauer, ohne von irgend Jemand geführt zu werden, bis in dieses Gemach gelangte und den Sire von Giac fragte, wie er wohl dem Herzoge von Burgund selbst einen Brief einhändigen könnte.

»Von wem?« fragte Giac.

Der Bauer schien verlegen und erneuerte seine Frage.

»Höre«, sagte Giac, »da giebt es nur zwei Mittel: entweder Du gehst mit mir durch diese Säle, welche mit reichen Herren und edlen Damen erfüllt sind, und unter denen ein Bauer wie Du viel Aufsehen erregen würde; oder ich führe Dir den Herzog hierher, und das wird er mir nicht verzeihen, wäre der Brief der Mühe nicht werth, die ich ihm verursachte, und das fürchte ich sehr.«

»Was ist da zu thun, gnädiger Herr?« fragte der Bauer.

»Mir den Brief zu geben, und hier die Antwort abzuwarten.«

Und ehe der Bauer noch Zeit hatte, sich zu besinnen, hatte er den Brief ergriffen und ging, stets am Arme Gravilles, in den Hintergrund des Zimmers.

»Wahrhaftig«, sagte dieser, »nach der Art, wie die Sendung gefaltet ist, nach der Feinheit und dem Wohlgeruche des Papiere scheint es mir ein Liebesbriefchen.«

Giac lächelte, warf nachlässig einen Blick auf den Brief und blieb stehen, wie vom Blitze getroffen. Auf dem Siegel hatte er einen Ring erkannt, den seine Frau vor ihrer Vermählung trug, und dessen Erklärung er oft von ihr gefordert hatte, ohne sie erlangen zu können. An einem von Wolken bedeckten Himmel glänzte ein einzelner Stern mit der Unterschrift: »*Der*.«

»Was ist Dir?« fragte Graville, indem er seinen Freund erbleichen sah.

»Nichts, nichts«, erwiderte Giac, der sich sogleich wieder sammelte und einige kalte Schweißtropfen von der Stirn wischte. »Nichts, als ein Schwindel. Kommt, laßt uns dem Herzoge diesen Brief überbringen!«

Er zog Graville so hastig sich nach, daß dieser glaubte, er sei plötzlich verrückt geworden.

Der Herzog fand im Hintergrunde des Gemaches, den Rücken einem Kamine zugewandt, in dem ein helles Feuer brannte. Giac reichte ihm den Brief und sagte, daß der Bote auf Antwort warte.

Der Herzog entsiegelte ihn und eine leichte Regung des Staunens flog bei den ersten Worten über sein Gesicht, aber, Dank der Gewalt, die er über sich hatte, verschwand dieses sogleich. Giac stand vor ihm und heftete durchdringende Blicke auf das regungslose Gesicht des Herzogs. Als dieser ausgelesen hatte, rollte er nachlässig den Brief zusammen und warf ihn hinter sich in die Flamme.

Gern hätte Giac die Hand in die Gluth gestreckt, den Brief noch zu erlangen, aber er bezwang sich. »Und die Antwort?« sagte er mit

einer Stimme, welche die Aufregung nicht ganz verbergen konnte.

Ein flüchtiger, prüfender Blick aus den blauen Augen des Herzogs Johann schien das Gesicht Giacs prüfen zu wollen. »Die Antwort?« sagte er kalt. »Graville, sagt dem Boten, daß ich sie selbst überbringen würde.«

Indem er diese Worte endete, nahm er den Arm Giacs, als wolle er sich darauf stützen, in der That aber, um ihn zu hindern, seinem Freunde zu folgen.

Giacs ganzes Blut drängte sich zu dem Herzen und hämmerte ihm in den Ohren, als er den Arm des Herzogs sich auf den seinigen stützen fühlte. Er sah, er hörte nichts mehr; er fühlte das Verlangen, den Herzog mitten in dieser Versammlung zu durchbohren, aber es schien, als sei sein Dolch in die Scheide gezaubert. Alles wirbelte um ihn her. Er fühlte den Boden nicht mehr unter feinen Füßen, ein feuriger Kreis umschlang ihn, und als der Herzog bei Gravil's Rückkehr plötzlich seinen Arm los ließ, sank er nieder auf einen Stuhl, wie vom Blitze getroffen.

Als er wieder zu sich selbst kam, ließ er die Augen über die sorglose buntgeschmückte Gesellschaft gleiten, die in ihrer Lustigkeit fortfuhr, ohne zu ahnen, daß in ihrer Mitte ein Mensch sei, der die ganze Hölle im Busen trug. Der Herzog war nicht mehr zu sehen.

Giac sprang empor, als hätte eine Springfeder ihn wieder auf die Füße gebracht; er eilte wie unsinnig von Zimmer zu Zimmer, und fragte mit starrem Blick, mit Schweiß bedeckter Stirn nach dem Herzoge.

Alle Welt hatte ihn aber durchkommen sehen.

Er ging bis zum äußersten Thor; ein Mann in einem Mantel gehüllt, war eben durchgeschritten, und hatte ein Pferd bestiegen. Giac hörte am Ende der Straße den Gallopp eines Pferdes, er sah die Funken der Hufschläge sprühen. »Das ist der Herzog!« sagte er, und stürzte nach den Ställen.

»Ralff«, rief er, indem er eintrat, »zu mir, mein Ralff!« – Und unter allen den Pferden, die hier standen, wieherte eins ihm zu, und versuchte die Kette zu sprengen, mit der es an der Krippe befestigt

war.

Es war ein schönes spanisches Pferd, Isabellenfarbig, von reinem Blut, mit wehendem Schweife und Mähnen, und wie ein Metz zogen die Adern sich unter der Haut hin. – »Komm, Ralff«, sagte Giac, indem er die Kette löste, womit Ralff an der Krippe befestigt war, und das befreite Thier sprang heiter wie ein junges Reh.

Giac stampfte fluchend den Boden, und das Thier, durch die Stimme seines Herrn erschreckt, blieb zitternd stehen.

Giac warf ihm den Sattel über, legte ihm den Zaum an, und schwang sich auf seinen Rücken. »Vorwärts, Ralff, vorwärts!« rief er, und das Pferd flog wie ein Pfeil dahin.

»Vorwärts, vorwärts, Ralff; wir müssen ihn einholen«, sagte Giac zu seinem Pferde, als könnte dies ihn verstehen. »Schneller, schneller, mein Ralff!« – Und Ralff schien den Boden nicht zu berühren, warf den Schaum durch die Nüstern, und seine Augen sprühten Feuer.

»O Catharine, Catharine!« rief Giac, »mit einem so reinen Munde, so sanften Augen, so süßer Stimme den Verrath im Herzen zu tragen! Die Hülle eines Engels, und die Seele eines Teufels! Diesen Morgen noch nahm sie unter Küssen und Liebkosungen von mir Abschied! Ihre weiße Hand spielte mit Deiner Mähne, klopfte Deinen Hals und sagte: Ralff, bringe mir meinen Vielgeliebten bald zurück! ha, Täuschung! Schneller! Ralff, schneller!« – Er schlug mit der geballten Faust das Pferd eben da, wo Catharine es geliebt hatte. Ralff war in Schweißgebadet.

»Catharine«, rief Giac, »Dein Vielgeliebter kommt, und Ralff bringt ihn Dir zurück!«

»O, wenn es wahr wäre, daß Du mich betrügst, dann bedarf ich zur Rache viel Zeit, um sie für Euch Beide würdig zu finden. Vorwärts, vorwärts! wir müssen noch vor ihm dort sein! Schneller, Ralff, schneller!« Dabei zerriß er mit seinen Sporen die Seiten des Pferdes, daß es vor Schmerz stöhnte.

Das Wiehern eines andern Pferdes antwortete dem des seinigen, und bald bemerkte Giac einen andern Reiter, der auch im Galopp dahin sprengte. Ralff flog an Roß und Reiter mit einem Satze

vorüber, wie der Adler mit einem Flügelschlage den Geier überholt. Giac erkannte den Herzog, dieser aber glaubte, eine phantastische Erscheinung sei an ihm vorübergeflogen.

»Also ritt der Herzog wirklich nach dem Schlosse Creil!«

Der Herzog setzte seinen Weg fort, ohne weiter auf die Erscheinung zu achten, denn nur für Liebesgedanken hatte er jetzt in seinem Kopfe Raum. Einen Augenblick sollte er jetzt ausruhen von seinen politischen und Waffenkämpfen. Lebewohl also, allen Mühseligkeiten des Körpers, allen Qualen des Geistes! Er sollte in den Armen seiner schönen Geliebten entschlummern, und der Gott der Liebe seine Stirn fächeln. Nur Löwenherzen, Eisenmänner wissen zu lieben.

Er gelangte zum Thore des Schlosses. Alle Lichter waren verlöscht; nur ein Fenster zeigte sich noch hell, und hinter dem Vorhange dieses Fensters erblickte man einen Schatten. Der Herzog band sein Pferd an einen Ring, und entlockte einem elfenbeinernen Horne, das er am Gürtel trug, einen gedehnten Ton.

Das Licht bewegte sich, das Zimmer, in dem es erst gegläntzt hatte, wurde dunkel, und dann ging es durch eine lange Reihe Gemächer, diese nach und nach erleuchtend.

Bald darauf hörte der Herzog jenseits der Mauer leichte Tritte über das Laubwerk, und die trocknen Blätter dahinschweben, und eine sanfte frische Stimme fragte durch die Thür: »seid Ihr es, mein Herzog?«

»Ja, ja, fürchte nichts, meine schöne Catharine. Ja, ich bin es.«

Die Thür öffnete sich, und das junge Weibchen erschien zitternd, halb vor Furcht, halb vor Kälte.

Der Herzog warf ihr einen Theil seines Mantels über die Schultern, und zog sie zu sich, indem er fiel mit sich einhüllte. So schritten sie in dichter Dunkelheit über den Hof. Am Fuße der Treppe stand eine kleine silberne Lampe, deren Docht durch wohlriechendes Oel genährt wurde. Catharine nahm sie. Sie hatte nicht gewagt, mit dieser Lampe hinaus in das Freie zu gehen, theils aus Furcht, bemerkt zu werden, theils aus Besorgniß, daß der Wind sie auslöschen möchte. Sie stiegen die Treppe zusammen hinauf, Eines

von des Andern Armen umschlungen.

Um in das Schlafzimmer zu kommen, mußten sie durch eine lange, dunkle Gallerie; Catharine schmiegte sich hier noch dichter an ihren Geliebten.

»Glaubt Ihr wohl, mein Herzog«, sagte Catharine, »daß ich allein durch diesen Gang gekommen bin?«

»O, Ihr seid eine tapfere Kriegerin, meine Catharine!«

»Um Euch zu öffnen, Monseigneur!«

Catharine legte ihre Schulter auf den Kopf des Herzogs, und dieser drückte seine Lippen auf die Stirn Catharinens. So schritten sie durch die lange Gallerie, und die Lampe warf einen Schein auf den braunen strengen Kopf des Herzogs, und auf den blonden frischen seiner Geliebten, so daß man ein wandelndes Bild Titians zu sehen meinte. So kamen sie zu der Thür des Zimmers, aus dem eine warme, würzige Luft ihnen entgegen wehte. Die Thür schloß sich hinter ihnen, und Alles versank wieder in Dunkelheit.

Sie waren zwei Schritt an Giac vorübergegangen, und hatte dessen bleiches Gesicht nicht zwischen den rothen Vorhängen des letzten Fensters hervorstarren sehen.

O, wer vermöchte zu sagen, was in seinem Herzen vorging, als er sie Arm in Arm sich nähern sah! Ueber welche Rache mußte er brüten, da er sich ihnen nicht entgegenwarf, sie zu erdolchen.

Er schritt durch die Galerie, schlich langsam die Treppe hinab, und ging wie ein Greis, mit wankenden Knieen, den Kopf auf die Brust herabgesenkt.

Als er am äußersten Ende des Parkes angelangt war, öffnete er eine kleine Thür, die auf das Feld ging, und von der nur er einen Schlüssel besaß. Niemand hatte ihn eintreten sehen, Niemand sah ihn gehen; er rief Ralff, mit dumpfer, bebender Stimme: das brave Thier kam wiehernd zu ihm gesprungen. – »Stil, Ralff, still!« sagte er, indem er sich schwerfällig in den Sattel schwang; er ließ den Zügel auf den Hals des treuen Thieres fallen, und gab sich ihm hin, unfähig, es zu leiten, und unbesorgt, wohin es ihn tragen würde.

Ein Gewitter stieg am Himmel auf; ein feiner, kalter Regen fiel

herab, schwere Wolken wälzten sich wie Wogen an dem Horizonte hin. Ralff ging Schritt.

Giac sah nichts, fühlte nichts; nur ein Gedanke beschäftigte ihn. Sein Weib hatte soeben seine ganze Zukunft durch einen Ehebruch vernichtet.

Giac hatte das Leben eines wahren Ritters, den Ruhm der Schlachten, die Ruhe der Liebe geträumt. Dieses Weib, dem noch zwanzig Jahre der Schönheit winkten, hatte wie ein Pfand des Glückes alle seine Jugendjahre empfangen, und dies Alles war nun dahin: kein Krieg, keine Liebe mehr, sondern nur ein einziger Gedanke mußte jetzt sein Herz erfüllen, alle andere verbannen, ein Gedanke doppelter Rache, ein Gedanke, ihn wahnsinnig zu machen.

Der Regen stürzte dichter herab; heftige Windstöße schüttelten die Bäume, als wären es dünne Stäbchen, und raubten ihnen die letzten Blätter, die der Herbst ihnen gelassen. Das Wasser rann über die bloße Stirn Giacs, aber er bemerkte es nicht. Das Blut, einen Augenblick zum Herzen zurückgedrängt, stürmte jetzt zum Kopfe, als wolle es alle Pulse zersprengen. Ein einziger Gedanke verzehrte ihn immer wüthender, und plötzlich rief er wie rasend aus:

»Ha, meine rechte Hand weihe ich, Satan, wenn ich mich rächen kann!«

In diesem Augenblicke that Ralff einen Satz seitwärts, und bei dem bläulichen Blitze bemerkte Giac, daß er dicht neben einem andern Ritter sei.

Er hatte diesen Reisegefährten bisher nicht bemerkt, und begriff nicht, wie er so plötzlich sich dicht neben ihm befand. Ralff schien ebenso erstaunt, als sein Herr. Er wieherte furchtsam und zitterte am ganzen Leibe, als komme er aus einem eiskalten Flusse. Giac warf einen Blick auf den Unbekannten, und staunte, trotz der dunkeln Nacht, ihn so deutlich sehen zu können. Ein Opal, den der Fremde am Barett als Agraffe für die Feder trug, warf einen so hellen Schein von sich, daß man ihn, trotz der Dunkelheit, genau erkennen konnte. Giac blickte auf seine eigene Hand, am Finger trug er einen Ring mit einem ähnlichen Steine, aber sei es nun, daß dieser weniger schön war, sei es, daß es die Fassung machte, genug, er schien die

leuchtende Eigenschaft nicht zu besitzen. Wieder sah Giac auf den Unbekannten.

Dies war ein junger Mann mit blassem, melancholischen Gesicht, ganz schwarz gekleidet, und auf einem Pferde von gleicher Farbe. Staunend bemerkte Giac, daß er weder Sattel noch Zaum hatte, das Thier gehorchte dem bloßen Drucke des Knies.

Giac war nicht in der Stimmung, ein Gespräch anzuknüpfen. Seine Gedanken wühlten in dem Schatze des Schmerzes, von dem er Keinem etwas abgeben wollte; ein Spornstoß zeigte Ralff, was er zu thun hatte, und im Galopp sprengte er davon.

Der Reiter und das schwarze Roß thaten des gleichen. Giac wendete sich nach einer Viertelstunde um, und glaubte seinen lustigen Gefährten weit hinter sich gelassen zu haben, aber zu seinem Staunen sah er ihn dicht auf seinen Fersen. Die Bewegungen des Ritters und des schwarzen Pferdes richteten sich nach denen Giac's und Ralff's, doch schien der Reiter sich mehr fortreißen zu lassen, als sich selbst zu lenken. Man hätte glauben können, sein Pferd berühre den Boden nicht, denn man hörte keinen Hufschlag, und sah keine Funken sprühen. Giac fühlte ein kaltes Frösteln durch alle seine Glieder rinnen, so unerklärlich schien ihm das, was er sah. Er hielt sein Pferd an, und der Schatten, der ihm folgte, ebenfalls, sie hielten an einem Kreuzwege, dessen einer Arm über die Ebene nach Pontoise führte, dessen anderer sich in den dichten, finstern Wald von Beaumont verlief. Giac glaubte einige Augenblicke von einem Schwindel befallen zu sein, und schloß die Augen, als er sie wieder öffnete, sah er denselben schwarzen Ritter an derselben Stelle halten, und seine Geduld schwand,

»Messire«, sagte er, indem er mit der Hand auf die Stelle deutete, wo vor ihnen die beiden Wege sich theilten, »wir haben wahrscheinlich nicht ein Geschäft, und gehen sicher nicht nach ein und demselben Orte; schlagt den Weg ein, welcher der Eure ist, und der, den Ihr nicht nehmt, ist der meinige.«

»Du irrst, Giac«, erwiderte der Unbekannte mit sanfter Stimme; »wir haben ein Ziel und einen Weg. Ich suchte Dich nicht; Du riefst mich, und ich kam.«

Giac erinnerte sich plötzlich des Ausrufs der Rache, der ihm entschlüpfte, und wie unmittelbar darauf der fremde Reiter, wie aus der Erde emporgestiegen, an seiner Seite erschienen war. Er sah wieder auf den ungewöhnlichen Begleiter. Das Licht, welches dessen Opal verbreitete, glich jener Flamme, die auf der Stirn höllischer Geister brennt. Giac war leichtgläubig, wie ein Ritter des Mittelalters, aber auch eben so unerschrocken, als leichtgläubig. Er wich nicht einen Schritt zurück, doch fühlte er, wie sich sein Haar sträubte. Ralff stampfte mit den Füßen, und nahm das Gebiß wüthend zwischen die Zähne.

»Wenn Du der bist, für den Du Dich ausgiebst«, sagte Giac mit fester Stimme, »wenn Du gekommen bist, *weil* ich Dich rief, so weißt Du auch, *weshalb* ich Dich rief.«

»Du willst Dich an Deinem Weibe, an dem Herzoge rächen, aber Du willst sie überleben, und zwischen ihren Gräbern Freude und Glück wiederfinden.«

»Kann dies geschehen?«

»Es kann.«

Giac lächelte krampfhaft.

»Und was ist dazu nöthig?« sagte er.

»Das, was Du mir anbotest«, erwiderte der Unbekannte.

Giac fühlte die Nerven seiner rechten Hand sich zusammenziehen. Er zögerte.

»Du zaudert?« erwiderte der schwarze Ritter. »Du ruft die Rache, und zittert vor ihr? Weiberherz, das die Schmach zu ertragen vermochte, und den Blick auf die Züchtigung nicht aushalten kann!«

»Werde ich Beide sterben sehen?« sagte Giac nach einer Pause.

»Beide.«

»Unter meinen Augen?«

»Unter Deinen Augen!«

»Und ich werde nach ihrem Tode noch Jahre der Liebe, des Glückes, des Ruhmes genießen?« fuhr Giac fort.

»Du wirst der Mann, der schönsten Frau am Hofe werden, der Günstling des Königs, und bist schon einer der tapfersten Ritter des

Heeres.«

»Gut; was muß jetzt geschehen?« sagte Giac mit dem Tone der Entschlossenheit.

»Du mußt mir folgen«, erwiderte der Unbekannte.

»Mensch, oder Teufel, reite voran und ich folge Dir!«

Der schwarze Ritter sprengte voran, als ob sein Pferd Flügel hätte, den Weg entlang, der zu dem Walde führte, Ralff, der flüchtige Ralff, konnte ihm kaum folgen. Bald verschwanden die beiden Rosse und ihre Reiter unter den Schatten der hundertjährigen Bäume des Waldes von Beaumont.

Das Gewitter währte die ganze Nacht hindurch.

IV.

Die französischen Abgeordneten hatten Pont-de-l'Arche erreicht; einerseits wählte der König von England zu seiner Vertretung den Grafen von Warwick, den Erzbischof von Canterbury und andere vornehme Personen seines Rathes. Aber gleich bei den ersten Zusammenkünften wurde es den französischen Abgeordneten klar, daß der König Heinrich, der im Einverständnisse mit Guy-le Boutillier; dem Commandanten der Stadt Rouen, war, der den Platz zu übergeben versprochen hatte, nur Zeit gewinnen wollte. Zu Anfang entstanden lange Verhandlungen darüber, ob die Punkte in französischer oder englischer Sprache abgefaßt werden sollten. Das war eine Frage über Worte, unter denen die Frage über Dinge sich verbarg. Die französischen Gesandten sahen dies ein, und gaben nach. Aber außer dieser vorgeblichen Schwierigkeit entstand noch eine neue. Der König von England schrieb, er hätte erfahren, daß sein Bruder Carl abermals an einem Anfalle von Wahnsinn litte, und er könne deshalb in diesem Augenblicke keinen Vertrag mit ihm schließen; der Dauphin, sein Sohn, sei noch nicht König, und könne deshalb nicht an seine Stelle treten, und dem Herzoge von Burgund käme es nicht zu, über die Angelegenheiten Frankreichs zu entscheiden, und die Hand nach dem Erbe des Dauphins auszustrecken. Es war klar, daß der König von England in seiner ehrgeizigen Hoffnung es als nachtheilig betrachtete, über einen Theil von Frankreich zu unterhandeln, während er das Ganze erobern konnte, Dank der Zerrüttung, die für den Augenblick den Dauphin und den Herzog von Burgund trennte.

Als der Kardinal des-Ursins, den der Pabst Martin V. abgesendet hatte, den Frieden in der Christenheit wo möglich wieder herzustellen, und der Kraft seiner versöhnenden Sendung den Gesandten nach Pont-de-l'Arche gefolgt war, alle diese absichtlichen Verzögerungen sah, begab er sich nach Rouen, um in eigener Person mit dem Könige von England zu sprechen. Dieser empfing den

Abgeordneten des heiligen Vaters mit aller der Achtung, die seiner Sendung gebührte, doch zuerst wollte er nichts hören. »Es war der Segen Gottes«, sagte er zu dem Kardinal, »der mir den Gedanken einflößte, in dies Reich zu kommen, die Unterthanen zu züchtigen, und über sie wie ein wahrer König zu herrschen. Alle Gründe, wegen welcher ein Reich von einer Person auf die andere übergehen und den Besitzer ändern muß, sind hier vereinigt. Der Wille Gottes gebietet, daß dieser Wechsel Stattfindet, daß ich Frankreich in Besitz nehme; er hat mir das Recht dazu verliehen.«

Der Kardinal sprach jetzt von einer Verbindung mit dem Hause Frankreich; er überreichte ihm das Portrait der Madame Catharine, der Tochter des Königs, die erst sechzehn Jahr alt war, und für eines der schönsten Mädchen ihrer Zeit galt. Der König von England nahm das Portrait, betrachtete es lange Zeit voll Verwunderung, und versprach dem Kardinal am nächsten Tage eine Antwort. Er hielt Wort.

Heinrich nahm die angebotene Verbindung an, aber er verlangte, daß man Catharine als Heirathsgut hunderttausend Goldthaler mit gäbe, so wie das Herzogthum Normandie, von dem er bereits einen Theil erobert hatte, das Herzogthum Aquitanien, die Grafschaft Ponthieu und mehrere andere Herrschaften. Alles ohne Vasalleneid oder irgend eine Abhängigkeit von dem Könige von Frankreich.

Der Kardinal und die Abgeordneten sahen, daß keine Hoffnung war, günstigere Bedingungen zu erlangen, und überbrachten diese Vorschläge dem Könige, der Königin und dem Herzoge von Burgund. Sie waren unannehmbar, wurden zurückgewiesen, und der Herzog von Burgund rückte mit seinem Heere bis Beauvais vor.

Als die von Rouen, welche durch Anknüpfung dieser Verhandlungen wieder etwas Hoffnung schöpften, die sie abgebrochen sahen, beschlossen sie, der Hilfe des Friedens beraubt, nach Beauvais zu gehen und die Hilfe des Krieges zu suchen.

Zu diesem Zwecke versammelten sich zehntausend wohlbewaffnete Männer, und wählten zu ihrem Führer Alain Blanchard. Dies war ein tapferer Mann, der mehr zu dem Volke, als

zu der Bürgerschaft hielt, und der schon seit dem Anfang der Belagerung durch die gemeinen Leute zum Feldherrn gewählt worden war. Jedermann versah sich für zwei Tage mit Lebensmitteln, und bei Anbruch der Nacht trafen die Anstalt zur Ausführung ihres Unternehmens.

Es war verabredet worden, daß Alle durch das Schloßthor ziehen sollten. Alain Blanchard aber fand es passend, diese Anordnung zu ändern, indem er glaubte, daß es besser sei, beide Seiten zugleich anzugreifen, Dem zu Folge zog er durch ein Thor, neben dem Schlose, um mit seinen zweitausend Mann den Angriff zu beginnen. Die andern achttausend sollten ihn unterstützen, zu gleicher Zeit einen Ausfall aus einem andern Thore machen, und ihren Angriff mit dem seinigen vereinigen.

Zu der festgesetzten Stunde verließen Alain Blanchard und seine zweitausend Tapfern geräuschlos die Stadt, rückten in der Dunkelheit vor, und warfen sich bei dem ersten Rufe einer feindlichen Schildwacht, wie verzweifelt auf das Quartier des Königs von England. Zuerst richteten sie ein großes Blutbad unter den Truppen an, denn diese waren waffenlos und lagen meistens im Schlaf. Bald aber durchflog der Alarm das ganze Lager, die Trompeten schmetterten, Ritter und Waffenleute eilten nach dem Zelte des Königs. Sie fanden diesen halb gerüstet; er nahm sich nicht einmal so viel Zeit, seinen Helm aufzusetzen, und damit seine Leute, die ihn todt glauben und deshalb die Flucht nehmen könnten, ihn erkennen sollten, ließ er zwei Fackelträger vor sich her schreiten, um Freund und Feind sein Gesicht zu zeigen. Die, welche sich um den König gesammelt hatten, und deren Zahl mit jedem Augenblicke wuchs, sahen bald, mit welcher geringen Anzahl von Feinden sie es zu thun hatten, und stürzten auf diese ein. Von den Angegriffenen wurden sie die Angreifenden und dehnten sich in einen Halbkreis auf, die Flügel ihres schwachen Feindeshaufens zu umschlingen. Alain Blanchard und die Seinigen vertheidigten sich wie Löwen und begriffen nicht, weshalb ihre Freunde sie so im Stiche ließen. Endlich ertönte lautes Geschrei von dem Schloßthore her; die Franzosen glaubten, es sei Hilferuf und faßten neuen Muth. Es war

das Geschrei der Verzweiflung.

Guy, der Verräther konnte den König von England von dem plötzlich gefaßten Entschlusse nicht benachrichtigen, und wollte diesen wenigstens hindern. Er hatte die Balken, auf denen die Brücke ruhte, so wie die Ketten, welche dieselbe trugen, drei Viertel durchsägen lassen. Zweihundert Mann ungefähr gingen hinüber, aber hinter ihnen unter dem Gewichte der Kanonen und der Kavallerie brach die Brücke, und Pferde, Menschen, Artillerie stürzten in den Graben hinab. Die, welche fielen, und welche den Fall sahen, brachen zusammen in lautes Geschrei aus; die Einen aus Verzweiflung, die Andern aus Schrecken, und dieser Schrei war es, den Alain Blanchard und dessen Leute gehört hatten.

Die zweihundert Mann, die jenseits des Grabens waren, konnten nicht zur Stadt zurück und eilten ihren Kameraden zu Hilfe. Die Engländer glaubten, die ganze Garnison mache einen Ausfall, und öffneten ihre Reihen. Jetzt sah Alain Blanchard, welcher Verrath ihn opferte, doch zu gleicher Zeit entdeckte er auch den Weg, den der Irrthum der Engländer ihm geöffnet hatte. Er befahl den Rückzug, und dieser geschah in guter Ordnung, geschützt durch die zweihundert Mann frischer Truppen. Sie wichen zurück, stets kämpfend bis zu dem Thore, wo sie herausgekommen waren. Ihre Freunde, die der Sturz der Brücke in der Stadt zurückgehalten hatte, waren auf die Wälle geeilt, und sicherten ihren Rückzug durch einen Hagel von Steinen und Pfeilen. Endlich senkte sich die Zugbrücke, das Thor öffnete sich und das kleine Heer zog wieder ein, um fünfhundert Mann vermindert. Alain Blanchard wurde durch die Engländer so nahe verfolgt, daß er fürchtete, sie möchten mit ihm in die Stadt eindringen, und schrie, man sollte die Zugbrücke aufziehen, obgleich er noch auf der andern Seite des Grabens war.

Dieser mißlungene Versuch verschlimmerte den Zustand der Belagerten. Obgleich der Herzog von Burgund mit großer Macht bis Beauvais vorgedrungen war, erhielten sie doch von ihm keine Unterstützung. Sie sendeten ihm neuerdings vier Abgeordnete, und diese überbrachten ihm einen Brief folgendermaßen abgefaßt:

»Unser Vater und Ihr, edler Herzog von Bur-

»gund, die guten Leute der Stadt Rouen haben
»Euch schon mehrmals kund und zu wissen gethan,
»welche große Noth und Angst sie für Euch erdul-
»den; Ihr habt aber noch nicht darauf geachtet,
»wie Ihr versprachet. Dennoch werden wir jetzt
»zum letzten Male zu Euch gesendet, um Euch zu
»verkünden, im Namen der genannten Belagerten,
»daß, wenn sie binnen wenigen Tagen nicht Un-
»terstützung bekommen, so würden sie sich dem eng-
»ländischen Könige ergeben, und wollt Ihr sie nicht
»unterstützen, so senden sie Euch hierdurch die Treue,
»den Eid, die Dienste und den Gehorsam zurück,
»die sie Euch schuldig sind.«

Der Herzog von Burgund antwortete ihnen, der König hätte noch keine Macht versammelt, die hinlänglich wäre, die Engländer zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, aber mit Hilfe Gottes würden sie bald Unterstützung erlangen. Die Abgeordneten verlangten, daß man ihnen eine Zeit setzen sollte, und der Herzog verpfändete sein Ehrenwort, daß es noch vor dem vierten Tage nach Weihnachten geschehen sollte. Die Deputierten kehrten hierauf durch tausend Gefahren zurück, diese Worte der armen Stadt zu hinterbringen, welche durch die Engländer bedrängt, durch den Herzog verlassen, von dem König, der diesmal wirklich wieder in einen Anfall des Wahnsinns versunken, vergessen war.

Der vierte Tag nach Weihnachten erschien, und keine Unterstützung zeigte sich vor Rouen. Zwei bloße Edelleute beschlossen nun, zu thun, was Johann ohne Furcht nicht wagte oder nicht wollte: es waren die Herren Jacob von Harcourt und der Herr von Moreuil. Sie versammelten zweitausend Streiter und versuchten das Lager der Engländer zu überfallen; hatten sie aber großen Muth, so besaßen sie nur wenig Truppen. Der Herr von Cornouailles schlug sie, und auf dem Rückzuge wurde der Herr von Moreuil und der Bastard von Croy gefangen genommen. Jacob von Harcourt verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit eines Pferdes, mit dem er einen Graben von zehn Fuß Breite übersprang.

Die Belagerten sahen nun wohl, daß man sie als verloren betrachtete; sie befanden sich in einem so elenden Zustande, daß selbst ihr Feind Mitleid mit ihnen hatte. Zur Ehre der Geburt des Heilandes ließ der König von England den Unglücklichen, die in den Gräben Hungers starben, einige Nahrungsmittel zukommen. Die Belagerten sahen sich so von dem wahnsinnigen Könige und von dem verrätherischen Herzoge von Burgund verlassen, und beschloßen, zu unterhandeln. Sie dachten zwar auch an den Dauphin, aber dieser hatte für seinen Theil einen ziemlich harten Krieg in Maine zu bestehen, und war gezwungen, mit der linken Hand die Engländer, mit der rechten die Burgunder zu bekämpfen.

Ein Herold kam daher von Seiten der Belagerten, sicheres Geleit zu dem Könige von England zu fordern, und dieser bewilligte es. Zwei Stunden darauf erschienen sechs Abgeordnete mit entblößtem Haupte und schwarz gekleidet, wie es Bittenden geziemt, schritten durch das Lager und näherten sich langsam dem Zelte Heinrichs. Es waren zwei Geistliche, zwei Ritter und zwei Bürger. Der König empfing sie auf seinem Throne, umgeben von seinem ganzen bewaffneten Adel; nachdem er sie einen Augenblick hatte vor sich stehen lassen, damit sie sich von dem Gedanken durchdringen möchten, seiner Gnade verfallen zu sein, gab er ihnen dann ein Zeichen, zu reden.

»Sire«, sagte einer von ihnen mit fester Stimme, »es bringt Euch wenig Ruhm, und heißt nicht viel Muth zeigen, ein armes, einfaches, unschuldiges Volk auszuhungern. Wäre es Eurer nicht würdiger, die Unglücklichen, die zwischen unsern Mauern und Euern Gräben Hungers sterben, hindurchzulassen, damit sie sich anderwärts Nahrung suchen, dann aber einen kräftigen Sturm zu wagen und uns durch Tapferkeit und Gewalt zu unterwerfen? Das wäre mehr Ruhm vor den Menschen, und Ihr würdet die Gnade Gottes durch Euer Mitleid gegen die unglücklichen Menschen verdienen.«

Der König hörte auf den Anfang dieser Rede, indem er den Kopf seines Lieblingshundes, der zu seinen Füßen lag, streichelte, allein bald blieb seine Hand regungslos vor Staunen ruhen, denn er erwartete Bitten und mußte Vorwürfe hören. Seine Stirn runzelte

sich, ein bitteres Lächeln umzog seinen Mund, und nachdem er sie einen Augenblick angesehen hatte, als wollte er ihnen Zeit geben, ihre Worte zu widerrufen, sie aber stumm blieben, antwortete er ihnen mit dem Ausdrucke des Hochmuthes und Spottes:

»Die Göttin des Krieges hat unter ihrem Befehle drei Dienerinnen: die Klinge, die Flamme und die Hungersnoth. Es lag in meiner Wahl, alle drei oder nur eine derselben anzuwenden; ich berief die sanfteste dieser drei Töchter zu Hilfe, Eure Stadt zu züchtigen und sie zur Vernunft zu bringen. Welche aber auch ein Feldherr anwenden möge, ist der Erfolg, wenn er gelingt, nicht minder ehrenvoll, und ihm kommt es zu, sich dafür zu bestimmen, welche der drei Kriegstöchter ihm die vortheilhafteste scheint.«

»Was die Unglücklichen betrifft, die in Euern Gräben, sterben, so ist die Schuld Euer, die Ihr die Grausamkeit beginget, sie zu verjagen, auf die Gefahr hin, daß ich sie tödten ließe. Wenn sie einige Unterstützung empfangen, so geschah es durch mein Mitleid und nicht durch das Eurige. Da Euer Verlangen so kühn ist, sehe ich wohl, daß Euer Mangel noch nicht so groß sein kann; sie mögen Euch daher helfen, Euern Vorrath aufzuzehren. Was den Sturm betrifft, so werde ich ihn vornehmen, wann und wie ich will; ich habe darüber zu bestimmen, nicht aber Ihr.«

»Aber, Sire«, erwiderten die Abgeordneten, »wenn wir nun unsere Mitbürger beauftragen sollten, Euch die Stadt zu übergeben, welche Bedingungen würdet Ihr dann gewähren?«

Ein Lächeln des Triumphes überzog das Gesicht des Königs.

»Meine Bedingungen«, erwiderte er, »würden die sein, welche man Feinden gewährt, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen werden, und einer Stadt, die man mit Sturm erobert: Menschen und Stadt ergeben sich mir auf Gnade und Ungnade.«

»Dann, Sire, entgegneten die Abgeordneten gefaßt, »möge der Himmel Euch zum Trotz uns in seinen Schutz nehmen, denn Männer und Weiber, Greise und Kinder werden lieber bis auf den Letzten umkommen, als daß sie sich auf solche Bedingung ergeben.«

Sie verneigten sich hierauf achtungsvoll, nahmen Abschied von dem Könige, hinterbrachten dessen Worte den Bewohnern der

Stadt, die sie voll Ungeduld und Furcht erwarteten.

Nur *ein* Schrei ertönte bei dieser edlen Bevölkerung: leben oder sterben im Kampfe lieber, als sich dem Willen der Engländer unterwerfen. Dem zu Folge wurde beschlossen, daß man in der nächsten Nacht einen Theil der Mauern niederreißen, die Stadt in Brand stecken, die Weiber und Kinder in die Mitte nehmen, und mit dem Eisen in der Faust sich durch die ganze englische Armee schlagen wollte, und zu gehen, wohin Gott es fügen würde.

Heinrich von England erfuhr noch an demselben Abende diesen heldenmüthigen Entschluß; Guy-le-Boutillier theilte ihm denselben mit. Er wollte die Stadt haben, und nicht den Aschenhaufen derselben. Er sendete daher den Belagerten einen Herold und überschickte ihnen die folgenden Bedingungen, die auf dem öffentlichen Platze vorgelesen wurden:

»Erstens: Die Bürger und Einwohner der
»Stadt Rouen zahlen die Summe von 355.000
»Goldthaler in französischer Münze.«

Der Artikel wurde angenommen.

»Zweitens: Der König verlangt, daß drei Menschen ihm auf Gnade und Ungnade übergeben werden, nämlich:

»Messire Robert von Linet, General-Vicar des
»Erzbisthums Rouen;
»Johann Jourdain, Commandant der Kanoniere;
»Alain Blanchard, Hauptmann der Gemeinen.«

Ein Schrei des Unwillens entrang sich der Brust Aller. Alain Blanchard, Johann Jourdain und Robert von Linet traten aus den Reihen.

»Das ist unsere Angelegenheit«, sagten sie, »und nicht die Eurige. Uns gefällt es, uns dem Könige von England zu überliefern. Das geht Keinem etwas an; laßt uns hindurch!«

Das Volk wich vor ihnen zurück, und die drei Märtyrer schlugen den Weg nach dem englischen Lager ein.

Der dritte Artikel lautete, daß der König Heinrich von allen Bürgern, ohne Unterschied, den Eid der Treue und des Gehorsams

verlangte, für sich und seine Nachfolger, wogegen er versprach, sie gegen jede Macht und Gewaltthat zu schützen, und der Stadt die Privilegien, Rechte und Freiheiten zu lassen, die sie seit den Zeiten des Königs Ludwigs besaß. Die, welche die Stadt verlassen wollten, sich diesen Bedingungen zu entziehen, durften nur das Kleid, das sie trugen, mit sich nehmen; ihre andern Güter wurden zum Nutzen des Königs konfisziert. Die Krieger sollten sich dahin begeben, wohin es dem Krieger gefallen würde, sie zu senden, und den Weg zu Fuße machen, den Wanderstab in der Hand, wie Pilgersleute oder Bettler. Diese Bedingung war grausam, aber man mußte sich fügen.

Sobald die Beobachtung dieses Vertrages beschworen war, befugte der König die Belagerten die vor Hunger starben, in seinem Lager Lebensmittel zu holen. Alles war hier in so großem Überflusse, daß ein ganzer Hammel nicht mehr kostete, als sechs Sous.

Die Dinge, welche wir hier erzählen, trugen sich zu am 16. Januar 1419²⁰.

Am 18. Abend, dem Tage vor dem, an welchem der König von England seinen Einzug in die unterworfenen Stadt halten wollte, langte der Herzog von Bretagne, der von der Uebergabe Rouens noch nichts wußte, in dem Lager Heinrichs an, und schlug ihm in Uebereinstimmung mit dem Herzoge von Burgund eine Zusammenkunft vor, in der wegen der Aufhebung der Belagerung unterhandelt werden sollte.

Der König Heinrich ließ ihn in seiner Unwissenheit, sagte, daß er am nächsten Tage Antwort ertheilen würde, und hielt ihn den ganzen Abend in guter, munterer Gesellschaft.

Am folgenden Tage, den 19. Januar, um 8 Uhr Morgens, trat der König in das Zelt des Herzogs, und machte ihm den Vorschlag zu einem Spazierritt auf den St. Catharinenberg, von wo man die ganze Stadt übersehen konnte. Am Eingange hielt ein Page zwei schöne Pferde am Zügel, das eine für den König, das andere für den Herzog. Dieser nahm den Vorschlag an, indem er hoffte, bei dem tête-à-tête den König günstig für seine Absicht zu stimmen.

Der König führte seinen Gast auf den westlichen Abhang des St. Catharinenberges; ein dichter Nebel, der von der Seine aufstieg, bedeckte die ganze Stadt, aber bei den ersten Strahlen der Sonne zerriß ein Nordwind, der in einzelnen heftigen Stößen blies, die dichte Nebelmasse und zeigte dem Blicke das herrliche Panorama, das man von dem Orte übersieht, wo man noch jetzt die Reste eines römischen Lagers findet, das Cäsarslager genannt.

Der Herzog von Bretagne sah mit Bewunderung hinab auf das reiche Gemälde. Rechts begrenzte eine Kette von Rebenhügeln, dazwischen freundliche Dörfer den Blick; gegenüber schlängelt sich die Seine gleich einem breiten Silberband durch das Thal; sie wird dann stets breiter und breiter, und verliert sich endlich am Horizonte, so daß man den Ocean dahinter zu sehen meint; links dehnen sich wie ein Teppich die weiten, reichen Ebenen der Normandie aus, und strecken sich wie eine Landzunge in das Meer, wo Cherbourg, die Vorhut Frankreichs, den Blick fortwährend auf England richtet.

»Als aber der Herzog die Augen zurück auf den Mittelpunkt dieses Gemäldes lenkte, gewahrte er ein ebenso eigenthümliches, als unerwartetes Schauspiel. Traurig und unterworfen lag die Stadt zu seinen Füßen. Keine Fahne flatterte auf den Wällen, alle Thore waren geöffnet; die entwaffnete Garnison erwartete auf den Straßen, was dem Sieger gefällig sein würde, über sie zu gebieten. Die ganze englische Armee dagegen stand unter den Waffen mit wehenden Fahnen, wiehernden Rossen, schmetternden Trompeten. Sie umzog wie ein Eisengürtel die Stadt außerhalb ihres Mauergürtels.

Der Herzog erkannte die Wahrheit. Er senkte beschämt sein Haupt auf die Brust. Ein Theil der Schmach, die Frankreich getroffen hatte, fiel auf ihn zurück, auf ihn, den zweiten Vasallen des Reiches, die zweite Blume in der Königskrone.

Der König Heinrich schien nicht zu bemerken, was in dem Herzen des Herzogs vorging; er berief einen Knappen zu sich, gab ihm mit leiser Stimme einige Befehle, und der Knappe sprengte im Galopp davon.

Eine Viertelstunde darauf sah der Herzog von Bretagne die Garnison sich in Bewegung setzen. Sie zog durch das Brückenthor,

und wurde der Seine entlang bis zur Brücke des heiligen Georg geführt, wo auf den Befehl des Königs von England Bevollmächtigte desselben ihrer warteten. Die Engländer durchsuchten hier die Ritter und Waffenleute, nahmen ihnen ihr Gold, ihr Silber und ihre Pretiosen, und gaben ihnen zwei Deniers Paris. Einigen selbst riß man ihre mit Marder gefütterten oder mit Stickerei gezierten Gewänder vom Leibe, und zwang sie, Wämmser von grobem Tuch oder schlechtem Sammt anzulegen. Als die, welche folgten, sahen, wie man die Ersten behandelte, warfen sie ihre Edelsteine, ihr Geld und ihren Schmuck in die Seine, um sie nicht in die Hände ihrer Feinde fallen zu sehen.

Als die ganze Garnison über die Brücke des heiligen Georg hinüber war, wendete sich der König zu dem Herzoge von Bretagne und sagte:

»Herr Herzog, wollt Ihr mit mir in meine Stadt Rouen einreiten? Ihr sollt mir willkommen sein.«

»Sire, ich danke Euch«, erwiderte der Herzog von Bretagne. »Ich mag keinen Theil Eures Gefolges bilden. Ihr seit freilich ein Triumphator, aber ich bin noch kein Besiegter.«

Indem er so sprach, stieg er von dem Pferde, welches der König Heinrich ihm geborgt hatte, obgleich dieser ihn bat, es als Geschenk anzunehmen, erklärte, daß er hier sein Gefolge erwarten wollte, und daß keine menschliche Rücksicht ihn bewegen, sollte, den Fuß in eine Stadt zu setzen, die nicht mehr dem Könige von Frankreich gehörte.

»Das ist Schade«, sagte Heinrich, verletzt durch diesen Eigensinn, »denn morgen hättet Ihr einem schönen Schauspieler beiwohnen können; die Köpfe der drei Knechte, die die Belagerung geleitet haben, werden morgen auf dem Marktplatze fallen.«

Er setzte seinem Pferde hierauf beide Sporen, ein, ohne Abschied von dem Herzoge zu nehmen, der allein blieb, und auf seine Leute und Pferde wartete. Er sah den König gegen die Stadt reiten, gefolgt von einem Pagen, der statt einer Fahne an der Spitze einer Lanze einen Fuchsschwanz trug. Ihm entgegen kam die Geistlichkeit, gekleidet in ihre Festgewänder, und mehrere Reliquien tragend.

Singend führten sie ihn nach der großen Kathedrale von Notre-Dame, wo er vor dem Hochaltar niederkniete, sein Dankgebet verrichtete, und so Besitz von der Stadt Rouen nahm, die der König Philipp August, der Großvater des heiligen Ludwig, 215 Jahre zuvor Johann ohne Land abgenommen hatte, als bei dem Tode seines Neffen Arthur seine Güter eingezogen wurden.

Während dieser Zeit war das Gefolge des Herzogs von Bretagne wieder zu diesem gestoßen. Sogleich bestieg er ein Pferd, warf noch einen letzten Blick auf die Stadt, stieß einen tiefen Seufzer aus, indem er an die Zukunft Frankreichs dachte, und sprengte im Galopp davon, ohne sich weiter umzusehen.

Am folgenden Tage fiel, wie der König von England es gesagt hatte, das Haupt Alain Blanchards auf dem großen Marktplatz von Rouen. Robert von Linet und Johann Jourdain kauften sich um schweres Lösegeld frei.

Der Verräther Guy wurde zum Statthalter des Herzogs von Gloster ernannt, der das Gouvernement der eroberten Stadt übernahm. Er leistete dem Könige Heinrich den Eid der Treue, welcher ihm zwei Monate später als reines Geschenk, und als Belohnung das Schloß und die Güter der Wittve des Messire von la-Roche-Guyon verlieh, der in der Schlacht von Azincourt getödtet worden war.

Von Seiten Englands war dies Gerechtigkeit; denn die edle und schöne junge Frau hatte sich geweigert, dem Könige Heinrich den Eid der Treue zu leisten. Sie hatte zwei Knaben, deren ältester erst sieben Jahr alt war; sie hatte ein königliches Schloß und ein Vermögen, auf das eine Herzogin neidisch sein konnte; sie lebte auf ihren Gütern, und in der Mitte ihrer Unterthanen mit fürstlichem Luxus, und Alles, Schloß, Güter, Unterthanen, verließ sie, nahm eines ihrer schönen Kinder an jede Hand, legte ein grobes Leinwandkleid an, und ging auf die Landstraße, für sich und ihre Kinder Brod zu erbetteln, um nicht die Frau des Guy le-Boutillier zu werden, und um sich der Gewalt der alten unversöhnlichen Feinde des Reiches zu entziehen.

Wenn wir bei den nähern Umständen der Belagerung von Rouen länger verweilten, so geschah es, weil die Einnahme dieser Stadt ein

verhängnißvolles Ereigniß war, dessen Rückwirkung man bald im ganzen Reiche fühlte. Von diesem Tage an setzten die Engländer in der That beide Füße auf französischen Boden, dessen beide äußersten Theile sie besaßen: Guyenne durch Huldigung und Eid, und die Normandie durch das Recht der Eroberung. Die beiden feindlichen Heere durften nur noch vorrücken, um sich mit einander zu vereinigen, und Frankreich zu durchbohren, wie ein Schwert das Herz. Die ganze Schmach der Einnahme von Rouen fiel auf den Herzog von Burgund, der diese Hauptstadt sinken sah, der nur die Hand zur Rettung bieten durfte, und dies nicht that. Seine Freunde wußten nicht, welchen Namen sie dieser unerklärlichen Unthätigkeit geben sollten, und seine Feinde nannten sie Verrath. Die, welche den Dauphin umgaben, schöpften daraus neue Waffen gegen den Herzog; denn wenn er die Schlüssel von Paris auch den Engländern nicht überliefert hatte, so ließ er doch die der Hinterthür, durch welche die Feinde in die Stadt dringen konnten, in deren Gewalt fallen. Der Schrecken war so groß, daß sieben und zwanzig Städte der Normandie ihre Thore öffneten, als sie die Einnahme der Hauptstadt erfuhren²¹.

Als die Pariser diese Dinge sahen, und der Feind nur noch dreißig Stunden von ihren Thoren entfernt war, sendeten das Parlament, die Universität und die Bürger, Abgeordnete an den Herzog Johann; sie beschwuren ihn, mit dem Könige, der Königin und seiner ganzen Macht zurückzukehren, um die Hauptstadt des Reiches zu vertheidigen. Die einzige Antwort des Herzogs war, daß er ihnen seinen Neffen, Philipp, Grafen von Saint-Paul, schickte, der erst fünfzehn Jahr alt war, und dem er den Titel eines königlichen Statthalters übertrug, und den Auftrag ertheilte, über die Angelegenheiten des Krieges in der Normandie, Ile-de-France, Picardie und in den Amtsbezirken Senlis, Meaux, Melun und Chartres zu wachen. Als sie dies Kind in ihrer Stadt einziehen sahen, das man ihnen zu ihrer Vertheidigung schickte, glaubten sie wohl, daß sie aufgegeben seien, wie ihre Brüder zu Rouen, und auch hier erhob sich lautes Gemurmel gegen die Ehre des Herzogs von Burgund.

V.

An einem schönen Morgen im Anfang Mai des nächsten Jahres glitt eine elegante Barke, deren Schnabel einen Schwanenhals bildete, mit einem Zelte bedeckt, dessen Leinwand mit Lilien besäet war, eine Fahne mit dem Wappen Frankreichs am Maste, mit Hilfe zehn Ruderer wie ein Seevogel über die Oberfläche der Oise dahin. Die Vorhänge des Zeltens waren auf der Südseite geöffnet, damit die Strahlen der Morgensonne bis zu den Personen dringen könnten, die darin saßen, und nach allen andern Seiten sich gegen die kühle Luft verwahrt hatten. Unter dem Zelte saßen oder lagen vielmehr auf einem Teppich von blauem Sammet, mit Gold gestickt, zwei Damen; sie lehnten sich an Kissen von demselben Stoff, und hinter ihnen stand ehrfurchtsvoll eine Dritte.

Wahrlich, es wäre schwer gewesen, in dem ganzen übrigen Königreiche drei Frauen zu finden, welche diesen den Preis der Schönheit streitig machen konnten es schien, als habe eine Laune des Zufalls in diesem engen Raume, die drei Muster der größten, und doch verschiedensten Schönheit versammelt. Die älteste dieser Frauen ist unsern Lesern bereits durch die Beschreibung bekannt, die wir früher von ihr gaben; in diesem Augenblicke war ihr blasses, stolzes Gesicht mit einer künstlichen Röthe bedeckt, die von dem glühendrothen Stoffe des Zeltens herrührte, auf das die Sonnenstrahlen schienen. Diese Röthe gab ihrer Physiognomie einen ganz besondern Ausdruck: es war Isabelle von Bayern.

Das Kind, welches zu ihren Füßen lag, dessen Kopf auf ihren Knien ruhte, dessen beide kleine Hände sie in einer der ihrigen hielt, dessen schwarze Haare aus einem Mützchen hervorquollen, welches mit großen Perlenquasten besetzt war, dessen Augen, mit langen Wimpern versehen, wie die der Italienerinnen, halb lächelnd so sanfte Blicke von sich warfen, daß sie unverträglich in ihrer dunklen Farbe zu sein schienen; – dies Kind war die junge Catharine, die sanfte weiße Taube, die aus der Arche fliegen sollte,

um zwei Nationen den Oelzweig zurückzubringen.

Die, welche hinter Beiden stand, war Mademoiselle von Thian, die Dame von Giac: ein blonder, rosiger Kopf, halb auf eine bloße Schulter geneigt; ein zarter Wuchs, der bei dem leichtesten Hauche zerbrechen zu müssen schien; Mund und Füße klein, wie die eines Kindes, ein ätherischer Körper, ein Engelsbild.

Ihr gegenüber, an den Mast gelehnt, eine Hand auf dem Griffe seines Schwertes, in der andern ein Sammbarett, mit Marder gefüttert, haltend, stand ein Mann, und betrachtete dies Bild Albanos: es war der Herzog Johann von Burgund.

Der Sire von Giac hatte in Pontoise bleiben wollen. Er übernahm die Obhut des Königs, der zwar auf dem Wege der Besserung, aber noch nicht im Stande war, den Conferenzen beizuwohnen, die eröffnet werden sollten. In den Verhältnissen des Herzogs, des Sire von Giac und seiner Frau war ungeachtet der Scene, die wir in einem unsrer früheren Capitel zu schildern versuchten, noch nichts verändert. Die beiden Liebenden, die Blicke auf einander geheftet, schweigend und versunken in *einen* Gedanken, den ihrer Liebe, wußten noch nicht, daß sie in jener Nacht entdeckt worden seien, wo wir den Sire von Giac in dem Walde von Beaumont, seinem unbekanntem Gefährten folgend verschwinden sahen.

In dem Augenblicke, wo wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Barke richteten, war sie dem Orte schon nahe, wo sie ihre Passagiere aussetzen sollte, und diese konnten bereits in der kleinen Ebene zwischen der Stadt Meulan und der Oise mehrere Zelte erblicken, auf deren einem Theil man Fahnen mit dem Wappen Frankreichs, auf dem andern mit den Zeichen Englands erblickte. Diese Zelte waren gegen einander, über hundert Schritte voneinander entfernt, so daß sie ein Lager bildeten. In der Mitte des Raumes, welcher die beiden Theile trennte, hatte man einen offenen Pavillon erbaut, dessen beide einander entgegengesetzte Thüren zu den Eingängen der Lagerbefestigung führten, die aus Pallisaden und tiefen Gräben bestand. Jede dieser Barrieren wurde von tausend Mann bewacht, die eine von der Armee Frankreichs und Burgunds, die andere von dem Heere Englands.

Um zehn Uhr Morgens öffneten sich zu gleicher Zeit die beiden entgegengesetzten Eingangsthüren in den Lagerumhiegungen. Die Zinken ertönten, und von Seiten der Franzosen erschienen die Personen, die wir bereits in der Barke sahen, während auf der entgegengesetzten Seite der König Heinrich von England, begleitet von seinen Brüdern, den Herzögen von Gloucester und Clarence ihnen entgegen kam.

Die beiden königlichen Theile schritten auf einander zu, so daß sie unter dem Pavillon zusammentreffen mußten. Der Herzog von Burgund hatte zu seiner Rechten die Königin, zu einer Linken Madame Catharine; der König Heinrich ging zwischen seinen beiden Brüdern, und einige Schritte hinter ihm der Graf von Warwick.

Unter dem Pavillon angekommen, wo die Verhandlung Stattfinden sollte, grüßte der König Madame Isabelle ehrfurchtsvoll und küßte sie ebenso, wie die Prinzeß Catharine, auf beide Wangen. Der Herzog von Burgund beugte ein wenig das Knie; der König nahm ihn bei der Hand und hob ihn empor, und diese beiden mächtigen Fürsten, diese beiden tapferen Ritter, die endlich einander gegenüber standen, sahen sich einige Augenblicke schweigend mit der Neugier zweier Menschen an, die schon längst den Wunsch hegten, sich auf dem Schlachtfelde zu treffen. Jeder kannte die Kraft und Gewalt der Hand, die er drückte. Der Eine, hatte den Namen des Furchtlosen verdient, der Andere den des Eroberers erlangt.

Bald kehrte der König zu der Prinzeß Catharine zurück, deren anmuthiges Gesicht ihn bereits lebhaft ergriffen hatte, als der Kardinal des-Ursins ihm vor Rouen deren Bild einhändigte. Er führte sie, die Königin und den Herzog zu den Sesseln, die für sie dastanden, setzte sich dann ihnen gegenüber, und ließ den Grafen von Warwick vortreten, der ihm als Dolmetscher dienen sollte; dieser beugte hierauf ein Knie zur Erde.

»Frau Königin«, sagte er auf Französisch, »Ihr habt eine Zusammenkunft mit unserm gnädigen Herrn, dem Könige Heinrich, gewünscht, um über die Mittel zu berathen, wie der Friede zwischen den beiden Nationen herzustellen sei. Mein Herr, der König, der diesen Frieden ebenso sehr wünscht, als Ihr, hat sich beeilt, diese

Zusammenkunft anzunehmen. Hier steht Ihr nun einander gegenüber, und haltet, wie Gott, das Geschick der Völker in Eurer Rechten. Sprecht, Frau Königin, sprecht, Herr Herzog, und möge Gott in Euern königlichen Mund Worte der Aussöhnung legen.«

Der Herzog von Burgund stand auf ein Zeichen der Königin auf, und nahm seinerseits das Wort:

»Wir empfangen die Forderungen des Königs, sie bestehen in drei Punkten: der Vollstreckung des Vertrags von Bretigny²², der Abtretung der Normandie, und der unbedingten Oberherrschaft über das, was ihm durch diesen Vertrag noch abgetreten wird. – Hier ist, was der Rath von Frankreich darauf zu antworten hat.«

Der Graf von Warwick nahm das Pergament, welches ihm der Herzog darreichte.

Der König Heinrich verlangte einen Tag, es zu prüfen, und seine Bemerkungen hinzu zu fügen. Dann stand er auf, bat um die Hand der Königin und der Prinzeß Catharine, und führte sie mit Zeichen der Achtung und der artigen Sitte bis in ihr Zelt zurück. Hinlänglich bewies er dadurch, welchen Eindruck die Tochter der Königin Frankreichs auf ihn gemacht hatte.

Am nächsten Tage fand eine neue Conferenz Statt, aber Madame Catharine wohnte derselben nicht bei, und der König von England schien darüber unzufrieden. Er übergab dem Herzoge von Burgund das Pergament, das er am Tage zuvor empfangen. Die Zusammenkunft war kalt und kurz.

Der König von England hatte mit eigener Hand zu jedem Punkte so übertriebene Forderungen gefügt, daß weder die Königin noch die Herzogin es wagten, die Annahme derselben auf sich zu nehmen²³.

Sie schickten sie nach Pontoise, damit sie dem Könige vorgelegt würden, drangen aber in diesen, sie anzunehmen, indem der Friede, um welchen Preis er auch erlangt würde, das einzige Mittel sei, das Reich zu retten.

Der König befand sich in einem jener Augenblicke der Rückkehr zur Vernunft, welche man der Zeit der Morgendämmerung vergleichen konnte, wo der Tag noch mit der Nacht im Kampfe liegt,

diese noch nicht besiegte, und so die Umrisse der Gegenstände nur undeutlich zeigt. Die Gipfel der höchsten Berge allein, beginnen von den Strahlen der Sonne beleuchtet zu werden, die Ebene aber liegt noch im Schatten. So begannen auch in dem Kopfe des Königs die Gedanken hell zu werden, die sich mehr auf seine Persönlichkeit bezogen; was aber politische Abstraktionen betraf, und im allgemeinen Interesse war, lag noch in der Nacht des Wahnsinnes. Diese Augenblicke des Ueberganges, welche in Folge physischer Krisen eintraten, waren stets von geistiger Schwäche und Hingebung des Willens begleitet, welche machten, daß der König alle Bitten gewährte, mochten sie auch seinem persönlichen Interesse oder dem des Reiches entgegenlaufen. In den Stunden der Genesung empfand er vor Allem ein Bedürfniß der Ruhe und sanfterer Gefühle, deren Fortdauer allein dieser abgenutzten Maschine die Tage der Ruhe gewähren konnte, deren sein frühreifes Alter so sehr bedurfte. Wahrlich, wär' er bloß ein redlicher Bürger einer guten Stadt gewesen, und hätten andere Ursachen ihn in diesen Krankheitszustand versetzt, so würde eine liebende und geliebte Familie die Ruhe der Seele, und körperliche Pflege die gebrechliche Existenz noch lange Jahre haben fortführen können. Aber er war König; die Parteien tobten um den Fuß seines Thrones, wie die Löwen um Daniel heulten; von seinen drei ältesten Söhnen, einer dreifachen Hoffnung des Reiches, sah er zwei vorzeitig sterben, und wagte nicht, den Grund ihres Todes zu erforschen; nur einer blieb noch an seiner Seite, ein frischer Blondkopf; dieser erschien mitten in seinen Anfällen des Wahnsinns, unter den Schreckgestalten seiner Träume, als ein Engel der Liebe und des Trostes. Aber auch dieses letzte Kind seines Herzens, diesen letzten Zweig des alten Stammes, der sich zuweilen in dunkler Nacht zu dem Vater schlich, wenn dieser, von seinen Knechten verlassen, von der Königin vergessen, von den Großen seines Reiches verachtet war, den Greis durch sanfte Worte zu trösten, dessen Hände mit seinem Hauche zu wärmen, dessen Stirn zu küssen; – auch diesen hatte der Bürgerkrieg aus seinen Armen gerissen, und weit von ihm weggeschleudert. Wenn seit dieser Trennung bei dem Kampfe zwischen der Seele und der Materie, der Vernunft und dem

Wahnsinn, die Erstere die Oberhand errungen hatte, trachtete Alles dahin, die hellen Augenblicke abzukürzen, während welcher der König die Gewalt aus den Händen zurücknahm, die sie mißbrauchten; wenn dagegen der Wahnsinn wie ein schlecht besiegtter Feind die Vernunft unterdrückt hatte, so gewann sie zu treuen Hilfstruppen die Königin und den Herzog, die Großen und die Diener, kurz alle die, welche an der Stelle des Königs herrschten, wenn dieser es nicht vermochte.

Der König fühlte zugleich das Uebel und die Unmöglichkeit, ihm abzuhelpfen; er sah das Reich zerrissen durch drei Parteien, die eine kräftige Hand hätte unterwerfen können; er fühlte, daß dazu der Wille eines Königs nöthig war, und er, der arme Wahnsinnige, war kaum der Schatten eines solchen. Wie ein Mensch, der durch ein Erdbeben überrascht wird, hörte er rings um sich her das große Gebäude der Feudal-Monarchie krachen, aber er sah ein, daß er weder die Kraft habe, das Gewölbe zu stützen, noch die zu entfliehen, und beugte ergebungsvoll sein weißes Haupt, den Sturz erwartend. Man hatte ihm die Sendung des Herzogs und die Bedingungen des Königs von England überbracht; seine Diener hatten ihn allein im Zimmer gelassen; Höflinge hatte er schon seit langer Zeit nicht mehr.

Er hatte das verhängnisvolle Pergament gelesen, das die Legitimität zwang, mit dem Eroberer zu unterhandeln; er ergriff die Feder, um zu unterzeichnen, aber in dem Augenblicke, wo er die sieben Buchstaben eines Namens schreiben wollte, bedachte er, daß jeder dieser Buchstaben ihm eine Provinz kosten würde, und warf sie mit einem Angstschrei weit von sich. Dann ließ er den Kopf in die Hände sinken und stöhnte: »Herr mein Gott, habe Mitleid mit mir!«

Seit einer Stunde war er in unzusammenhängende Gedanken vertieft, die dem Wahnsinne glichen, und versuchte, den männlichen Willen fest zu halten, den fein zerrüttetes Gehirn nicht zu fesseln vermochte. Er fühlte, daß der Rest seiner Vernunft ihm wieder entschlüpfen würde, und preßte den Kopf in die Hände, um ihn gewaltsam zurück zu halten. Die Erde drehte sich unter ihm, es

braute ihm vor den Ohren, Blitze zuckten vor seinen geschlossenen Augen, er fühlte endlich den höllischen Wahnsinn sich auf einen kahlen Schädel niederlassen und ihm das Hirn mit seinen Feuerzähnen zernagen.

In diesem äußersten Augenblicke öffnete sich leise die Thür, deren Obhut dem Sire von Giac anvertraut war; ein junger Mensch schlüpfte leicht wie ein Schatten herein, lehnte sich auf den Sessel des Greises, und nachdem er diesen einen Augenblick mit Ehrfurcht und Mitleid betrachtet hatte, neigte er sich nieder zu einem Ohr und flüsterte leise die beiden Worte: »Mein Vater!«

Diese Worte brachten bei dem, an den sie gerichtet waren, eine zauberhafte Wirkung hervor. Bei dem Tone dieser Stimme sanken seine Hände herab, sein Kopf erhob sich, mit halbgeöffnetem Munde, mit angehaltenem Athem, mit starr vor sich hinsehendem Blick wagte er es noch nicht, sich umzuwenden, so sehr fürchtete er, sich bei dem, was er gehört hatte, getäuscht zu haben.

»Ich bin es, mein Vater«, sagte zum zweiten Male die sanfte Stimme. Der junge Mann ging um den Stuhl und kniete auf dem Kissen nieder, auf dem die beiden Füße des Greises ruhten.

Dieser betrachtete ihn einen Augenblick, stieß dann einen Schrei aus, schlang beide Arme um seinen Hals, drückte den blonden Kopf an seine Brust und preßte seine Lippen mit einer Innigkeit, die der Wuth glich, auf das Haar.

»Oh, oh«, sagte er mit bebender Stimme, »mein Sohn mein Carl!« die Thränen stürzten ihm aus den Augen. »O mein vielgeliebtes Kind! Du bist es, Du? Du in den Armen Deines alten Vaters? Ist es wahr, ist es denn wirklich wahr? Sprich doch wieder – immer fort!«

Dann drückte er den Kopf des Jünglings von sich ab und betrachtete mit feuchtem Blicke seinen Sohn, und dieser, der auch vor Rührung nicht sprechen konnte, nickte lachend und weinend zugleich zu, zum Zeichen, daß er sich nicht täusche.

»Wie bist Du gekommen?« fragte der Greis, »welche Wege hast Du genommen? welche Gefahren hast Du ausgestanden, um mich wieder zu sehen? O, sei gesegnet, mein Sohn, für Dein kindliches Herz; der Herr segne Dich, wie Dein Vater!« – Der arme König

bedeckte seinen Sohn wieder mit Küssen.

»Mein Vater«, sagte der Dauphin, »wir waren zu Meaux, als wir von der Conferenz erfuhren, die eröffnet werden soll, um über den Frieden zwischen England und Frankreich zu unterhandeln,

»Zu gleicher Zeit vernahmen wir auch, daß Ihr, leidend und krank, der Zusammenkunft nicht bei- wohnen könntet.«

»Und wie erfuhrst Du das?«

»Durch einen unter Freunde, der Euch und mir ergeben ist, mein Vater; durch den, welchem Nachts die Obhut dieser Thür anvertraut ist.« – Dabei deutete er auf die Thür, durch welche er eingetreten war.

»Durch den Sire von Giac!« sagte der König voll Schrecken. – Der Dauphin nickte bejahend mit dem Kopf.

»Dieser Mensch gehört dem Herzoge an«, fuhr der König mit wachsender Angst fort, »er ließ Dich kommen, um Dich auszuliefern!«

»Fürchtet nichts, mein Vater«, entgegnete der Dauphin, »der Sire von Giac ist der Unsrige.«

Der Ton der Ueberzeugung, mit dem der Dauphin sprach, beruhigte den König.

»Und als Du wußtest, daß ich allein war«, nahm der Greis wieder das Wort – »Wollte ich Euch wieder sehen, mein Vater«, fiel der Dauphin ein. »Tanneguy, der selbst wichtige Angelegenheiten mit dem Sire von Giac abzumachen hat, willigte ein, mich zu begleiten, und zu größerer Sicherheit haben sich noch zwei andere tapfere Ritter an uns angeschlossen.«

»Sag' mir ihre Namen, daß ich sie in meinem Herzen bewahre.«

»Der Sire von Vignolles, genannt La Hire und Pothon von Kaintrailles. Heut um zehn Uhr Morgens ritten wir von Meaux aus; wir umgingen Paris über Louvres, wo wir andere Pferde nahmen, und mit Anbruch der Nacht gelangten wir zu den Thoren der Stadt, wo Pothon und La Hire unsrer warteten. Der Brief des Sire von Giac hat uns als Geleitsbrief gedient, und ohne daß man ahnet, wer wir sind, bin ich bis an diese Thür gelangt, die der Sire von Giac selbst

mir öffnet. So bin ich denn hier, mein Vater, zu Euern Füßen, in Euern Armen.«

»Ja, ja«, sagte der König, indem er die flache Hand auf das Pergament sinken ließ, das er eben unterzeichnen wollte, als der Dauphin eintrat, und das die erwähnten schweren Friedensbedingungen enthielt; – »ja, Du kömmt, mein Kind, wie der Schutzengel des Reiches, mir zu sagen: König, liefre Frankreich nicht aus! – Du kömmt, als mein Sohn, mir zu sagen: Vater, bewahre mir mein Erbe! – Oh, die Könige, die Könige! Sie sind weniger frei, als der Letzte ihrer Unterthanen; sie sind ihren Nachfolgern und Frankreich Rechenschaft von dem schuldig, was sie von ihren Vorfahren empfangen. Ach, wenn ich bald meinem königlichen Vater, Carl dem Weisen, gegenüber stehen werde, welche Rechenschaft kann ich ihm dann ablegen von dem Staate, den er mir reich, ruhig und mächtig hinterließ, und den ich Dir arm, zerstückelt, und von Unruhen zerrissen übergebe? Ja, Du kömmt, mir zu sagen: Unterzeichne diesen Frieden nicht! – Nicht wahr, das willst Du mir sagen?«

»Es ist wahr«, sagte der Dauphin, der das Pergament überflogen hatte, »dieser Friede würde so verderblich und nachtheilig sein, daß ich und meine Freunde eher unsere Schwerter bis zu dem Griffen an den Helmen der Engländer zerschmettern würden, als daß wir einen solchen Vertrag mit ihnen unterzeichneten. Eher werden wir bis zum letzten Manne auf dem Boden Frankreichs sinken, ehe wir es mit freiem Willen unsern alten Feinden abtreten. Ja, das ist wahr, mein Vater.«

Carl VI. nahm mit zitternder Hand das Pergament, betrachtete es einen Augenblick, und dann, plötzlich von einer Regung getrieben, riß er es mitten entzwei.

Der Dauphin warf sich ihm an den Hals.

»Es sei«, sagte der König, »so gebe es Krieg; besser eine verlorene Schlacht, als ein schmachvoller Friede.«

»Der Gott der Schlachten wird für uns sein, mein Vater.«

»Aber wenn der Herzog uns verläßt und zu den Engländern übergeht?«

»Ich werde mit ihm unterhandeln«, sagte der Dauphin.

»Du hast bisher jede Zusammenkunft verweigert.«

»Ich werde jetzt eine fordern.«

»Und Tanneguy?«

»Wird einwilligen, mein Vater; noch mehr, er wird selbst der Ueberbringer meiner Bitte sein und sie unterstützen. Dann wenden der Herzog und ich uns gegen die verwünschten Engländer, und treiben sie vor uns her bis zu ihren Schiffen. Wir haben edle Krieger, treue Soldaten, eine gute Sache. Das ist mehr als nöthig, mein Herr und Vater; ein einziger Blick Gottes, und wir sind gerettet.«

»Der Herr erhöere Dich!« – Er nahm das zerrissene Pergament, »Auf jeden Fall«, sagte er, »ist hier meine Antwort für den König von England.«

»Sire von Giac!« rief der Dauphin mit lauter Stimme.

Der Sire von Giac schob den Teppich, der die Thür bedeckte, auf die Seite und trat ein.

»Hier«, sagte der Dauphin, »ist die Antwort auf die Vorschläge des Königs Heinrich. Ihr werdet sie morgen dem Herzoge von Burgund überbringen und ihm dabei diesen Brief einhändigen, durch den ich eine Zusammenkunft fordere, um als gute treue Freunde die Angelegenheiten des Landes zu ordnen.

Giac verneigte sich, nahm die beiden Schriften und entfernte sich, ohne zu antworten.

»Jetzt, mein Vater«, fuhr der Dauphin fort, indem er sich dem Greife wieder näherte, »jetzt sagt mir, was Euch abhält, Euch der Königin und dem Herzoge zu entziehen? Wer hindert Euch, uns zu folgen? Ueberall, wo Ihr seid, ist auch Frankreich. Kommt, und Ihr findet bei uns von Seiten unsrer Freunde Achtung und Ergebenheit, von meiner Seite Liebe und fromme Sorgfalt. Kommt, mein Vater, wir haben gute, wohlbewachte Städte, Maur, Poitiers, Tours, Orleans; ihre Wälle werden stürzen, ihre Garnisonen sich tödten lassen, unsere Freunde und ich würden eher auf der Schwelle Eurer Thür sinken, ehe wir Euch ein Unglück zustoßen ließen.«

Der König sah den Dauphin mit Zärtlichkeit an.

»Ja ja«, sagte er, »Du würdest Alles thun, was Du verspricht, aber unmöglich kann ich es annehmen; geh, mein junger Adler, Deine Flügel sind jung, kräftig und schnell; geh, und laß in seinem Neste den alten Adler, dessen Flügel gebrochen, dessen Krallen stumpf sind; geh, mein Kind, und es genüge Dir, durch Deine Anwesenheit mir eine glückliche Nacht gegeben, und durch Deine Liebkosungen den Wahnsinn entfernt zu haben. Geh', mein Sohn, und das Gute, das Du an mir thatest, möge Gott Dir vergelten.«

Der König stand hierauf auf, denn die Furcht vor einem Ueberfalle zwang ihn, die Augenblicke des Glückes abzukürzen, welche die Gegenwart des einzigen Wesens, das ihn liebte, ihm gewährte. Er führte den Dauphin bis zur Thür und preßte ihn noch einmal an sein Herz; Vater und Sohn, die sich nicht wieder sehen sollten, tauschten ihr letztes Lebewohl, ihren letzten Kuß. Dann ging der jüngere Carl.

»Seid ruhig«, sagte in diesem Augenblick Giac zu Tanneguy, »ich werde ihn unter Eure Streitaxt führen, wie den Stier unter das Beil des Fleischers.«

»Wen?« fragte der Dauphin, der plötzlich neben ihnen stand.

»Niemand, gnädiger Herr«, erwiderte Tanneguy kalt; »der Sire von Giac erzählte mir eine Geschichte, die vor langen Jahren sich zutrug.«

Giac und er wechselten einen Blick des Einverständnisses, und der Erstere führte sie dann bis vor die Thore der Stadt. Nach zehn Minuten fanden sie Pothon und La Hire, die ihrer warteten.

»Nun«, sagte La Hire, »der Vertrag?«

»Zerrissen«, erwiderte Tanneguy.

»Und die Zusammenkunft?« sagte Pothon.

»Wird binnen hier und kurzer Zeit Stattfinden, wenn es Gott erlaubt, jetzt aber, Ihr Herren, scheint mir das Wichtigste, daß wir Weg gewinnen. Wir müssen morgen mit Tagesanbruch in Meaux sein, wollen wir ein Scharmützel mit den verdammten Burgundern vermeiden.«

Die Uebrigen schienen von der Richtigkeit dieser Bemerkung überzeugt, und alle vier Ritter sprengten so schnell vorwärts, als der

Galopp ihrer schwerfälligen Kriegssrosse es ihnen erlaubte.

Am folgenden Tage begab sich der Sire von Giac nach Meulan, seinen doppelten Auftrag bei dem Herzoge von Burgund zu vollstrecken. Er trat in den Pavillon, wo der Herzog Johann mit dem Könige Heinrich und dem Grafen von Warwick sich befand.

Hastig zerriß der Herzog den rothen Seidenfaden, der den Briefumschlag, an dem das königliche Siegel hing, und den sein Günstling ihm überreichte. In dem Couvert fand er den zerrissenen Vertrag. Dies war die einzige Antwort des Königs, wie er es versprochen hatte.

»Unser Herr hat wieder einen Anfall von Wahnsinn gehabt«, sagte der Herzog, indem er vor Zorn erröthete, »denn, Gott möge es ihm verzeihen, er hat zerrissen, was er unterzeichnen sollte.«

Heinrich warf einen durchbohrenden Blick auf den Herzog, der sich im Namen seines Königs förmlich verpflichtet hatte.

»Unser Herr und König«, sagte Giac ruhig, »war geistig und körperlich nie gesünder, als in diesem Augenblicke.«

»Dann«, sagte Heinrich, indem er aufstand, »war ich verrückt, daß ich an Versprechungen glaubte, die, man nicht die Macht, und vielleicht nicht einmal den Willen hatte, auszuführen.«

Bei diesen Worten sprang der Herzog Johann mit einem Satze empor. Alle Muskeln seines Gesichtes zuckten, der Zorn blies feine Nasenlöcher weit auf, sein Athem war glühend heiß, wie der eines Löwen, und doch wußte er nichts zu sagen; er fand keine Sylbe der Antwort.

»Es ist gut, mein Vetter«, fuhr Heinrich fort, indem er absichtlich Johann von Burgund den Titel gab, dem der König von Frankreich ihm zugestand; »es ist gut. Es freut mich, Euch jetzt sagen zu können, daß wir Eurem Könige das mit Gewalt abnehmen werden, was er uns freiwillig abtreten sollte: Unsern Theil an dem Lande Frankreich, Unsern Platz in seiner königlichen Familie. Wir werden seine Städte und seine Tochter nehmen und Alles das, was Wir mit dieser forderten; Wir werden ihn aus seinem Königreiche und Euch aus Eurem Herzogthume verjagen.«

»Sire«, erwiderte der Herzog von Burgund in demselben Tone,

»Ihr sprecht nach Eurer Laune und Eurem Verlangen; aber ehe Ihr den König aus seinem Reiche und mich aus meinem Herzogthume verjagt, möchtet Ihr wohl auf Manches stoßen, was Euch die Lust verbietet; wir zweifeln daran nicht; und Stattdessen, was Ihr glaubt, möchte es wohl kommen, daß Ihr genug zu thun hättet, Euch auf Eurer eignen Insel zu bewachen.«

Nach diesen Worten wendete er dem Könige von England den Rücken, und ohne dessen Antwort abzuwarten, oder ihn zu grüßen, schritt er zu der Thür, die nach seinem Zelte führte.

Giac folgte ihm.

»Monseigneur«, sagte dieser, nachdem sie einige Schritte gethan hatten, »ich habe noch eine andere Botschaft an Euch.«

»Trag' sie zum Teufel, wenn sie der ersten gleicht«, erwiderte der Herzog. »Was mich betrifft, so habe ich genug an einer für einen Tag.«

»Monseigneur«, fuhr Giac in demselben Tone fort, »es ist ein Brief des Herrn Dauphin. Er bittet Euch um eine Zusammenkunft.«

»Ha, das macht Alles gut«, sagte der Herzog, indem er sich lebhaft umwendete, »wo ist der Brief?«

»Hier, Monseigneur«, sagte Giac.

Der Herzog riß ihm das Schreiben aus den Händen und las es begierig durch.

»Man breche die Zelte ab und werfe die Gräben zu!« gebot der Herzog den Dienern und Pagen, »und diesen Abend sei keine Spur mehr von der verfluchten Zusammenkunft übrig! – Und Ihr, meine Herren«, fuhr er gegen die Ritter gewendet fort, die durch seine laute Stimme aus ihren Zelten gelockt worden waren; »zu Roß, das Schwert in die Hand, in den Krieg auf Leben oder Tod gegen all die hungrigen Wölfe, die von jenseits des Meeres zu uns kommen, und gegen diesen meuchelmörderischen Sohn, den sie ihren König nennen!«

VI.

Am darauf folgenden 11. Juli gegen sieben Uhr Morgens rückten zwei ziemlich beträchtliche Haufen, einer von Burgundern aus Corbeille, der andere von Franzosen aus Melun, gegen einander vor, als wollten sie sich eine Schlacht liefern. Was dieser Vermuthung noch mehr Gewicht hätte geben können, war, daß die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln bei einer solchen Gelegenheit von beiden Seiten streng beobachtet wurden. Männer und Pferde waren kriegerisch gerüstet, die Knappen und Pagen trugen Lanzen, und jeder Ritter hatte am Sattel entweder eine Streitaxt oder einen Streithammer hängen. Bei dem Schlosse Bouilly auf der Chausse zwischen den Teichen du Vert kamen die beiden feindlichen Haufen einander zu Gesicht; sogleich wurde auf beiden Seiten Halt gemacht; die Visire senkten sich herab, die Knappen reichten ihren Rittern ihre Lanzen, und gleichförmig setzten dann beide Haufen sich in Bewegung, mit der Langsamkeit und dem Mißtrauen der Vorsicht. Bis auf zwei Pfeilschußweiten zu einander gelangt, hielten sie aufs Neue an. Von jeder Seite ritten elf Ritter mit herniedergelassenem Visier aus den Reihen, und ließen den Haufen, dem sie angehörten, als eine eiserne Mauer hinter sich. Zwanzig Schritt von einander entfernt, machten sie wieder Halt; auf jeder Seite stieg ein Mann vom Pferde, warf seine Zügel über den Arm seines Nachbars und schritt zu Fuß in dem freien Raume vorwärts, während der andere zugleich die Hälfte des Weges zurücklegte, der sie noch trennte. Vier Schritt von einander öffneten sie das Visir ihres Helmes, und man erkannte in diesen beiden Männern den Dauphin Carl, Herzog von Touraine, und Johann ohne Furcht, den Herzog von Burgund.

Sobald der Herzog Johann sah, daß der, der auf ihn zu kam, wirklich der Sohn eines Herrn und Königs war, verneigte er sich mehrmals und beugte dann ein Knie zur Erde. Der junge Carl nahm ihn sogleich bei der Hand, küßte ihn auf beide Wangen und wollte

ihn aufheben, aber der Herzog weigerte sich dessen. »Monseigneur«, sagte er, »ich weiß wohl, wie ich mit Euch sprechen muß.«

Endlich zwang der Dauphin ihn, aufzustehen. »Schöner Vetter«, sagte er, indem er ihm ein Pergament reichte, daß mit seiner Unterschrift und seinem Siegel versehen war, »wenn an diesem Verträge zwischen Uns und Euch noch etwas ist, das Euch nicht gefällt, so wollen Wir, daß Ihr es abändert, und von jetzt an wollen und werden Wir nur wollen, was Ihr wollt und wollen werdet.«

»Ich werde mich Euern Befehlen unterziehen, Monseigneur«, erwiderte der Herzog; »denn es ist meine Pflicht und mein Wille, Euch von jetzt an in Allem zu gehorchen, was ihr verlangen werdet.«

Bei diesen Worten legten. Beide die Hand auf des Kreuz ihres Schwertes, in Ermangelung des Evangeliums oder einer heiligen Reliquie, und schwuren, den Frieden dauernd aufrecht zu erhalten. Sogleich eilten Alle, die sie begleitet hatten, freudig zu ihnen, riefen: »Weihnachten!« und verwünschten im Voraus den, der von jetzt an wieder die Waffen für einen so verhängnißvollen Streit ergreifen würde.

Der Dauphin und der Herzog wechselten hierauf ihre Schwerter und ihre Rosse zum Zeichen der Brüderschaft, und als der Dauphin sich in den Sattel schwang, hielt der Herzog ihm den Bügel, obgleich Jener es nicht zugeben wollte. Sie ritten hierauf einige Zeit neben einander, freundschaftlich mit einander plaudernd, Franzosen und Burgunder gemischt in ihrem Gefolge. Nachdem sie dann sich noch einmal umarmt hatten, trennten sie sich, und der Dauphin kehrte nach Melun, der Herzog von Burgund nach Corbeille zurück. Dauphineusen und Burgunder folgten ihren Gebietern.

Zwei Männer blieben zurück.

»Tanneguy«, sagte der Eine von ihnen mit dumpfer Stimme, »ich hielt mein Versprechen; hast Du das Deinige auch gehalten?«

»Wär es möglich, Messire von Giac«, erwiderte Tanneguy, »eisenbedeckt und gekleidet, wie er erschien? Aber seid ruhig; noch vor dem Ende des Jahres finden wir ein leichteres Spiel, eine bessere Gelegenheit.«

»Das wolle Satan!« sagte Giac.

Und Beide gaben ihrem Pferde die Sporen, kehrten sich den Rücken zu, und der Eine eilte zum Herzoge, der Andere zum Dauphin.

An dem Abende dieses Tages brach ein heftiges Gewitter an eben dem Orte aus, wo die Zusammenkunft Statt gefunden hatte, und der Blitz zerschmetterte den Baum, unter dem der Friede beschworen worden war. Viele betrachteten dies als ein böses Vorzeichen, und Einige sagten sogar laut, daß dieser Friede ebenso wenig dauerhaft sein werde, als er aufrichtig wäre.

Indessen machten der Dauphin und der Herzog einige Tage darauf die Briefe bekannt, durch welche der Vertrag bestätigt wurde.

Die Pariser empfingen die Nachricht mit großer Freude. Sie glaubten, der Herzog oder der Dauphin würden nach Paris zurückkehren, es zu vertheidigen, aber sie wurden in dieser Erwartung getäuscht. Die Königin und der König hatten Pontoise verlassen, und in dieser Stadt, die den Engländern zu nahe lag, um mit Sicherheit dort verweilen zu können, blieb der Sire von L'Ile-Adam mit einer zahlreichen Garnison zurück. Der Herzog stieß bei Saint-Denis zu ihnen, wohin sie sich zurückgezogen hatten, und die Pariser, welche sahen, daß man keine Truppen sammelte, um gegen den Feind zu rücken, versank wieder in Muthlosigkeit.

Der Herzog hatte sich neuerdings der unbegreiflichen Apathie hingegeben, von der man selbst in dem Leben der tapfersten und thätigsten Männer Beispiele findet, und die fast bei Allen ein Vorzeichen war, daß ihre letzte Stunde nahe sei.

Der Dauphin schrieb ihm Brief über Brief, ihn zu ermahnen, Paris gut zu vertheidigen, während er eine Diversion an den Grenzen von Maine machen würde. Wenn der Herzog diese Briefe empfing, gab er einige Befehle aber als sei er unfähig, den Kampf fortzusetzen, den er seit zwölf Jahren bestand, legte er sich dann wie ein müdes Kind nieder zu den Füßen seiner Geliebten, und über einem Blick von ihr vergaß er dann der ganzen übrigen Welt. Es ist das Eigenthümliche einer heftigen Liebe, daß sie mit Geringschätzung gegen Alles erfüllt, was nicht in Beziehung auf sie selbst steht. Das

kömmt daher, weil alle andern Leidenschaften aus dem Kopfe stammen, und diese allein aus dem Herzen. Das Murren aber, das der Friede beruhigt hatte, ertönte bald aufs Neue; dumpfe Gerüchte des Verrathes kamen in Umlauf, und ein Ereigniß, das sich eben jetzt zutrug, verlieh ihnen neuen Glauben.

Heinrich von Lancaster erkannte sehr richtig, welch ein Nachtheil für ihn das Bündniß des Dauphins mit dem Herzoge sein würde, und beschloß daher, sich Pontoise's zu bemächtigen, ehe die beiden Feinde ihre Bewegungen verbinden könnten. Es brachen daher dreitausend Mann unter Gasson, dem zweiten Sohne Archimalds, Grafen von Foix, der zu den Engländern übergetreten war, am 31. Juli von Meulan auf, und langten in dunkler Nacht am Fuße der Mauern von Pontoise an. Geräuschlos legten sie Leitern an den Wall in geringer Entfernung von einem der Thore, und ohne von der Wache bemerkt zu werden, erstiegen sie einzeln bis zu der Zahl von dreihundert die Mauer, Die, welche oben waren, zogen hierauf das Schwert, begaben sich zu dem Thore, stießen den Posten nieder, und ließen ihre Kameraden ein, die unter dem Geschrei: »Sanct Georg!« die Straßen durchzogen.

»L'Ile-Adam hörte dies Geschrei; er erkannte es für das, welches er selbst einst ausgestoßen, sprang sogleich aus dem Bett, und kleidete sich hastig an. Noch war er erst halb angezogen, als die Engländer gewaltig an die Thür seines Hauses pochten. Kaum hatte er so viel Zeit, eine schwere Streitaxt zu ergreifen, die Lampe auszulöschen, die ihn verrathen konnte, und sprang durch ein Fenster auf den Hof. In eben dem Augenblicke schlugen die Engländer die Hausthür ein.

L'Ile-Adam eilte nach seinen Ställen, sprang auf das erste beste Pferd, und ohne Sattel, ohne Zaum sprengte er durch den Thorweg, der von Engländern erfüllt war, die in seine Zimmer hinauf stürmten. Er flog mitten zwischen ihnen hindurch, hielt mit der einen Hand sich an die Mähne seines Pferdes, und schwang mit der andern die Streitaxt.

Ein Engländer wollte ihn zurückhalten, und sank mit gespaltenem Schädel zu Boden; ohne diesen blutigen Beweis hätten die Andern

ein Gespenst zu sehen geglaubt.

L'Ile-Adam sprengte nach dem Pariser Thore; es war zu, und die Verwirrung so groß, daß der Schließer die Schlüssel nicht finden konnte. Man mußte das Thor mit Axthieben sprengen, und L'Ile-Adam machte sich an die Arbeit. Hinter ihm sammelten sich die fliehenden Bürger in der engen Straße, und ihre Zahl vergrößerte sich in jedem Augenblicke; sie hatten keine andere Hoffnung, als auf die Schnelligkeit und Kraft der Streitaxt L'Ile-Adams, welche rastlos niederfiel, ihnen einen Ausweg zu bahnen.

Bald ertönte Geschrei der Verzweiflung vom entgegengesetzten Ende der Straße. Die Flüchtlinge selbst hatten dem Feinde den Weg gezeigt. Die Engländer hörten die Axthiebe gegen das Thor dröhnen, und um L'Ile-Adam zu erreichen, drängten sie auf die waffenlose Menge, die ihnen keinen Widerstand, wohl aber eine feste, undurchdringliche Mauer entgegenstellte, eine lebendige Mauer, die der Schrecken nur noch undurchdringlicher machte. Die englischen Krieger aber drangen mit Lanzenstößen, Schwerthieben und Pfeilschüssen auf die Menschenmasse ein, und schon bohrten sich neben L'Ile-Adam Pfeile in das Thor, das unter seinen Hieben erbebte, aber noch immer widerstand. Das Geschrei näherte sich ihm immer mehr, und nach einem Augenblick glaubte er, daß der Wall von Holz mehr Widerstand leisten würde, als der Wall von Fleisch. Die Engländer waren nur noch drei Lanzenlängen von ihm entfernt. Endlich gab das Thor nach, und spie einen Menschenstrom aus, an dessen Spitze das erschreckte Pferd L'Ile-Adam's ihn wie einen Blitz davon trug.

Als der Herzog von Burgund diese Nachricht erfuhr, ließ er, Statt ein Heer zu versammeln, und den Engländern entgegen zu rücken, den König, die Königin und Madame Catharine einen Wagen besteigen, schwang sich selbst auf das Roß, und zog sich mit seinem Hofstaate durch Provins nach Troyes in der Champagne zurück. In Paris ließ er den Grafen von Saint-Paul als Statthalter, L'Ile-Adam als Gouverneur und den Herrn Eustache Delaistre als Kanzler.

Zwei Stunden nach der Abreise des Herzogs von Burgund

begannen die Flüchtlinge zu Saint-Denis anzulangen. Es war ein Elend, die armen verwundeten, blutenden, halb nackten Menschen zu sehen, die vor Hunger starben, und bis zum Tode erschöpft waren, durch einen Marsch von sieben Meilen, während dessen sie nicht einen Augenblick auszuruhen gewagt hatten.

Der Erzählung von den Grausamkeiten, die die Engländer begingen, hörte man mit eben so viel Eifer als Entsetzen zu; es bildeten sich nun diese unglücklichen Gruppen auf der Straße, und plötzlich ertönte das Geschrei: Die Engländer! die Engländer! Alles eilte in die Häuser, schloß die Fenster, verrammelte die Thüren, und flehte um Gnade.

Die Engländer dachten jedoch mehr daran, ihren Sieg zu benutzen, als ihn zu verfolgen. Der Aufenthalt des Hofes zu Pontoise hatte diese Stadt zu einem Ort des Luxus gemacht. L'Ile-Adam und ein Theil der andern Herren, die sich bei der Einnahme von Paris bereicherten, hatten hier ihre Schätze angehäuft. Die Engländer machten über zwei Millionen Beute.

Zu gleicher Zeit erfuhr man die Einnahme von Chateaux-Gaillard, eines der festesten Schlösser der Normandie. Olivier von Mauny kommandierte dort; obgleich er nur zwanzig Mann zur Besatzung hatte, hielt er sich doch sechzehn Monate, und wurde nur durch einen Umstand, den man nicht voraussehen konnte, zur Uebergabe gezwungen: die Stricke, an denen man das Wasser aus den Brunnen heraufzog, nutzten sich ab und rissen. Sieben Tage lang ertrugen sie den Durst, und erst dann ergaben sie sich den Grafen Huntington und Kyine, welche es belagerten.

In Bourgos, wo der Dauphin sein Heer versammelte, erfuhr er zugleich die ehrenwerthe Uebergabe vom Schloß Gaillard und die Überrumpelung von Pontoise. Man versäumte nicht, ihm einzuflüstern, daß diese letztere Stadt den Engländern verkauft worden sei. Was diesem Gerüchte einigen Glauben verlieh, war, daß der Herzog von Burgund die Stadt einem der Herren anvertraut hatte, die ihm am treuesten ergeben waren, und daß dieser, seiner anerkannten Tapferkeit ungeachtet, die Festung nehmen ließ, ohne sichtlich etwas zu ihrer Vertheidigung zu thun. Die Feinde des

Herzogs, welche den Dauphin umgaben, ergriffen die Gelegenheit, um in dem Herzen des Prinzen einen Argwohn zu schüren, den er schon seit längerer Zeit nährte. Alle forderten den Bruch des Vertrags, und einen offenen ehrlichen Krieg, Statt dieses falschen, verrätherischen Bündnisses. Tanneguy allein bat, ungeachtet seines bekannten Hasses gegen den Herzog, den Dauphin, noch eine zweite Zusammenkunft zu verlangen, ehe er zu feindlichen Maßregeln schritte.

Der Dauphin faßte einen Entschluß, der beide Ansichten versöhnte. Er ging mit einer Macht von zwanzigtausend Streitern nach Montereau, um bereit zur Unterhandlung zu sein, wenn der Herzog die neue Zusammenkunft genehmigte, und gerüstet zum Kampfe, wenn er sie verweigerte. Tanneguy, welcher zum Staunen aller derer, die seinen entschlossenen Charakter kannten, stets für die versöhnenden Maßregeln gewesen war, wurde nach Troyes geschickt, wo, wie wir bereits erwähnten, der Herzog sich befand. Er überbrachte diesem Briefe, von dem Dauphin unterzeichnet, welcher Montereau zu dem neuen Zusammenkunftsorte bestimmte, und da im Schlosse für Tanneguy und sein Gefolge kein Platz war, gewährte der Sire von Giac ihm gastliche Aufnahme.

Der Herzog nahm die Zusammenkunft an, stellte aber dafür die Bestimmung, daß der Dauphin nach Troyes kommen sollte, wo der König und die Königin waren. Tanneguy kehrte nach Montereau zurück.

Der Dauphin und seine Umgebung waren der Meinung, die Antwort des Herzogs für eine Kriegserklärung zu nehmen, und zu den Waffen zu greifen. Der unermüdliche und unbeugsame Tanneguy allein bewog den Dauphin zu neuen Schritten der Aussöhnung, und widersetzte sich hartnäckig jeder feindlichen Maßregel. Die, welche wußten, welchen glühenden Haß dieser Mensch gegen den Herzog im Herzen trug, begriffen dessen Benehmen nicht. Sie glaubten, daß er, gleich so vielen Andern bestochen worden sei, und theilten ihren Argwohn dem Dauphin mit. Dieser sprach davon sogleich zu Tanneguy: »Nicht war, mein Vater, Du wirst mich nicht verrathen?«

Endlich langte ein Brief von dem Sire von Giac an; Trotz seinen Vorstellungen war der Herzog jedem Tag minder abgeneigt mit dem Dauphin zu unterhandeln. Dieser Brief setzte alle Welt in Erstaunen, ausgenommen Tanneguy, der ihn zu erwarten schien.

Dem zufolge kehrte Duchâtel im Namen des Dauphin nach Troyes zurück; er schlug dem Herzoge die Brücke von Montereau als den passendsten Ort zur Zusammenkunft vor. Er war befugt, sich im Namen des Dauphins zu verpflichten, dem Herzoge das Schloß und das rechte Ufer der Seine zu überliefern mit dem Rechte, in die Festung und in die Häuser auf diesem Ufer so viel Leute einzuquartieren, als er zur Bedeckung für nöthig halten würde. Der Dauphin behielt sich die Stadt und das linke Ufer vor. Die Landzunge zwischen der Yonne und Seine wurde als neutrales Land betrachtet, und da in jener Zeit, eine Mühle ausgenommen, kein Gebäude auf dieser Landzunge stand, konnte man sich leicht überzeugen, daß kein Hinterhalt hier gelegt sei.

Der Herzog nahm diese Bedingungen an; er versprach, am 9. September nach Bray-sur-Seine aufzubrechen. Am 10. sollte die Zusammenkunft Stattfinden, und der Sire von Giac, der noch immer das volle Vertrauen des Herzogs besaß, wurde durch ihn erwählt, Tanneguy zu begleiten und darüber zu wachen, daß von beiden Seiten die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen würden.

Jetzt müssen unsere Leser mit uns einen Blick auf die topographische Lage der Stadt Montereau werfen, damit wir ihnen die Scene so viel als möglich genau schildern können, die auf dieser Brücke vor sich ging, der Napoleon 1814 eine neue historische Denkwürdigkeit verliehen hat.

Die Stadt Montereau liegt ungefähr zwanzig Stunden von Paris entfernt, am Zusammenfluß der Ponne und Seine, wo der erstere dieser Flüsse seinen Namen verliert, indem er sich in den andern mündet. Geht man von Paris auf den Fluß aufwärts, so hat man, bei Montereau anlangend, zur Linken den hohen Berg Surville, auf dem das Schloß erbaut ist, und am Fuße dieses Berges liegt eine Art Vorstadt, die durch den Fluß von der Stadt getrennt wird: diese Seite hatte man dem Herzoge von Burgund angewiesen.

Gegenüber liegt in der Gestalt einer sehr spitzen römischen Fünf, und ungefähr so, wie zu Paris die Spitze des Pont-Neuf, auf der die Templer verbrannt wurden, die Erdzunge, auf welcher der Herzog von Bray-sur-Seine her, anlangen sollte. Rückwärts dehnt sich diese Erdzunge immer mehr aus, bis zu den Orten, wo die Seine zu Baigneux-les-Juifs, und die Yonne nahe der Stelle entspringt, wo das alte Bibracte lag, und jetzt die Stadt Autin steht.

Rechts zeigt sich in lieblicher Lage die Stadt, umgeben von Kornfeldern und Weinbergen, deren bunter Teppich sich weithin erstreckt.

Die Brücke, auf der die Zusammenkunft Stattfinden sollte, verbindet noch heut das linke Ufer mit dem rechten, die Vorstadt mit der Stadt, und stützt da, wo beide Flüsse zusammen kommen, auf der äußersten Spitze der Landzunge, die wir erwähnten, einen ihrer Bogen.

Auf dem rechten Theile der Brücke über der Yonne, wurde zu der Zusammenkunft eine Art von Loge von Zimmerwerk erbaut, mit zwei entgegengesetzten Thüren, deren jede durch eine Barriere von drei Querbalken geschlossen wurde; zwei andere Barrieren waren noch errichtet worden, die eine am äußersten Ende der Brücke auf der Seite der Stadt, die andere in geringer Strecke auf dem Wege, auf dem der Herzog kommen sollte. Alle diese Vorbereitungen waren flüchtig im Laufe des 9. gemacht worden.

Das menschliche Geschlecht ist so schwach und so stolz, daß es jedes mal, wenn hienieden eines jener Ereignisse Statt findet, welches ein Reich erschüttert, eine Dynastie stürzt, einen Thron über den Haufen wirft, glaubt, der Himmel nehme an unsern kleinlichen Leidenschaften so viel Theil, daß er den Lauf der Sterne ändere, die Jahreszeiten verrücke, und uns gewisse Zeichen sende, mit deren Hilfe der Mensch, wäre er nicht verblindet, sich seinem Gesckicke entziehen könnte²⁴. Vielleicht erinnern sich auch nach vollendeten großen Ereignissen die, welche sie überlebten, und die unter ihren Augen sie vorgehen sahen, dann an die geringsten Umstände, die ihnen vorausgingen, und finden, daß zwischen der Katastrophe und diesen Gründen ein Zusammenhang Stattfinde,

den nur der Erfolg verleihen konnte, während ohne demselben die frühern Umstände in der Masse unbedeutender Ereignisse ohne alle Wichtigkeit oder Einfluß vorüber gingen.

Männer, welche diesen sonderbaren Dingen beiwohnten, haben, so wie Andere, Folgendes erzählt:

»Am 10. September um ein Uhr Nachmittags bestieg der Herzog auf dem Hofe des Hauses, in dem er in Bray-sur-Seine seine Wohnung genommen, sein Roß. Zu seiner Rechten ritt der Sire von Giac, zu seiner Linken der Herzog von Noailles. Sein Lieblingshund hatte die ganze Nacht hindurch kläglich geheult, und als er seinen Herrn im Begriffe sah, abzureiten, sprang er aus der Hütte, in welcher er lag, mit funkelndem Blicke und gesträubtem Haar. Als endlich der Herzog sich in Marsch setzte, nachdem er die Dame von Giac, die von dem Fenster aus dem Zuge nachsah, zum letzten Mal begrüßt hatte, machte der Hund eine so gewaltige Anstrengung, daß er seine doppelte Eisenkette sprengte, und in dem Augenblicke, wo das Pferd über die Schwelle des Thorweges schreiten wollte, sprang er ihm an die Brust, und biß es so gewaltig, daß es wüthende Sprünge machte, und sein Reiter fast die Bügel verlor. Giac wollte den Hund zurückschrecken, und hieb mit der Peitsche, die er in der Hand hielt, auf ihn ein, aber das Thier achtete der Schläge nicht, und sprang dem Pferde des Herzogs wieder an die Gurgel. Der Herzog glaubte, daß er toll sei, nahm eine kleine Streitaxt, die an seinem Sattel hing, und zerspaltete ihm den Kopf. Der Hund stieß einen lauten Schrei aus, taumelte, und verendete auf der Thorschwelle, als wolle er noch im Tode den Austritt verwehren. Mit einem Schmerzensseufzer ließ der Reiter sein Pferd über den Leichnam des treuen Thieres springen,

Zwanzig Schritt weiter, trat ein alter Jude, der zu einem Hof gehörte, und sich mit Zauberei befaßte, hinter einer Mauer hervor, fiel dem Herzoge in die Zügel und sagte: »im Namen Gottes, Monseigneur, geht nicht weiter.«

»Was willst Du, Jude?« sagte der Herzog, indem er anhielt.

»Monseigneur«, erwiderte der Jude, »ich habe während der Nacht die Sterne befragt, und die Wissenschaft sagt, daß Ihr nicht

zurückkehren werdet, wenn Ihr nach Montereau geht. –« Dabei hielt er fortwährend das Pferd am Zaume.

»Was meinst Du dazu, Giac.?« sagte der Herzog, indem er sich zu seinem jungen Günstlinge wendete.

»Ich meine«, erwiderte dieser, dem die Röthe der Ungeduld im Gesichte aufstieg, »daß der Jude verrückt ist, und daß Ihr ihn wie Euern Hund behandeln müßt, wenn Ihr nicht durch seine unreine Berührung zu einer achttägigen Buße gezwungen werden wollt.«

»Laß mich, Jude«, sagte der Herzog nachdenkend, indem er ihm ein Zeichen gab, sich zu entfernen.

»Zurück, Jude!« schrie Giac, indem er den Greis heftig zurückstieß, daß er zehn Schritt davon niederstürzte. »Zurück! Hörst Du nicht, daß der Herzog Dir befiehlt, den Zügel seines Rosses los zu lassen?«

Der Herzog fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er eine finstere Wolke vertreiben, warf noch einen Blick auf den Juden, der bewußtlos am Boden lag, und setzte seinen Weg fort.

Drei Viertelstunden darauf langte er in dem Schlosse Montereau an. Ehe er vom Pferde stieg, gab er zweihundert Lanzenknechten, und hundert Bogenschützen den Befehl, sich in die Vorstadt zu legen, und den Brückenkopf zu besetzen. Jacob de la Linne, der oberste Hauptmann der Bogenschützen, erhielt den Befehl über dieses kleine Heer.

In diesem Augenblicke trat Tanneguy zu dem Herzoge und sagte ihm, daß der Dauphin auf der Brücke bereits seit einer Stunde seiner warte. Der Herzog antwortete, daß er sich dahin begeben würde, und in eben dem Augenblicke eilte einer seiner Diener athemlos herbei, und flüsterte ihm etwas in das Ohr. Der Herzog wendete sich zu Duchâtel.

»Beim heiligen Tage Gottes!« sagte er, »es scheint, als hätte heut sich Jedermann das Wort gegeben, uns von Verrath zu sprechen. Duchâtel, seid Ihr überzeugt, daß unserer Person keine Gefahr droht? Ihr thätet sehr übel daran, uns zu täuschen.«

»Mein sehr geehrter Herr«, erwiderte Tanneguy, »lieber wollte ich todt oder verdammt sein, als an Euch oder irgend einem Andern

Verrath zu üben. Hegt daher keine Furcht, denn der Dauphin will Euch durchaus nicht übel.«

»Nun wohl, so wollen Wir gehen!« sagte der Herzog. »Wir vertrauen auf Gott –« er erhob dabei die Augen zum Himmel – »und auf Euch, fuhr er fort, indem er auf Tanneguy einen jener durchbohrenden Blicke richtete, die nur ihm eigenthümlich waren. Tanneguy hielt den Blick aus, ohne den seinigen zu senken.

Hierauf überreichte er dem Herzoge ein Pergament, auf welchem die Namen der zehn Ritter fanden, die den Herzog begleiten sollten. Es waren der Reihe nach folgende.

Der Vicomte von Narbonne, Peter von Beauveau, Robert von Loire, Tanneguy Duchâtel, Barbazan, Wilhelm le Boutillier, Guy von Araugour, Olivier Layet, Varennes und Frottier.

Tanneguy erhielt dagegen die Liste des Herzogs. Die Ritter, welche dieser zu der Ehre seiner Begleiter erwählt hatte, waren:

Monseigneur Carl von Bourbon, der Herr von Noailles, Johann von Fribourg, der Herr von Saint-Georges, der Herr von Montagü, Messire Anton von Vergy, der Herr von Anere, Messire Guy von Pontarlier, Messire Carl von Lens und Mesire Peter von Giac. Außerdem sollte noch Jeder seinen Secretair mitbringen. Tanneguy nahm diese Liste, und unmittelbar hinter ihm setzte sich der Herzog in Bewegung, von dem Schlosse nach der Brücke hinab zu gehen. Er war zu Fuß, hatte auf dem Kopf ein schwarzes Sammtbarett, als Vertheidigungswaffe ein einfaches Panzerhemd, und als Angriffswaffe ein schwaches, künstlich gearbeitetes Schwert mit vergoldetem Gefäß²⁵.

Als der Herzog an die Spitze der Brücke kam, sagte ihm Jakob de la Lime, daß er viele Waffenleute in ein Haus hätte eintreten sehen, das an das andere Ende der Brücke stieß, und daß diese, als sie ihn bemerkten, schnell die Fenster des Hauses verhangen hätten.

»Geht, und seht, ob das wahr ist, Giac« sagte der Herzog; »ich warte hier auf Euch.«

Giac ging nach der Brücke, überschritt die Barrieren, ging mitten durch das Zusammenkunftsgebäude, gelangte zu dem bezeichneten Hause und öffnete die Thür. Tanneguy gab hier einigen zwanzig

vollständig gerüsteten Kriegern seine Befehle.

»Nun?« sagte er, als er Giac erblickte.

»Seid Ihr bereit?« erwiderte Giac.

»Ja; jetzt kann er kommen.«

Giac kehrte zu dem Herzoge zurück.

»Monseigneur«, sagte er, »der Sire von Lime hat schlecht gesehen. Es ist kein Mensch in dem Hause.«

Der Herzog setzte sich in Bewegung. Er ging durch die erste Barriere, die sich sogleich hinter ihm schloß. Das erweckte seinen Argwohn, doch da er vor sich Tanneguy und den Sire von Beauveau sah, die ihm entgegen gekommen waren, wollte er nicht zurück treten. Er leistete mit fester Stimme seinen Eid, zeigte dem Sire von Beauveau sein leichtes Panzerhemd und sein dünnes Schwert und sagte: »Ihr seht, wie ich gekommen bin; hier«, fuhr er, zu Duchâtel gewendet, fort, »ist übrigens der, auf den ich mich verlasse.«

Der Dauphin war bereits in dem hölzernen Zelt auf der Mitte der Brücke. Er trug ein langes Gewand von himmelblauem Sammt, mit Marder besetzt, ein Barett, ungefähr von der Form unserer modernen Jagdmützen, mit einer kleinen Krone von goldenen Lilien. Der Schirm und die Aufschläge waren mit eben dem Pelzwerk, wie das des Gewandes, besetzt.

Als der Herzog den Dauphin erblickte, verschwand sein Argwohn, er ging gerade auf ihn zu und trat unter das Zelt. Wohl bemerkte er, daß, gegen allen Gebrauch, in der Mitte keine Barriere war, die beiden Parteien zu trennen. Ohne Zweifel glaubte er, daß dies nur eine Vergessenheit sei, und machte nicht einmal eine Bemerkung darüber. Als die zehn Herren, die ihn begleiteten, in das Zelt eingetreten waren, wurden beide Barrieren geschlossen.

Kaum war in dem engen Zelte selbst zum Stehen Raum genug für die vier und zwanzig Personen, die es enthielt; Burgunder und Franzosen standen so dicht aneinander, daß sie sich berühren konnten. Der Herzog nahm sein Barett ab und beugte das linke Knie vor dem Dauphin zur Erde.

»Ich kam auf Euern Befehl, Monseigneur«, sagte er, »obgleich

Einige mir die Versicherung geben wollten, daß Ihr diese Zusammenkunft nur verlangt hättet, um mir Vorwürfe zu machen. Ich hoffe, daß dies nicht wahr ist, Monseigneur, denn ich glaube sie nicht verdient zu haben.«

Der Dauphin kreuzte beide Arme, ohne den Herzog zu küssen oder aufzuheben, wie er dies bei der ersten Zusammenkunft gethan hatte.

»Ihr irrt, mein Herr Herzog«, sagte er mit strenger Stimme. »Ja, Wir haben Euch ernste Vorwürfe zu machen, denn Ihr hieltet das Versprechen schlecht, das Ihr Uns gabt. Ihr ließet Meine Stadt Pontoise nehmen, die der Schlüssel von Paris ist, und statt Euch in die Hauptstadt zu werfen, um sie zu vertheidigen, oder zu sterben, wie Ihr es als treuer Unterthan solltet, seid Ihr nach Troyes entflohen.«

»Entflohen, Monseigneur!« sagte der Herzog, und sein ganzer Körper bebte, indem er diese beleidigende Aeüßerung hörte.

»Ja, entflohen«, erwiderte der Dauphin, indem er das Wort betonte. »Ihr habt –«

Der Herzog stand auf, indem er ohne Zweifel nicht glaubte, mehr anhören zu müssen. Bei der demüthigenden Stellung, die er bisher angenommen hatte, war eine der Verzierungen seines Schwertes in einen Ring seines Panzerhemdes gerathen, und er wollte der Waffe ihre verticale Richtung wieder geben. Der Dauphin trat einen Schritt zurück, denn er wußte nicht, in welcher Absicht der Herzog den Griff seines Schwertes berührte.

»Ha, Ihr greift in Gegenwart Eures Gebieters an Euer Schwert!« rief Robert von Loire, und warf sich zwischen den Herzog und den Dauphin.

Der Herzog wollte sprechen. Tanneguy bückte sich, ergriff eine kurze Streitaxt, die hinter den Teppichen der Wandbekleidung lag, und richtete sich dann in seiner ganzen Größe empor. »*Es ist Zeit*« rief er und schwang eine Streitaxt über das Haupt des Herzogs. Dieser sah den Streich, der ihn bedrohte; er wollte ihn mit der linken Hand abhalten, während er mit der rechten nach seinem Schwerte griff, aber er hatte nicht Zeit, es zu ziehen. Die Streitaxt Tanneguy's

schmetterte ihn nieder, trennte die linke Hand des Herzogs vom Arme, und derselbe Streich spaltete ihm auch den Kopf von dem linken Schläfe bis zu dem Kinn.

Der Herzog blieb noch einen Augenblick auf den Füßen, wie eine Eiche, die nicht stürzen kann, da bohrte Robert von Loire einen Dolch ihm in die Gurgel und ließ ihn darin stecken.

Der Herzog stieß einen Schrei aus, streckte die Arme empor, und stürzte zu den Füßen Giac's nieder.

Es entstand nun ein großes Geschrei und ein fürchterliches Handgemenge, denn in dem Zelte, wo kaum zwei Menschen Raum gehabt hätten, sich zu schlagen, kämpften zwanzig mit einander. Einen Augenblick konnte man über allen den Köpfen nur Hände sehen, welche Streitäxte und Schwerter schwangen. Die Franzosen schrien: Tödtet! tödtet! zu Tode! Die Burgunder: Verrath! Verrath!

Die Funken sprühten aus den Waffen, die sich trafen, das Blut quoll aus den Wunden. Der Dauphin warf sich voll Entsetzen mit dem Oberkörper über die Barriere. Auf das Geschrei eilte der Präsident Louvet herbei; er nahm den Dauphin bei den Schultern, zog ihn aus dem Zelte und schleppte ihn fast ohnmächtig nach der Stadt. Sein blaues Sammtgewand war ganz mit dem Blute des Herzogs besprenkt, das bis zu ihm gesprüht war.

Der Sire von Montaigu, der bei dem Herzoge war, hatte indessen die Barriere überklettert und schrie Alarm. Noailles wollte eben auch über die Barriere, als Narbonne ihm von hinten den Kopf spaltete; er stürzte zum Zelte hinaus und starb fast auf der Stelle. Der Herr von Saint-Georges war in der rechten Seite durch einen Stoß mit der Streitaxt schwer verwundet; dem Herrn d'Ancre, wurde die Hand abgehauen.

Der Kampf und das Geschrei währte in dem Zelte fort, man trat auf den sterbenden Herzog, und Niemand dachte daran, ihm zu Hilfe zu eilen. Bisher hatten die Dauphinesen, die besser bewaffnet waren, die Oberhand, aber auf das Geschrei des Herrn von Montaigu eilten Anton von Thoulongron, Simon Othelimer, Sambutier und Johann d'Ermay herbei, näherten sich dem Zelte, und während drei von ihnen den inwendig Kämpfenden ihre Schwerter zureichten,

zerbrach der Vierte die Barriere. Die in dem Hause verborgenen Bewaffneten eilten hierauf zur Hilfe der Dauphinesen. Die Burgunder sahen, daß aller Widerstand unnütz sei, und flohen durch die zerbrochene Barriere. Die Dauphinesen verfolgten sie, und nur drei Menschen blieben in dem leeren bluterfüllten Zelte zurück.

Es waren der Herzog von Burgund, der sterbend am Boden lag, Peter von Giac, der neben ihm stand, die Arme über die Brust gekreuzt, und ihn sterben sah; endlich Olivier Layet, der, gerührt durch die Leiden des unglücklichen Prinzen, dessen Panzerhemd aufhob, um ihm mit seinem Schwerte den Gnadenstoß zu geben. Giac aber wollte diesen Todeskampf nicht abgekürzt sehen, der in jeder Zuckung, ihm gehörte, und als er Oliviers Absicht erkannte, stieß er ihm durch einen heftigen Stoß das Schwert aus den Händen. Olivier blickte verwundert empor.

»Ei, beim Blute Gottes«, rief Giac lachend, »so laßt doch den armen Prinzen ruhig sterben!«

Als der Herzog den letzten Seufzer ausgestoßen hatte, legte er ihm die Hand auf das Herz, um sich zu überzeugen, ob er wirklich tot sei; und da das übrige ihn wenig kümmerte, verschwand er, ohne daß Jemand weiter auf ihn achtete.

Die Dauphinesen kehrten, nachdem sie die Burgunder bis zum Fuße des Schiffes verfolgt hatten, zurück. Sie fanden neben dem Leichnam des Herzogs, der noch an der Stelle lag, wo sie ihn gelassen hatten, den Pfarrer von Montereau, der mit den Knien im Blute lag und seine Sterbegebete sprach. Die Leute des Dauphins wollten ihm den Leichnam entreißen und ihn in den Fluß werfen, aber der Priester streckte sein Crucifix über den Herzog, aus und bedrohte mit dem Zorne des Himmels Jeden, der es wagen würde, den armen Körper zu berühren, aus dem die Seele so gewaltsam verjagt worden war. Cörsmerel, Bastard von Tanneguy, schnallte ihm einen seiner goldnen Sporen vom Fuße und schwur, daß er ihn von nun an als einen Ritterorden tragen wollte. Die Diener des Dauphins folgten diesem Beispiele, zogen die Ringe herab, mit denen die Finger des Ermordeten geschmückt waren, und rissen ihm die schwere goldene Kette vom Halse.

Der Priester blieb bis um Mitternacht hier, und dann erst trug er mit Hilfe zweier Männer den Leichnam in eine Mühle nahe neben der Brücke, legte ihn hier auf einen Tisch und betete an einer Seite bis zum Anbruch des Morgens. Um acht Uhr wurde der Herzog in der Kirche Notre-Dame, vor dem Altare des heiligen Ludwig in das Grab gesenkt; er war mit seinem Überwurfe und feinen Reiterstiefeln bekleidet, und das Barett über das Gesicht herabgezogen. Keine religiöse Feierlichkeit begleitete eine Beerdigung, jedoch wurden zur Ruhe seiner Seele in den nächsten drei Tagen nach seiner Ermordung zwölf Messen gelesen.

So fiel durch Verrath der mächtige Herzog von Burgund, Johann der Furchtlose. Zwölf Jahre zuvor hatte er durch dieselben Streiche, die nun auch ihn trafen, und ebenfalls durch Verrath, den Herzog von Orleans ermordet; er hatte befohlen, ihm die linke Hand abzuschlagen, und auch seine Linke fiel; er hatte ihm den Kopf durch einen Hieb mit der Streitaxt spalten lassen, und auch sein Haupt wurde durch eine Wunde mit derselben Waffe zerschmettert. Die gottesfürchtigen, gläubigen Leute sahen in diesem Umstande einen auffallenden Beweis für die Worte Christi: Der, welcher mit dem Schwerte tödtet, wird durch das Schwert umkommen.

Seitdem der Herzog von Orleans auf seinen Befehl ermordet wurde, hatte der Bürgerkrieg wie ein gieriger Geier ohne Unterlaß das Herz des Königreichs zerfleischt. Der Herzog Johann selbst trug in sich die Strafe des Mordes, und hatte seit Vollziehung desselben nicht einen einzigen ruhigen Augenblick. Sein Ruf litt tausend Makel, seine Ehre tausend Angriffe. Er wurde mißtrauisch, unentschlossen, selbst schüchtern.

Die Streitaxt Tanneguy Duchâtels führte den ersten Streich gegen das Feudalgebäude der Capetinger Monarchie; sie stürzte mit Getöse die stärkste Säule der großen Vasallenschaft um, die das Gewölbe stützte. Einen Augenblick krachte der Tempel, und man konnte glauben, daß er zusammenstürzen würde, aber um ihn zu halten, blieben noch die Herzoge von Bretagne, die Grafen von Armagnac, die Herzöge von Lothringen und die Könige von Anjou. Für einen unsichern Verbündeten, den der Dauphin in dem Vater

hatte, gewann er in dem Sohne einen erklärten Feind. Die Vereinigung des Grafen von Charolais mit den Engländern brachte Frankreich dem Abgrunde nahe, aber die Usurpation des Herzogs Johann, die nur durch die unbedingte Abtretung der Normandie und Guyenne's an England Statt finden konnte, würde das Reich ohne Zweifel ganz in das Verderben gestürzt haben.

Tanneguy Duchâtel war einer jener Männer von Kopf und Herz, von Muth und Entschlossenheit, deren seltenes Bild die Geschichte in Erz gießt; seine Treue für die Dynastie führte ihn zum Morde: seine Tugend war sein Verbrechen. Er beging den Mord zum Nutzen eines Andern, und behielt für sich die Verantwortlichkeit. Seine Handlung gehörte zu denen, welche die Menschen nicht richten, die Gott wägt, und für welche der Erfolg frei spricht. Als einfacher Ritter war er dazu bestimmt, zweimal das beinahe vollendete Geschick des Staates durch seine Dazwischenkunft gänzlich zu ändern. In der Nacht, wo er den Dauphin aus dem Hôtel Saint-Paul entführte, rettete er die Dynastie, und an dem Tage, an welchem er den Herzog von Burgund zu Montereau mit der Streitaxt traf, that er noch mehr: er rettete Frankreich!

VII.

Wie sagten bereits, daß der Sire von Giac, als er den Herzog todt sah, die Brücke verließ.

Es war sieben Uhr Abends, und die Nacht brach an; das Wetter war dunkel. Er nahm sein Pferd, das er in der Mühle gelassen hatte, die wir bereits erwähnten, und schlug allein den Weg nach Bray-sur-Seine ein, Ungeachtet der heftigen Kälte, ungeachtet der mit jeder Minute zunehmenden Dunkelheit ritt er nur Schritt, Giac war in finstere Gedanken versunken; der Thau des Blutes hatte seine Stirn nicht abgekühlt; der Tod des Herzogs hatte seinen Rachedurst nur halb gestillt, und das politische Drama, in dem er eine so thätige Rolle spielte, das für alle Welt beendet war, hatte für ihn allein eine doppelte Entwicklung.

Es war acht ein halb Uhr, als der Sire von Giac zu Bray-sur-Seine anlangte, Statt in die Straßen des Dorfes einzureiten, ritt er um das selbe, befestigte sein Pferd an der äußern Mauer eines Gartens, öffnete eine Thür in derselben, drang in das Haus und stieg, mit den Händen vor sich hertastend, eine Wendeltreppe hinan, die zum ersten Stockwerk führte. Auf der letzten Stufe angelangt, zeigte ihm ein Lichtstrahl, der durch eine halbgeöffnete Thür fiel, das Zimmer seiner Frau. Er trat auf die Schwelle; die schöne Catharine war allein und saß neben einem ausgeschnitzten Tische, auf dem verschiedene Früchte fanden, und auf den sie den Ellenbogen stützte. Ihr halbleeres Glas verrieth, daß sie sich in einer kleinen Collation unterbrochen hatte, um sich einer jener Träumereien junger Frauen hinzugeben, die so süß für den zu betrachten sind, der ihr Gegenstand ist, so höllische Qualen aber erwecken, wenn die Ueberzeugung der Eifersucht zuruft: Du bist es nicht, an den sie denkt!

Giac konnte diesen Anblick nicht länger ertragen. Er war eingetreten, ohne bemerkt zu werden, in so tiefes Sinnen war Catharine versunken. Er warf heftig die Thür zu, und Catharine stieß

einen lauten Schrei aus, als hätte eine unsichtbare Hand sie bei den Haaren empor gerissen. Sie erkannte ihren Mann.

»Ach, Ihr seid es?« sagte sie, und indem sie plötzlich von dem Ausdruck des Schreckens zu dem der Freude überging, zwang sie ihre Züge zu einem Lächeln.

Giac betrachtete mit Bitterkeit das reizende Wesen, das noch eben ganz den Eindrücken des Herzens sich hingab, und jetzt mit so vieler Klugheit dem Willen des Verstandes gehorchte. Er schüttelte den Kopf und setzte sich, ohne zu antworten, neben sie. Nie aber hatte er sie so schön gesehen.

Sie reichte ihm eine schöne weiße Hand hin, ganz mit Ringen bedeckt, deren nackter Arm sich vom Ellenbogen aufwärts in die weiten, hängenden, mit Pelz besetzten Aermel verlor. Giac nahm diese Hand, betrachtete sie aufmerksam, und wendete einen Ring, dessen Schild nach innen gekehrt war, um: es war der, mit dem der Brief an den Herzog gesiegelt war. Er fand den hellen Stern im wolkenbedeckten Himmel, und las:

Der

»Die Devise wird nicht lügen!« murmelte er.

Diese Untersuchung beunruhigte Catharinen, und sie trachtete, ihre Fortsetzung zu hindern. Sie fuhr mit ihrer andern Hand über die Stirn Giac's. Sie war blaß und dennoch brennend.

»Ihr seid ermüdet, mein Herr und Gemahl«, sagte Catharine. »Ihr müßt etwas zu Euch nehmen; wollt Ihr, daß ich Jemand rufen soll? Dies Frauentzimmermahl«, fuhr sie lächelnd fort, »ist etwas zu einfach für einen hungrigen Ritter.«

Sie stand auf, nahm eine kleine silberne Pfeife und wollte damit eine ihrer Frauen herbeirufen; sie wollte sie eben an den Mund setzen, als ihr Mann ihre Hand zurück hielt.

»Ich danke, Madame, ich danke!« sagte er. »Es ist unnöthig, Jemand zu rufen; denn was hier ist, genügt. Geben Sie mir nur ein Glas.«

Catharine ging, das Glas selbst zu holen, und während sie dem Tische den Rücken zukehrte, zog Giac rasch ein Fläschchen aus der Brust und goß den Inhalt desselben in das halb volle Glas, das noch

auf dem Tische stand. Catharine kehrte zurück, ohne das Vorgegangene zu bemerken.

»Hier, mein Gebieter«, sagte sie, indem sie Wein in das Glas goß und es ihm reichte, »hier, trinkt auf meine Gesundheit!«

Giac berührte den Rand des Glases mit seinen Lippen, wie um ihr zu gehorchen.

»Setzt Ihr Eure Mahlzeit nicht fort?« fragte er. Nein, ich war fertig, als Ihr kamet.«

Giac runzelte die Stirn und blickte auf das Glas Catharinens.

»Ihr werdet, wie ich hoffe, Euch wenigstens nicht weigern, in meine Gesundheit einzustimmen, wie ich in die Eurige.«

Dabei reichte er Catharinen das vergiftete Glas.

»Und welche Gesundheit ist das, mein Gebieter?« fragte Catharine, indem sie das Glas nahm.

»Dem Herzoge von Burgund!« rief Giac.

Catharine nickte ohne alles Mißtrauen lächelnd mit dem Kopfe, und leerte das Glas fast ganz. Giac's Blicke folgten ihr mit einem höllischen Ausdrucke. Als sie das Glas absetzte, lachte er. Dieses sonderbare Gelächter machte Catharinen erbeben, und verwundert sah sie ihn an.

»Ja, ja«, sagte Giac, als antworte er auf eine stumme Frage, »Ihr habt Euch so beeilt, meine Gesundheit zu trinken, daß ich nicht Zeit hatte, meinen Toast zu vollenden.«

»Was blieb denn noch zu sagen?« fragte Catharine mit einem dunkeln unbestimmten Gefühle der Furcht. »War denn der Toast nicht vollständig, oder hab' ich falsch gehört? Dem Herzoge von Burgund?«

»Allerdings, Madame, aber ich wollte noch hinzufügen: Gott möge gnädiger gegen seine Seele sein, als die Menschen gegen seinen Körper es waren.«

»Was sagt Ihr?« rief Catharine mit starrem Blick und Todesblässe. »Was sagt Ihr?« wiederholte sie noch einmal, und mit kräftigerer Stimme. Das Glas entglitt ihren erstarrenden Händen, und zerbrach klirrend am Boden.

»Ich sage«, erwiderte Giac, »daß der Herzog von Burgund vor zwei Stunden auf der Brücke von Montereau ermordet wurde.«

Catharine stieß einen lauten Schrei aus, und sank wie vernichtet auf den Stuhl zurück.

»Ach, es ist nicht wahr!« sagte sie mit dem Tone der Verzweiflung, »es ist nicht wahr!«

»Es ist wahr«, erwiderte Giac kalt.

»Wer hat es Euch gesagt?«

»Ich sah es.«

»Ihr?«

»Ich sah ihn zu meinen Füßen; hört Ihr wohl, Madame? Ich sah den Herzog im Todeskampfe sich winden, aus fünf Wunden bluten, und sterben ohne Priester und ohne Hoffnung auf Seligkeit. Ich sah, wie sein Mund seinen letzten Seufzer aushauchte, und hörte seinen letzten Athemzug.«

»Ah, und Ihr habt ihn nicht vertheidigt, und Ihr habt Euch dem Streiche nicht entgegengeworfen! Ihr rettetet nicht –«

»Euern Geliebten, nicht wahr, Madame?« fiel Giac mit fürchterlicher Stimme ein, indem er Catharine starr ansah.

Sie stieß einen Schrei aus, konnte den vernichtenden Blick ihres Gemahles nicht ertragen, und verbarg das Gesicht in beide Hände.

»Aber errathet Ihr denn nichts?« fuhr Giac fort, indem er aufstand.« »Ist das Dummheit oder Frechheit, Madame? So errathet ihr nicht, daß der Brief, den Ihr ihm schriebt, den Ihr mit dem Ringe siegeltet, welchen Ihr dort am Finger tragt, den Brief, in welchem Ihr ihn zu einer ehebrecherischen Zusammenkunft einludet, in meine Hände kam; daß ich ihm folgte; daß jene Nacht eine Nacht des Entzückens für Euch, eine Nacht der Hölle für mich, welche mir meine Seele kostete? So errathet Ihr nicht, daß ich schon im Schlosse Creil war, als er es betrat? Daß ich Euch sah, Euch fast berührte, als Ihr mit zärtlich verschlungenen Armen durch die Galerie schrittet? So errathet Ihr nichts, und ich muß Euch Alles sagen?«

Entsetzt sank Catharine auf ihre Kniee und ihre Hände nieder und rief: »Gnade! Gnade!«

»Sagt nun«, fuhr Giac fort, indem er die Arme über der Brust kreuzte, »wer war der beste Meister in der Verstellung, Ihr, indem Ihr Eure Schande verbargt, oder ich, indem ich meine Rache verhehlte? Ha, dieser Herzog, ein so großer stolzer Vasall, dieser unabhängige Fürst, den die Knechte seiner ausgedehnten Besitzungen in drei Sprachen Herzog von Burgund, Grafen von Flandern und Artois, Pfalzgrafen von Mecheln und Salines nennen, von dem ein Wort fünfzigtausend Bewaffnete in seinen sechs Provinzen auf die Beine brachte, dieser Fürst, dieser Herzog, dieser Pfalzgraf glaubte, daß er groß und mächtig genug sei, mich, den bloßen Ritter, Peter von Giac beschimpfen zu können! – Und er hat es, der Unsinnige! – Und ich sagte nichts, ich schrieb keine Lehnsbriefe, berief meine Vasallen, Knappen und Pagen nicht zusammen. Nein, ich verschloß meine Rache in meinem Busen, und gab ihr mein Herz zu zernagen. Als dann der Tag kam, nahm ich meinen Feind wie ein schwaches Kind bei der Hand, führte ihn Tanneguy Duchâtel zu, und sagte ihm: »triff ihn Tanneguy!«

»Jetzt«, und er lachte krampfhaft dazu auf, »jetzt liegt dieser Mensch, dessen Provinzen halb so groß waren, als das Königreich Frankreich, in Koth und Blut, und vielleicht findet er nicht sechs Fuß Erde, um ruhig der Ewigkeit entgegen zu schlummern.«

Catharine lag zu feinen Füßen ausgestreckt, flehte um Gnade, und die Stücken des zerbrochenen Glases zerschnitten ihre Hände und Kniee.

»Madame«, fuhr Giac fort, »Ihr hört, daß ich mich, ungeachtet seines Namens, seiner Macht, seinen Bewaffneten, an dem Herzoge gerächt habe, urtheilt jetzt, ob ich mich auch an seiner Mitschuldigen rächen werde, die nur ein Weib ist, die allein steht, die ich, wie einen Hauch, vernichtend zwischen meinen Händen zerdrücken kann.«

»Ach, was wollt Ihr thun?« schrie Catharine.

Giac ergriff sie bei dem Arme. »Auf!« schrie er, indem er fiel aufriß, »auf!«

Catharine warf die Augen auf ihr weißes Gewand, und sah es mit Blut bedeckt. Bei diesem Anblicke schwamm es ihr vor den Augen, ihr Blick erstarb, sie streckte die Arme aus, und sank ohnmächtig zu

Boden.

Giac ergriff sie, warf sie über seine Schulter, ging die Treppe hinab, schritt durch den Garten, legte seine Last auf die Croupe Ralffs, befestigte sie mit seiner Schärpe an dem Sattel, und schlang dann den Gurt seines Schwertes um sich und Caharine, diese so an sich befestigend.

Seiner doppelten Last ungeachtet, sprengte Ralff im Galopp davon, als er den Sporn seines Herrn fühlte.

Giac ritt querfeldein. Vor ihm dehnten sich am Horizonte die weiten Ebenen der Champagne aus, und der Schnee, der in großen Flocken herabzufallen begann, bedeckte bald die Felder mit einem gewaltigen Leichentuche, und verlieh ihnen den öden, unfruchtbaren Anblick der sibirischen Steppen. Kein Berg zeigte sich in der Ferne, sondern Ebenen, und immer nur Ebenen; kein menschliches Geräusch störte diese traurige Einsamkeit; das Pferd, dessen Hufe einen Teppich von Schnee berührten, verdoppelte seine Schnelligkeit; der Reiter selbst hielt seinem Athem an, denn es schien ihm, als wenn in dieser eisigen Natur alles das Schweigen und das Ansehen des Todes annehmen müßte.

Nach einigen Minuten riefen die Schneeflocken, die ihr in das Gesicht fielen, die Kälte der Nacht und die Bewegung des Pferdes, Catharinen in das Leben zurück. Sie kam zur Besinnung und glaubte die Beute einer jener peinlichen Träume zu sein, wo es uns vorkommt, als trage ein geflügelter Drache uns durch die Lüfte fort. Bald jedoch erinnerte ein heftiger Schmerz in der Brust, wie eine glühende Kohle ihn hervorbringen kann, sie daran, daß Alles wirklich sei; die schreckliche, blutige, unerbittliche Wahrheit erhob sich vor ihrem Blick; Alles, was so eben vorgegangen war, kehrte in ihr Gedächtniß zurück; sie erinnerte sich der Drohungen ihres Gemahles, und die Lage, in der sie sich befand, ließ sie davor zittern, daß er ihre Ausführung beginnen möchte.

Plötzlich machte ein neuer noch stechenderer Schmerz, daß sie einen lauten Schrei ausstieß. Er verlor sich ohne Echo, und glitt wie ungehört über die weite Schneefläche dahin. Nur das Pferd erbebt und verdoppelte seine Schnelligkeit.

»Ach, ich leide sehr!« sagte Catharine.

Giac antwortete nicht.

»Laßt mich absteigen«, fuhr sie fort; »laßt mich ein wenig Schnee nehmen; mein Mund brennt, meine Brust ist in Feuer.«

Giac schwieg noch immer.

»Ach, ich beschwöre Euch im Namen des Himmels, aus Gnade, aus Barmherzigkeit! Wasser, Wasser! Glühendes Eisen durchstößt mir die Brust!«

Catharine wand sich schmerzlich in dem ledernen Gürtel, der sie an den Ritter fesselte. Sie suchte auf den Boden hinabzugleiten, aber der Gürtel hielt sie zurück.

Ohne Hoffnung auf der Erde, wendete Catharine sich nun zu dem Himmel.

»Barmherzigkeit, o mein Gott, Barmherzigkeit!« sagte sie, »denn so muß man leiden, wenn man vergiftet ist.«

Bei diesen Worten brach Giac in wildes Gelächter aus. Dieses widerliche, höllische Gelächter fand ein Echo; über die Grabesebene hin ertönte ein ähnliches. Ralff wieherte, und seine Mähne sträubte sich vor Angst.

Die junge Frau sah nun wohl, daß sie verloren sei, daß ihre letzte Stunde nahe. Sie erkannte, daß diese durch nichts sich verzögern ließe, und betete laut zu Gott, und unterbrach sich dabei jeden Augenblick durch das Geschrei, welches der Schmerz ihr erpreßte.

Giac blieb stumm.

Bald hörte er die Stimme Catharinens schwächer werden; er fühlte, wie ihr Körper, den er tausend Mal mit Küssen bedeckt hatte, sich in den krampfhaften Zuckungen des Todes wand. Allmählig erlosch die Stimme ganz in einem rauhen, widerlichen Gelächter, die krampfhaften Zuckungen endeten, und kaum fühlbar bebten noch zuweilen die Glieder. Endlich dehnte der Körper sich lang aus, der Mund hauchte einen Seufzer: es war die letzte Anstrengung des Lebens, das letzte Lebewohl der Seele. Giac war an einen Leichnam gefesselt.

Noch drei Viertelstunden setzte er, ohne ein Wort zu sprechen,

ohne einen Blick hinter sich zu werfen, seinen Weg fort.

Endlich langte er zum Ufer der Seine, etwas oberhalb des Ortes, wo die Aube sich mit ihr vereinigt, und ihr Lauf schneller, ihr Bett tiefer macht. Er hielt Ralff an, öffnete die Schnalle des Gürtels, mit dem er Catharinen an sich befestigt hatte, und der Körper, der nur noch durch die Schärpe gehalten wurde, die ihn an den Sattel band, fiel zurück auf die Croupe des Pferdes.

Giac stieg hierauf vom Pferde; Ralff schäumte und war mit Schweiß bedeckt, und wollte sich in den Fluß stürzen, doch der Ritter hielt ihn mit der linken Hand am Gebisse zurück. Mit der Rechten ergriff er dann seinen Dolch, suchte an dem Halse Ralffs mit der scharfen Spitze den Ort, wo die Pulsader klopfte, und das Blut spritzte hervor.

Das verwundete Thier bäumte sich, wieherte kläglich, entriß sich den Händen seines Herrn, stürzte sich in den Fluß, und trug den Leichnam Catharinens mit sich hinweg.

Giac stand am Ufer, und sah das Pferd gegen die Strömung kämpfen, die es ohne seine Wunde leicht durchschwommen haben würde. Bis zum dritten Theile des Flusses gelangt, begann seine Kraft zu schwinden, sein Athem wurde laut; es versuchte zu dem Ufer zurückzukehren, von dem es abgeschwommen war, aber schon versank die Croupe gänzlich unter dem Wasser, kaum war noch das weiße Gewand Catharinens zu sehen, und plötzlich drehte sich das Thier wie von einem Strudel ergriffen. Mit der letzten Todesanstrengung schlugen die Vorderfüße das Wasser, daß es hoch aufspritzte; dann versank auch der Kopf, noch ein Mal wurde er wieder sichtbar, und versank gleich darauf zum zweiten Male. Bald war der Fuß wieder eben so glatt und ruhig als zuvor.

»Armer Ralff!« sagte Giac mit einem Seufzer.

VIII.

Am Tage nach der Ermordung des Herzogs von Burgund übergab die Besatzung, die er den Tag zuvor in das Schloß Montereau gelegt hatte, diese Festung dem Dauphin unter der Bedingung, daß ihr Leben und ihre Güter gesichert sein sollten. Den Befehl führten die Ritter von Jouvelle und von Montaigu.

An demselben Tage hielt der Dauphin einen großen Rath, in welchem mehrere Briefe an die Städte Paris, Chalons, Rheims u. a. geschrieben wurden; er gab darin Rechenschaft über sein Benehmen, damit man ihn nicht anklagen könne, den beschwornen Frieden verletzt, und sein königliches Wort gebrochen zu haben. Als dies geschehen war, begab er sich mit seinen Gefangenen nach Bourges, und ließ in Montereau als Befehlshaber Messire Peter von Guitry zurück.

Als man das Ereigniß, das wir erzählten, in Paris erfuhr, machte es einen tiefen, traurigen Eindruck. Der junge Graf von Saint-Paul, der königliche Statthalter, berief sogleich den Kanzler von Frankreich, den Oberrichter von Paris, den Handelsprevot, alle Rätthe und Offiziere des Königs, außer ihnen noch eine Menge Edle und Bürger zusammen. Er verkündigte ihnen den blutigen Tod des Herzogs Johann von Burgund, und ließ sie auf das Evangelium und die heiligen Reliquien schwören, keinen Vertrag mit den Verführern und Mördern zu schließen, und Jeden bei der Gerechtigkeit anzuzeigen, der den Anhängern des Dauphin Hilfe oder Unterstützung bringen würde.

In Montereau erfuhr Philipp von Charolais, der einzige männliche Erbe des Herzogs von Burgund, die Mordthat von Montereau. Weinend warf er sich in die Arme einer Gattin und rief: »Ach, Micheline, Micheline, Euer Bruder, der Dauphin, hat meinen Vater ermorden lassen.« – Die arme Prinzeß war sehr traurig und betrübt über diese Nachricht; denn sie fürchtete, daß dies Ereigniß auf die Liebe ihres Gatten zu ihr, Einfluß haben möchte.

Als die Verzweiflung des Grafen von Charolais sich etwas gelegt hatte, nahm er feierlich den Titel als Herzog von Burgund an, hielt Rath, was mit den guten Leuten von Gent, Brügge und Ypern zu thun sei, und nahm die Grafschaft Flandern in Besitz. Dann begab er sich unverzüglich nach Mecheln, wo er eine Conferenz mit dem Herzoge von Brabant, seinem Vetter, Johann von Bayern, einem Oheim, und der Gräfin von Hennegau, einer Tante, hatte. Alle drei waren der Meinung, daß er sogleich ein Bündniß mit dem Könige Heinrich von England schließen mußte. Dem zufolge wurde der Bischof Arras, Messire Athis von Brimeur und Messire Roland von Hecelekerk nach Rouen geschickt, wo der englische König sie sehr gnädig empfing, denn er sah in dem Bündnisse, welches der neue Herzog ihm vorschlug, ein Mittel, die Verbindung mit Madame Catharine von Frankreich wieder anzuknüpfen, an die er noch immer lebhaft zurück dachte, und außerdem war diese Vermählung noch mit hohen politischen Berechnungen verbunden.

Der König von England antwortete daher, daß er in sehr kurzer Zeit dem Herzoge Philipp Abgeordnete schicken würde, ihm einen Vertrag vorzulegen. Er beeilte sich, die Bedingungen aufzugeben, und gegen das Andreasfest begaben sich der Bischof von Rochester und die Grafen von Warwick und Kent im Namen des Königs Heinrich nach Arras, wo der Herzog sie auf das Prachtvollste empfing.

Hier, was der König von England vorschlug, und zur Ratifizierung dieser Artikel sollte der Herzog von Burgund seinen ganzen Einfluß bei dem Könige Carl und dessen Räthen aufbieten. Man wird bald sehen, wie seine Ansprüche gewachsen waren, seitdem durch die unbegreifliche Apathie des Herzogs Johann die Städte Rouen und Pontoise in die Hände der Engländer fielen, diese beiden Thore von Paris, durch deren Besitz der feindliche König im Voraus die Schlüssel der Hauptstadt in seinem Gürtel trug.

1) »Der König von England erbietet sich, Madame Catharine zu heirathen, ohne dem Könige irgend eine Last aufzulegen.

2) »Dem Könige Carl, den Genuß der Krone

»und die Einkünfte des Reiches während seines Lebens zu lassen.

3) »Nach dem Tode des Königs Carl fällt die Krone von Frankreich für ewige Zeiten dem Könige Heinrich und dessen Erben zu.

4) »Wegen der Krankheit des Königs, welche ihn hindert, die Regierung selbst zu versehen, wird der König Heinrich den Titel und die Macht eines Regenten annehmen.

5) »Die Fürsten, Großen, Gemeinen und Bürger leisten dem Könige von England als Regenten den Eid, und verpflichten sich, ihn nach dem Tode des Königs Carl als Herrscher anzuerkennen.«

Der Herzog Philipp verpflichtete sich, den König von Frankreich zur Unterschrift dieses Vertrages zu bewegen, unter der Bedingung, daß der König von England seinerseits sich anheischig machte, die folgenden Artikel anzuerkennen und zu erfüllen:

1) »Einer von den Brüdern des Königs Heinrich wird eine der Schwestern des Herzogs heirathen.

2) »Der König und der Herzog lieben sich, und stehen sich bei, wie Brüder.

3) »Sie betreiben gemeinsam die Strafe des Dauphin und der andern Mörder des Herzogs Johann.

4) »Wenn der Dauphin oder ein anderer der Mörder gefangen genommen wird, kann er nur mit Einwilligung des Herzogs losgekauft werden.

5) »Der König von England weist dem Herzog und dessen Gemahlin, Madame Micheline, Ländereien mit 20.000 Livres Einkünften an, worüber ihm der Lehnseid geleistet wird.«

Wie man sieht, hatte man bei diesem zwiefachen Vertrag, der über

Frankreich entschied und den König beraubte, nur zweierlei vergessen, was man wahrscheinlich als überflüssig betrachtete: nämlich die Zustimmung des Königs und die Ratification Frankreichs.

Dies waren die Bedingungen, unter welchen Frankreich, unter dem Vorwande, den Tod des Herzogs Johann zu rächen, am 21. December 1419 von dem Herzog von Burgund dem Könige Heinrich von England verkauft wurde; der Vater hatte es verrathen, der Sohn lieferte es aus.

Während man ihm den königlichen Titel als eine lebenslängliche Pension bewilligte, befand sich der alte König zu Troyes mit Madame Isabelle, gegen die er jedes mal, wenn seine Vernunft wiederkehrte, mit Liebe, wenn er wieder in Wahnsinn verfiel, mit Haß erfüllt wurde. Die Nachricht von dem Morde des Herzogs Johann, der Antheil, den der Dauphin nach den Beschuldigungen seiner Feinde daran gehabt haben sollte, machten auf den schwachen Greis einen solchen Eindruck, daß er in die größte Raserei verfiel. Obgleich er von diesem Augenblicke bis zu dem seines Todes viele wichtige Verordnungen unterzeichnete, und unter andern auch den Vertrag, der unter dem Namen des *Vertrags von Troyes* bekannt ist, ist es doch gewiß, daß er nie wieder seines Verstandes mächtig ward, und daß die Verantwortlichkeit dieser Acten, welche das Interesse Frankreichs immer mehr gefährdeten, auf den Herzog Philipp und die Königin Isabelle zurückfallen muß; denn von diesem Tage an war das Leben König Carls VI. eine Agonie, aber keine Regierung.

Den 21. März 1420 zog der Herzog von Burgund unter großem Beifallgeschrei der Bürger und des Volkes in die Stadt Troyes ein, und huldigte dem Könige als Nachfolger des Herzogs, seines Vaters, in dem Besitz des Herzogthums Burgund, der Grafschaft Flandern, der Grafschaft Artois und anderer Herrschaften. Bevor aber Frankreich an England abgetreten wurde, wollte der Herzog für seinen Theil, ohne Zweifel in seiner Eigenschaft als Prinz aus dem Hause der Lilien, mehrere herrliche Stücke davon nehmen. Lille, Douai und Orchies waren an das Haus Burgund verpfändet; man ließ den König Carl auf das Recht des Rückkaufs verzichten; die

Mitgift von Madame Micheline war noch nicht ausgezahlt, der Herzog willigte ein, statt dessen die Städte Roye, Montdidier und Peronne zu nehmen, das unbesiegbare Peronne, welches unter allen Stürmen des fremden, wie des Bürgerkrieges den Namen der *Jungfrau* bewahrt hat, wie gewisse Berge der Alpen, die man nicht erklimmen kann, *Jungfrauen* genannt werden.

So begann der Engländer und der Burgunder, um Frankreich besser zu verletzen, damit, ihm den Gürtel der festen Plätze zu entreißen. Der Dauphin allein vertheidigte seine Mutter.

Als der Herzog Philipp unter den Städten Frankreichs die gewählt hatte, die am meisten nach seiner Bequemlichkeit waren, und als er sie in einer so geraden Linie aufgestellt hatte, daß Montdidier, welches nur 25 Stunden von Paris liegt, das Herz Frankreichs zu durchdringen schien, wie die Spitze eines Schwertes, dessen Gefäß sich zu Gent befand, da beschäftigte er, treu wie ein Mitschuldiger, sich mit den dem König Heinrich gemachten Versprechungen, und man muß gestehen, er erfüllte sie genau. Der König gab seine Zustimmung zu der Vermählung seiner Tochter Catharine mit Heinrich von Lancaster, der König bestätigte die Ausschließung des Dauphin, seines Sohnes und Nachfolgers, der König annullierte die weite von seinen Vorfahren getroffene Verfügung, welche die Frauen von der Nachfolge ausschloß, so daß am 13. April 1420 der Herzog Philipp dem Könige von England schrieb, Alles sei geordnet und er könne kommen.

Wirklich langte der englische König den 20. Mai an, begleitet von seinen beiden Brüdern, den Herzogen von Gloucester und von Clarence, von den Grafen von Huntington, Warwick und Kent, und mit einem Gefolge von Sechszehnhundert Bewaffneten. Der Herzog von Burgund zog ihm entgegen und geleitete ihn bis zu der Wohnung, die er ihm in der Stadt hatte einrichten lassen, wie es dem künftigen Vasallen gegen seinen künftigen Herrscher zukam. Sogleich nach seiner Ankunft besuchte der König die Königin und Madame Catharine; er fand diese reizender und schöner als je, und vielleicht wußte er selbst nicht, was er schneller in Besitz nehmen sollte, seine Braut oder Frankreich.

Am nächsten Tage unterzeichneten die beiden Könige den berüchtigten Vertrag von Troyes. Es war die Schande und das Verderben des Reiches, und von diesem Augenblicke an, konnte man glauben, daß der Schutzengel des Vaterlandes in den Himmel zurückgekehrt sei. Der Dauphin allein verzweifelte nie; die Hand auf das Herz Frankreichs gelegt, zählte er dessen Pulsschläge und fühlte, daß es noch leben könnte.

Am 2. Juni feierte man die Vermählung Heinrichs von England mit Catharine von Frankreich. Dies war die zweite Blüthe aus dem Hause der Lilien, mit der man die Krone von Britannien schmückte. Zweimal wurde die Gabe verderblich für die, welche sie empfangen; zweimal umarmten die Könige von England mit den Töchtern von Frankreich fast zugleich auch den Tod. Richard überlebte seine Vermählung nur um drei Jahr, und Heinrich sollte schon nach achtzehn Monaten sterben.

Von diesem Tage an gab es zwei Regenten von Frankreich, zwei Erben der Krone. Der Dauphin war im Süden, der König von England besaß den Norden, und nun begann der große Zweikampf, dessen Preis ein Königreich war.

Der Vortheil der ersten Streiche war auf Seiten des Königs von England; nach einer Belagerung von einigen Tagen ergab sich Sens; Ville-neuve-le-Roi wurde durch Sturm genommen, und Montereau durch eine Leiterersteigung.

Der Herzog von Burgund war hier der Ermordung seines Vaters ein Sühnopfer schuldig, und ließ dies seine erste Sorge sein, als er die Stadt betrat. Frauen zeigten ihm das Grab des Herzogs Johann. Ein Leichentuch wurde über den Grabstein gebreitet, eine Kerze in jeder Ecke angezündet, und die ganze Nacht hindurch sangen Priester das Todtenamt. Am nächsten Morgen wurde der Stein gehoben und das Grab geöffnet. Man fand darin den Körper des Herzogs, wie man ihn hineingelegt hatte, doch hatte die linke Hand sich ganz von dem Arme getrennt, und sein Kopf, den Tanneguy Duchâtel spaltete, zeigte die klaffende Wunde, durch welche die Engländer in das Königthum Frankreich einzogen. Der Leichnam wurde in einen bleiernen Sarg gelegt, den man mit Salz füllte, und

dann in Burgund in einem Karthäuserkloster in der Stadt Dijon ausstellte. Der Leichnam des Bastards von Croy, der bei dem Angriff auf die Stadt getödtet wurde, kam in eben das Grab, aus welchem man den Leichnam des Herzogs gezogen hatte.

Als dieses geschehen war, belagerten die Burgunder und Engländer Melun; aber diese Stadt setzte ihnen einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Sie war voll von tapfern französischem Blut. Der Sire von Barbazan war der erste Commandant und unter ihm fanden der Herr von Preaux, Messire Peter von Bourbon und ein gewisser Bourgeois, welcher während der ganzen Belagerung Wunder der Tapferkeit that. Der König von England und der Herzog berannten, als sie die Vertheidigungsmaßregeln sahen, die Stadt. Der Erstere nahm mit seinen beiden Brüdern und dem Herzoge von Bayern seine Wohnung nach der Richtung von Gatenais; der Herzog, begleitet von dem Grafen von Huntington und mehreren andern englischen Feldhauptleuten, schlug seine Zelte auf der Seite von La Brie auf; man warf über die Seine eine Schiffbrücke, die Verbindung zwischen beiden Heeren zu erhalten, und um sich gegen einen Ausfall von Seiten der Belagerten zu sichern, ließen sowohl der König von England, als der Herzog von Burgund, ihre Lager mit tiefen Gräben und tüchtigen Pallisaden umziehen; nur die Aus- und Eingänge wurden durch starke Barrieren geschlossen. Während dessen verließen der König und die Königin Troyes und ließen sich mit ihrem Hofstaate in der Stadt Corbeille nieder. Die Belagerung währte so vier Monate, ohne besondern Vortheil für die Belagerer.

Der Herzog von Burgund hatte sich indessen eines starken Werkes bemächtigt, welches die Belagerten vor ihren Gräben hatten aufführen lassen, und von wo herab fiel durch ihre Kanonen und Bombarden den Belagerern vielen Schaden zufügten; der König von England ließ hierauf eine Mine graben. Sie näherte sich bereits der Mauer, als Juvenal des Ursins, der Sohn des Parlamentsadvokaten, einen unterirdischen Lärmen zu vernehmen glaubte. Er rief Arbeiter herbei, und gebot ihnen, eine Gegenmine zu graben. Er selbst stellte sich an die Spitze Bewaffneter und leitete die Arbeiten, eine lange Streitaxt in der Hand. Zufällig ging in diesem Augenblicke der Sire

von Barbazan vorüber. Juvenal erzählte ihm die Sache, und daß er hier geblieben sei, um in dem unterirdischen Gange zu kämpfen. Barbazan, der ihn wie seinen Sohn liebte, sah seine lange Streitaxt, schüttelte den Kopf und sagte: »Ach, Bruder, Du weißt noch nicht, was es heißt, in einer Mine zu kämpfen. Es sind kürzere Waffen nöthig, als die Deinige.« Er zog hierauf sein Schwert und hieb den Stiel des Schlachtbeiles bis zur gehörigen Länge ab. Als er dies gethan hatte, sagte er, noch immer das bloße Schwert in der Hand, zu Juvenal: „Knie nieder!“

Juvenal gehorchte, und Barbazan gab ihm den Ritterschlag. »Und jetzt«, sagte er, indem er ihn aufhob, »handele als treuer, tapferer Ritter!«

Nach zwei Stunden waren die englischen und französischen Arbeiter nur noch um eine gewöhnliche Mauerdicke von einander entfernt. Im Nu war die Scheidewand durchstoßen, die Arbeiter zogen sich auf beiden Seiten zurück, und die Bewaffneten begannen einen harten Kampf in dem engen, dunklen Gange, wo kaum vier Mann neben einander gehen konnten. Juvenal erkannte jetzt die Richtigkeit dessen, was Barbazan gesagt hatte; seine Streitaxt mit verkürztem Stiel that Wunder; die Engländer ergriffen die Flucht, und der neue Ritter verdiente seine Sporen.

Eine Stunde darauf kehrten die Engländer mit erneuter Gewalt zurück und trugen vor sich her eine Barriere, die sie in der Mitte der Mine anbrachten, um den Dauphinesen den Durchgang zu wehren. Als sie noch mit dieser Arbeit beschäftigt waren, langte auch von Seiten der Stadt Unterstützung an, und die ganze Nacht hindurch wechselte man Lanzenstöße. Diese neue Art des Kampfes bot die Sonderbarkeit, daß man sich verwunden, selbst tödten konnte, aber nicht gefangen nehmen, denn die Kämpfenden waren durch die Barriere von einander getrennt.

Am nächsten Tage erschien ein englischer Waffenherold mit einem Trompeter vor den Thoren der Stadt. Er brachte eine Herausforderung von einem englischen Ritter, der unerkannt bleiben wollte. Er bot jedem Dauphinesen, der Ritter und aus edlem Hause sei, einen Kampf zu Pferde an, bei dem jeder Gegner zwei Lanzen

brechen sollte, und würde dabei weder Einer noch der Andere verwundet, einen Kampf zu Fuße, mit Streitaxt oder Schwert. Der englische Ritter wählte zum Kampforte den unterirdischen Gang, doch überließ er dem Ritter der Dauphinesen, der die Ausforderung annehmen würde, die Wahl des Tages und des Ortes.

Als der Herold diese Ausforderung verkündet hatte, nagelte er an das Thor die Handschuh seines Gebieters, als Pfand des Kampfes und Zeichen der Herausforderung. Der Herr von Barbazan, der mit einer großen Menge Volks auf die Mauer geeilt war, warf seinen Handschuh von der Höhe hinab, zum Zeichen, daß er die Herausforderung des unbekanntes Ritters annehme. Dann gebot er einem Knapen, den Handschuh von der Thorpforte abzureißen, und der Knappe gehorchte.

Viele Leute fanden es nicht passend, daß der oberste Befehlshaber des Ortes so sein Leben durch einen Zweikampf auf das Spiel setze, aber Barbazan ließ sie reden, und bereitete sich zum Kampfe des folgenden Tages vor.

Während der Nacht schaufelte man den unterirdischen Gang glatt, daß nichts die Pferde hindere. Zu beiden Seiten der Barriere ward eine Art von Nischen gegraben, in der die Trompeter Platz nehmen sollten. Fackeln wurden an den Seiten auf gesteckt, um die Schranken zu erleuchten.

Den nächsten Tag um acht Uhr Morgens erschienen die Gegner an beiden Enden des Ganges, Jeder von einem Trompeter begleitet. Die englische Trompete ertönte zuerst, die andere antwortete ihr; und als sie geendet hatte, schmetterten die vier Trompeter, welche an der Barriere standen.

Kaum war der letzte Ton in dem Gewölbe verhallt, als die Kämpfer in den Gang sprengten, die Lanze eingelegt.

Sie sahen sich von fern wie zwei Geister, die in einem Gange der Halle auf einander zukommen; nur der schwere Galopp ihrer gerüsteten Rosse machte den Gang erbeben und zeigte, daß Roß und Reiter keine bloßen Schatten wären,

Da die beiden Streiter die Entfernung nicht genau hatten berechnen können, langte der Sire von Barbazan, sei es nun, daß er

ein schnelleres Pferd hatte, oder daß seine Entfernung geringer war, zuerst bei der Barriere an. Er erkannte sogleich den ganzen Nachtheil seiner Lage, denn regungslos mußte er den Stoß seines Gegners empfangen, dessen Gewalt durch die Schnelligkeit seines Pferdes noch vergrößert wurde. Der unbekannte Ritter sprengte wie der Blitz heran, und Barbazan hatte kaum so viel Zeit, die Lanze von der Seite zu nehmen, sie gegen sein Schild zu stützen, wie gegen eine eiserne Mauer, und sich in Sattel und Bügel fest zu setzen. Dieses Manöver brachte den ganzen Vortheil auf seine Seite; sein Gegner erhielt dadurch den Stoß, statt ihn zu ertheilen. Er empfing mit voller Brust die Lanze Barbazan's, die wie Glas zersplitterte; die Lanze des unbekanntes Ritters, die noch eingelegt war, wurde dadurch zu kurz und erreichte ihr Ziel nicht einmal, während der englische Ritter beinahe aus dem Sattel geworfen, mit seinem Kopfe die Croupe seines Pferdes berührte, das drei Schritt zurück wich und sich auf die Hinterhacken setzte. Als der Unbekannte sich wieder erhob, stak die Lanzenspitze seines Feindes mitten in seiner Brust; sie hatte feine Rüstung durchbohrt, und war nur durch ein Panzerhemd abgehalten worden, welches der Ritter glücklicherweise noch unter der Rüstung trug. Barbazan hatte sich so wenig gerührt, als eine eiserne Bildsäule auf einem Piedestall von Marmor.

Die beiden Ritter wendeten ihre Rosse und erreichten wieder den Ausgang. Barbazan nahm eine neue Lanze, und die Trompete schmetterte zum zweiten Male.

Die Trompeten bei der Barriere antworteten, und die beiden Ritter sprengten abermals in den Gang. Diesmal folgten ihnen eine Menge Engländer und Franzosen. Denn da dieses Rennen das Letzte sein, und darauf der Kampf zu Fuß und mit der Streitaxt folgen sollte, konnten die Zuschauer dazu in den Gang gelassen werden.

Diesmal hatten die beiden Ritter die Entfernung so genau berechnet, daß sie gerade in der Mitte zusammen trafen. Die Lanze des unbekanntes Ritters traf die linke Schulter Barbazan's, glitt über die polierte Fläche, hob die Achseldecke und drang einen Zoll tief in die Schulter ein. Die Lanze Barbazan's traf den Schild seines

Gegners so stark, daß die Heftigkeit des Stoßes den Sattelgurt sprengte, und der Ritter, ohne die Bügel zu verlieren, mit sammt den Sattel, zehn Schritt rückwärts flog. Das Pferd, seines Reiters entledigt, blieb stehen.

Barbazan sprang aus dem Sattel, und der unbekannte Ritter war ebenfalls gleich wieder auf den Beinen. Beide rissen eine Streitaxt aus den Händen eines Knappen, und der Kampf begann aufs Neue mit mehr Erbitterung als zuvor; indessen wand ein Jeder so viel Klugheit auf den Angriff, wie auf die Vertheidigung, daß man sah, er habe die beste Meinung von seinem Gegner. Ihre schweren Streitäxte wirbelten mit Blitzesschnelle und fielen dann auf die Schilder nieder, daß tausend Funken sprühten. Von jedem Schlage hätte man meinen sollen, er müsse eine Eiche fällen, und doch fanden Beide noch immer aufrecht, obgleich sie schon an zwanzig gewechselt hatten.

Barbazan war endlich ermüdet durch diesen Riesenkampf, und wollte ihn mit einem Streiche endigen; er warf seinen Schild fort, der ihn hinderte, den linken Arm zu brauchen, und stemmte den Fuß fest an. Das Schlachtbeil piff wie eine Schleuder am Schildrande seines Gegners herab, und schmetterte mit furchtbarem Schlage auf den Helm des unbekanntes Ritters nieder. Zum Glück neigte dieser unwillkührlich den Kopf etwas zur Linken, wodurch die Kraft des Streiches etwas gebrochen wurde; die Schneide der Streitaxt glitt auf der Rundung des Helmes ab, faßte aber die rechte Schraube des Visires, daß dieses, nur noch auf einer Seite gehalten, aufflog, und mit dem größten Staunen erkannte Barbazan in seinem unbekanntes Gegner, Heinrich von Lancaster, König von England. Achtungsvoll trat er zwei Schritt zurück, ließ seine Streitaxt sinken, nahm den Helm ab, und erklärte sich für besiegt.

Der König Heinrich erkannte die ganze Artigkeit eines solchen Benehmens, zog seinen Handschuh aus, und reichte seine Rechte dem bejahrten Ritter.

»Von diesem Augenblicke an«, sagte er, »sind wir Waffenbrüder; erinnert Euch bei Gelegenheit daran, Sire von Barbazan, denn ich werde es nicht vergessen.«

Barbazan nahm diese ehrenvolle Waffenbrüderschaft an, die ihm drei Monate später das Leben rettete.

Die beiden Gegner bedurften der Ruhe, und der Eine kehrte daher zum Lager, der Andere zur Stadt zurück. Mehrere Ritter und Knappen setzten diesen sonderbaren Zweikampf fort, der acht Tage dauerte.

Einige Tage darauf ließ der König von England, da die Stadt sich noch immer hielt, den König von Frankreich und die beiden Königinnen in sein Lager kommen. Er wies diesen beiden Letztern ihre Wohnung in einem Hause an, welches er, außerhalb Kanonenschußweite, hatte erbauen lassen, und vor dem Abends und Morgens die Musikbanden spielten. Nie hatte der König vorher so große Pracht gezeigt, als bei dieser Belagerung.

Die Gegenwart des Königs Carl aber bestimmte die Belagerten nicht, sich zu ergeben. Sie antworteten: Wenn der König in seine gute Stadt einziehen wollte, so sollte er das allein thun, und er würde willkommen sein, aber nie würden sie einwilligen, ihre Thore dem Feinde des Reiches zu öffnen. Uebrigens murrte in dem Heere des Herzogs von Burgund Jedermann darüber, daß der König Heinrich seinen Schwiegervater so ganz vernachlässige.

Die Einnahme anderer Festungen und Schlösser, wie der Bastille, des Louvre, des Thurmes von Nesle und des Gehölzes von Vincennes, die den Engländern überliefert wurden, tröstete den König Heinrich etwas über die Länge dieser Belagerung. Er endete seinen Bruder, den Herzog von Clarence, mit dem Titel eines Gouverneurs der Bastille, nach Paris.

Den Belagerten fehlte es indessen seit langer Zeit an Lebensmitteln; sie hatten kein Brod mehr, und schon waren Pferde, Hunde und Katzen aufgeessen. Sie schrieben dem Dauphin, ihm ihre traurige Lage zu schildern, und ihn um Hilfe zu bitten. Sie waren in Erwartung seiner Antwort, als sie eines Morgens einen Haufen Bewaffneter gegen die Stadt heranziehen sahen. Sie glaubten, dies sei die gehoffte Unterstützung, bestiegen die Wälle, und während die Glocken der Stadt im Freudengeläute ertönten, riefen sie den Belagerern zu, daß sie ihre Pferde so schnell als möglich satteln

sollten, da sie bald verjagt werden würden. Bald jedoch bemerkten sie ihren Irrthum. Es war ein Haufen Burgunder, den der Herr von Luxembourg, Statthalter der Picardie, von Peronne den Belagerern zuführte. Die Belagerten stiegen mit gesenktem Kopf von den Wällen herab, und ließen das Geläute der Glocken verstummen. Am nächsten Tage empfangen sie einen Brief vom Dauphin, welcher sagte, daß er zu schwach sei, sie zu unterstützen, und sie befugte, bei der ersten Aufforderung des Königs von England unter den bestmöglichen Bedingungen, sich zu ergeben. Sie knüpften Unterhandlungen an, und die erschöpfte Garnison ergab sich endlich auf die bloße Bedingung, ihr Leben zu erhalten. Ausgenommen von dieser Wohlthat blieben die Mörder des Herzogs von Burgund, oder die, welche bei der Ermordung zugegen waren, und sie nicht hinderten, so wie alle englische und schottische Ritter, die sich in der Stadt befanden. Dem zufolge wurden Messire Peter von Bourbon, Arnold von Guilhem, Sire von Barbazan, und sechs- bis siebenhundert edle Waffenleute nach Paris geführt und in dem Louvre, dem Chatelet oder der Bastille gefangen gesetzt.

Am folgenden Tage wurden zwei Mönche vom Foy in Brie, und ein Ritter, Namens Bertrand von Chaumont, welche nach der Schlacht von Acincourt zu den Engländern, und nach der Zeit wieder zu den Franzosen übergegangen waren, auf öffentlichen Plätzen der Stadt Melun enthauptet. Der König Heinrich legte hierauf eine englische Garnison in die Stadt, und begab sich dann mit dem Könige Carl und dem Herzoge von Burgund nach Paris, wo sie ihren feierlichen Einzug halten sollten.

Die Bürger erwarteten sie mit Ungeduld; ein reiches Mahl war für sie bereitet worden, und alle Häuser, an denen sie vorbei kamen, mit Teppichen geschmückt. Die beiden Könige zu Pferde eröffneten den Zug; der König von Frankreich ritt zur Rechten; nach ihnen kamen die Herzöge von Clarence und Bedford, Brüder des Königs von England, und auf der andern Seite der Straße links, ritt der Herzog von Burgund ganz schwarz gekleidet, mit allen Rittern und Knappen seines Hofstaates.

In der Hälfte der großen rue Saint-Antoine angelangt, trafen sie

die ganze Geistlichkeit von Paris, welche ihnen zu Fuß entgegen kam, und ihnen die heiligen Reliquien zu küssen gab. Der König von Frankreich that dies zuerst, und dann der König von England. Die Geistlichkeit führte sie hierauf singend in die Kirche von Notre-Dame, wo sie vor dem Hochaltare ihr Gebet verrichteten. Hierauf bestiegen sie wieder ihre Rosse, und Jeder begab sich nach seiner Wohnung: der König von Frankreich nach dem Hôtel Saint-Paul, der Herzog von Burgund nach feinem Hôtel d'Artois, und der König von England nach dem Louvre. Am nächsten Tage hielten die beiden Königinnen ihren Einzug.

Kaum war dieser neue Hof eingeführt, als der Herzog von Burgund sich damit beschäftigte, Rache für den Tod seines Vaters zu erlangen. Zu diesem Zwecke hielt der König eine Sitzung in dem untern Saale des Hôtel Saint-Paul. Auf derselben Bank mit dem Könige von Frankreich saß der König von England, und neben den beiden Königen Meister Johann Leclerc, Kanzler von Frankreich, Philipp von Morvilliers, erster Parlamentspräsident, und mehrere andere edle Männer aus dem Rathe des Königs Carl. Auf der andern Seite und gegen die Mitte des Saales saßen auf einer zweiten Bank, der Herzog von Burgund mit den Herzögen von Clarence, und Bedford, und um sie her die Bischöfe von Therouone, Tournay, Beaurais und Amiens, Messire Johann von Luxemburg und mehrere andere Ritter und Knappen eines Rathes. Messire Nicolas Rolin, Anwalt des Herzogs von Burgund und der Herzogin seiner Mutter, stand hierauf auf und bat die beiden Könige um die Erlaubniß, zu sprechen. Als er sie erhalten hatte, erzählte er die Ermordung des Herzogs Johann. Er klagte des Mordes an: den Dauphin Carl, den Vicomte von Narbonne, den Sire von Barbazan, Tanneguy Duchâtel, Wilhelm le Boutillier, Johann Louvet, Präsidenten von Provence, Messire Robert von Loire und Olivier Loyet. Er trug auf Bestrafung der Schuldigen an. Er verlangte, daß sie auf einen Karren gesetzt, und drei Tage lang mit entblößtem Haupt, eine brennende Kerze in der Hand, durch die Straßen von Paris gefahren werden sollten, dabei mit lauter Stimme bekennend, daß sie durch Falschheit, Hinterlist, aus verdammungswerthem Neide den Herzog von

Burgund ermordet hätten; daß sie dann an den Ort des Mordes, das heißt nach Montereau, geführt würden, und daselbst gleiche Buße thäten; daß außerdem auf der Brücke und an dem Orte selbst, wo der Herzog den letzten Seufzer aushauchte, ein Kloster erbaut werden, mit zwölf Chorherren, sechs Kaplänen und sechs Mönchen, deren einziges Amt wäre, für die Seele des Verstorbenen zu beten. Die Kirche sollte auf Kosten der Schuldigen mit heiligem Schmuck, Tafeln, Kelchen und Weihgefäßen, Büchern, Teppichen, kurz allem Nöthigen versehen werden. Außerdem nahm er für die Chorherren noch eine Stiftung von zweihundert Livres Pariser jährlicher Einkünfte, für die Kapläne von hundert, und für die Mönche von fünfzig Livres in Anspruch. Außerdem verlangt er ferner, daß der Grund der Erbauung dieses Klosters über dem Hauptthore in Stein eingegraben würde, damit das Gedächtniß an diese Sühne sich verewige, und daß ähnliche Kirchen, und zu gleichem Zwecke in Paris, Rom, Gent, Dijon, St. Jacob von Compostelle und zu Jerusalem erbaut werden sollten, an eben dem Orte, wo unser Heiland den Tod erduldet.

Dieser Antrag wurde durch Peter von Marigny, Parlamentsadvokaten des Königs, unterstützt und genehmigt durch Meister Johann l'Archer, Doctor der Theologie und Rektor der Universität von Paris.

Nach diesen Anträgen antwortete der Kanzler von Frankreich für den König, der der ganzen Verhandlung mit der größten Gleichgültigkeit zugehört hatte, daß durch die Gnade Gottes und mit Hilfe und Rath seines Bruders und Sohnes Heinrich, König von England, Regenten von Frankreich und Erben der Krone, die Vollstreckung des gesprochenen Urtheils Stattfinden sollte, wie der Herzog" Philipp von Burgund es forderte.

Nach diesen Worten wurde die Sitzung aufgehoben, und die beiden Könige und der Herzog kehrten in ihre Paläste zurück.

Dreizehn Jahre zuvor hörte derselbe Saal dieselben Worte der Anklage; nur wurde dazumal der Herzog von Burgund des Mordes beschuldigt, und Valentine von Mailand war die Anklägerin. Sie forderte Gerechtigkeit, und sie wurde ihr damals zugesagt, wie jetzt

dem Herzoge; damals entführte der Wind das königliche Versprechen, wie er es jetzt thun sollte.

In Folge der königlichen Briefe jedoch begann das Parlament am 3. Januar 1421 den Proceß gegen Carl von Valois, Herzog von Tourain, Dauphin von Frankreich. Er wurde geladen, sich bei Strafe der Verbannung binnen drei Tagen zu stellen, und da er dieser Aufforderung nicht genügte, wurde er aus dem Königreiche verbannt, und für unwürdig erklärt, irgend eine Erbschaft anzutreten.

Der Dauphin erfuhr diese Nachricht zu Bourges in Berry; er berief sich auf sein Schwert und schwur, daß er seine Rechtfertigung und seine Ausforderung nach Paris, England und Burgund tragen würde.

Dieses Urtheiles ungeachtet herrschte in den Herzen der wahren Franzosen für ihn noch eine große Theilnahme, und diese wurde vermehrt durch den Zustand seines Vaters. Man wußte, daß nicht das Herz des alten Königs seinen vielgeliebten Sohn verbannte, und alle diese Handlungen, die im Namen eines Wahnsinnigen vorgenommen wurden, erschienen für viele gar nicht gültig. Der Luxus, den der König von England im Louvre entfaltetete, und gegen den das Elend des Königs von Frankreich im Hôtel Saint-Paul grell abstach, machte, daß jeder Rechtschaffene in Paris laut darüber murrte. Die Vernachlässigung ging so weit, daß am Christtage des Jahres 1420, während die beiden Königinnen, der Herzog Philipp und die französischen und burgundischen Ritter in den glänzend erleuchteten Sälen des Louvre dem Könige von England den Hof machten, der König von Frankreich in den dunkeln und feuchten Sälen des Hôtel Saint-Paul nur von einigen alten Dienern und guten Bürgern umgeben war, die ihm in Freundschaft und Ergebenheit zugethan blieben.

Ein unvorhergesehener Umstand brachte um diese Zeit einige Abkühlung in den Verkehr des Königs Heinrich mit dem Herzog Philipp. Unter den Gefangenen, die zu Melun gemacht wurden, befand sich, wie erwähnt, der Sire von Barbazan. Dieser Ritter war angeklagt, an dem Morde zu Montereau Theil genommen zu haben, und nach dem Vertrage zwischen dem Könige Heinrich und dem Herzoge Philipp sollte jeder Mitschuldige dieses Verbrechens dem

Willen des Herzogs Philipp überantwortet werden. Schon waren die Punkte, nach denen der Ritter verhört werden sollte, durch den Rath des Herzogs zu Dijon aufgesetzt, als Barbazan die Waffenbrüderschaft in Anspruch nahm, die der König von England ihm nach dem unterirdischen Kampfe bei Melun gelobt hatte. Der König Heinrich hielt seinen Eid. Er erklärte, daß der, welcher seine königliche Hand berührt hätte, nicht einer entehrenden Strafe erliegen sollte, und wenn auch der heilige Vater selbst dessen Bestrafung forderte. Der Herzog von Burgund bewahrte wegen dieser Weigerung einen Unwillen, den selbst die Hinrichtung des Sire von Cörsmerel, Bastard von Tanneguy, und des Johann Gault, die nach einem Urtheil des Parlaments geviertheilt wurden, nicht mindern konnten. Der erstere rechnete sich die Mordthat seines Vaters so hoch zur Ehre an, daß er sich zu der Streitaxt, mit der der Herzog getroffen wurde, eine reichgestickte Scheide machen ließ, und an einer reichen Kette den goldnen Sporen trug, den er selbst vom Stiefel des Herzogs genommen.

Gegen Ende des Monats trennten sich der König von England und der Herzog von Burgund der König, um Madame Catharine nach England zu führen, sie dort salben zu lassen, der Herzog Philipp, um eine Reise durch seine guten Städte zu machen, von denen mehrere ihn noch nicht anerkannt hatten.

Diese doppelte Abwesenheit wurde den Angelegenheiten des Herzogs und des Königs Heinrich nachtheilig. Die Dauphinesen, entmuthigt durch die Einnahme von Melun und Ville-neuve-le-Roi, gewannen neues Vertrauen, als sie den einen der feindlichen Führer zu London, den andern zu Brüssel wußten. Sie kehrten zurück in die Stadt, überfielen das Schloß la Ferté, erstiegen Saint-Requier, und schlugen bei Beaugy die Engländer so gewaltig, daß der Herzog von Clarence, Bruder des Königs, der Herr von Ros, Marschall von England, der Graf von Kynie, und die Blüthe der Ritter- und Knappenschaft Englands todt auf dem Schlachtfelde blieben. Die Grafen von Sommerset, Huntington und Perche ergaben sich zu Gefangenen. Der Körper des Herzogs von Clarence blieb jedoch nicht in den Händen seiner Feinde. Ein englischer Ritter nahm ihn

vor sich quer auf das Roß und vertheidigte ihn mit so viel Muth und Glück, daß er die Leiche dem Grafen von Salisbury übergeben konnte, der sie nach England sendete, wo sie beerdigt wurde.

Auf der andern Seite hatte auch der Herzog von Exeter, seit dem Tode des Herzogs von Clarence, Commandant von Paris, den Enthusiasmus der Einwohner sehr abgekühlt: seine Regierung war hart und hochmüthig. Wegen eines ungenügenden Grundes ließ er den Marschall Villiers von L'Isle-Adam verhaften, und als das Volk den Gefangenen aus den Händen der Bogenschützen befreien wollte, die ihn nach der Bastille führten, ließ er auf die Bürger schießen. Ein Engländer, ein Fremder, ein Feind, wagte, was der Herzog von Burgund nie gewagt hatte!

Der König Heinrich erfuhr zu London, der Herzog Philipp zu Gent das, was wir so eben erwähnten. Beide glaubten, daß ihre Gegenwart in Paris unerläßlich sei, und reisten sogleich dahin ab; der König von England, obgleich er sehr leidend war, und der Herzog von Burgund, obgleich er die Zwistigkeiten seines Veters Johann von Brabant mit dessen Frau Jacobe von Hennegau zu schlichten hatte.

Die beiden Verbündeten hatten ihre Lage richtig beurtheilt, denn es war Zeit, daß sie kamen. Der Dauphin belagerte Chartres. Die vereinigten Heere des Herzogs Philipp und des Königs Heinrich eilten der Stadt zu Hilfe. Die Dauphinesen waren zu schwach, um eine Schlacht wagen zu können; sie hoben die Belagerung auf, und der Herzog zog sich nach Tours zurück. Statt ihn zu verfolgen, besetzte der Herzog von Burgund die Brücke von Saint-Remi-für-Somme und belagerte St. Riquier. Aber hier waren wieder seine Streitkräfte zu schwach, und nutzlos verlor er vor der Stadt einen ganzen Monat.

Während dieser Belagerung erfuhr er in seinem Lager vor der Stadt, daß der Sire von Harcourt, der zu den Dauphinesen übergegangen war, begleitet von Pothon von Xentrailles, in der Hoffnung, ihn zu überrumpeln, mit den Garnisonen von Compiègne, Crespy-en-Valois und andern Städten, die zum Gehorsam gegen den Dauphin zurückgekehrt waren, gegen ihn heranziehe. Der

Herzog brach hierauf während der Nacht heimlich auf, ging über die Somme, und rückte den Dauphinesen in der Absicht entgegen, den Kampf anzunehmen. Am 31. August um 11 Uhr Vormittags, bekamen die bei den Haere einander zu Gesicht, machten drei Bogenschußweiten von einander Halt, und ordneten ihre Reihen zur Schlacht. In diesem Kriege der drei Schwäger war dies der erste wichtige Kampf, dem der junge Herzog beiwohnte, welcher erst vier und zwanzig Jahre zählte. Ehe er die Schlacht begann, wollte er Ritter sein, und der Herr von Luxemburg gab ihm den Ritterschlag, den er seinerseits wieder sogleich dem Sire Collard von Commines, Johann von Rouber, Andreas von Villain, Johann von Villain und Andern ertheilte. Auf Seite der Dauphinesen waren die vorzüglichsten Ritter, die bei dieser Gelegenheit geschlagen wurden, die Herren von Gamache, Regnault von Fontaine, Collinet von Villequier, der Marquis von Serre und Johann Royau,

Sobald die ersten Anordnungen getroffen waren, gebot der Herzog von Burgund dem Sire Philipp von Saveuse, eine Fahne und hundert zwanzig Streitern unter dem Befehle des Messire von Saint-Leger, und des Bastard von Roussy zu nehmen, und damit einen großen Umweg zu machen, um während des Gefechts den Dauphinesen in die Flanken fallen zu können. Der Herzog hatte seinen Hauptleuten Befehl gegeben, fest stehen zu bleiben, um jene Bewegung zu maskiren, und erst als die ganze Linie der Dauphinesen in gestrecktem Galopp auf ihn zukam, schrie er selbst vorwärts, und gab das Beispiel zum Angriff. Der leere Raum zwischen beiden Theilen verschwand im Nu, und die beiden ersten Linien trafen, Pferd gegen Pferd, Mann gegen Mann, Eisen gegen Eisen, zusammen. Viele wurden in diesem ersten Anpralle getödtet oder schwer verwundet. Viele zersplitterten ihre Lanzen, und griffen sogleich zum Schwert und zur Streiact, und der Einzelkampf begann mit einer ganzen Geschicklichkeit, Tapferkeit und Gewalt.

Ein sonderbarer Umstand schien Anfangs den Sieg auf die Seite der Dauphinesen zu lenken. Die Fahne der Burgunder war aus Vergessenheit in den Händen des Knechtes gelassen worden, der sie trug. Dieser war an dergleichen harte Kämpfe nicht gewöhnt, und

ergriff beim ersten Anlaufe die Flucht, wobei er die Fahne fallen ließ. Viele Herren sahen das Banner nicht mehr wehen, und glaubten, der Herzog sei gefangen; der Waffenherold von Flandern schrie selbst, daß er todt sei, so daß alle die, welche die Fahne fallen sahen und die Worte des Herolds hörten, sich auf der Stelle auflösten, und ungefähr fünfhundert Mann von einem panischen Schrecken ergriffen, das Schlachtfeld verließen, auf dem der Herzog mit dem übrigen Theile seines Heeres Wunder der Tapferkeit that, um sich selbst seine Sporen zu verdienen, und sich seines Vaters würdig zu zeigen.

Als die Dauphinesen diese Flucht sahen, schickten sie ungefähr zweihundert Mann unter den Befehlen des Johann Rollet und Peter Luppel, um die Feinde zu verfolgen, die sechs Stunden zurücklegten, ohne sich zu vertheidigen, und bei Pecquigny über die Somme setzten.

Während dieser Zeit waren die beiden Haupttheile beider Heere fest an ihrem Platze geblieben, und bunt durch einander gemischt, vollbrachten beide Wunder der Tapferkeit. Der Herzog, welcher mit unter den Vordersten kämpfte, wurde von zwei Lanzenstößen getroffen; der eine durchbohrte seinen Kriegsattel, welcher mit Stahl beschlagen war, von einer Seite bis zur andern; der andere durchbohrte seinen Schild so, daß der Herzog sich gezwungen sah, ihn wegzuwerfen, da er die Lanze nicht beseitigen konnte. In diesem Augenblicke schlang ein kräftiger Dauphinesischer Reiter den Arm um seinen Leib, um ihn aus dem Sattel zu heben. Der Herzog hatte ein kräftiges Kriegsroß, ließ sein Schwert an dem Faustriemen herabhängen, schwang seinen Arm um den Hals seines Gegners, gab seinem Pferde beide Sporen, riß mit einem gewaltigen Satze seinen Feind aus den Bügeln und warf ihn mitten unter sein Gefolge, das ihn gefangen nahm.

Zwei Andere thaten auch noch Wunder der Tapferkeit. Auf Seite der Dauphinesen war es Pothon von Xentrailles, der ein Vorspiel zu der großen Zeit der Belagerung von Orleans gab, und auf der Seite der Burgunder der neue Ritter Johann von Villain, dessen die Geschichte nach dieser Schlacht kaum wieder erwähnt. Dieser

Letztere war ein Mann von riesenhaftem Wuchse, bedeckt mit einer schweren flämischen Rüstung, und ritt ein gewaltiges Schlachtroß; diesem ließ er, sobald seine Lanze zersplittert war, die Zügel auf den Hals fallen, ergriff mit beiden Händen eine gewichtige Streitaxt und drang in die Reihen der Dauphinesen ein. Er warf Roß und Reiter vor sich nieder und betäubte die, deren Rüstung seinen Streichen widerstand. Man hätte glauben können, einen Homerischen Helden zu sehen.

Xentrailles seinerseits öffnete sich einen Weg durch die Eisenmauer, die sich hinter ihm wieder schloß, ohne daß er sich darum kümmerte. Sein langes, breites Schwert pfiff und blitzte in seinen Händen, wie das des Vernichtungsendels. Als Johann von Luxembourg ihn so in die Reihen der Burgunder eindringen sah, sprengte er ihm entgegen, und hoffte ihm Einhalt zu thun; aber mit einem Streiche eines furchtbaren Schwertes schmetterte Xentrailles ihm das Visier seines Helmes herab und spaltete ihm das Gesicht über den Augen. Der burgundische Hauptmann stürzte vom Pferde, wie eine von ihrem Piedestal geschleuderte Bildsäule. Ein Reiter, Namens Le More, welcher Xentrailles folgte, nahm den Sire von Luxembourg gefangen, als Herr von Viefrille zu seiner Hilfe herbei sprengte, und ihn der Gefangenschaft zu entreißen trachtete. Xentrailles wendete sich nun gegen den Unsinnigen, der ihm seinen Gefangenen wegnehmen wollte, und zerschmetterte ihm bei dem ersten Streiche den Arm in der Rüstung. Der Sire von Viefrille stürzte neben dem nieder, den er zu retten hoffte, und Le More, den zwei Gefangene zu sehr in Verlegenheit gesetzt haben würden, tödtete den Letztern, indem er ihm sein Schwert in die Halsberge stieß.

Der Ritter Johann von Villain sah die Unordnung, die Xentrailles in den ersten Reihen der Burgunder anrichtete, und suchte mit ihm zusammen zu treffen; aber die Menge, in die er sich gestürzt, hatte sich hinter ihm wieder dicht geschlossen. Da er sich aber in den Bügeln hob, und so Alle, die ihn umgaben, um einen ganzen Kopf überragte, bemerkte ihn Xentrailles.

»Zu mir, Dauphinese, zu mir!« rief der Ritter von Villain ihm zu, und hieb mit verdoppelten Streichen auf die ihn umgebenden Feinde

ein, mit jedem Streiche einen Menschen wiederstreckend; denn wen seine Waffe nicht als Beil traf, so betäubte sie als Hammer, Xentrailles trieb sein Pferd dem entgegen, der ihn herausforderte; doch mit der Treuherzigkeit eines wahren Tapfern gestand er, daß er einen Augenblick seinen Muth sinken fühlte, als er ganze Reihen von Streitern unter dem Riesenarme fallen sah. Er wollte keinem sichern Tode entgegen gehen, und da Philipp von Saveuse in diesem Augenblicke seinen Auftrag ausführte und den Dauphinesen in die Flanken fiel, sprengte er diesem entgegen. Philipp sah ihn kommen, legte seine Lanze ein, und da Xentrailles nur ein Schwert hatte, richtete Philipp das Eisen seiner Lanze auf die Brust vom Pferde seines Feindes. Das Eisen bohrte sich seiner ganzen Länge nach ein, und das Pferd, tödtlich verwundet, stürzte zusammen und auf Xentrailles, der, unter dem Thiere liegend, sich gefangen gab, indem er seinen Namen nannte.

Dieser Angriff der Burgunder war entscheidend. Die Dauphinesen hielten Xentrailles für todt und ergriffen die Flucht. Der Herzog von Burgund verfolgte sie gegen zwei Stunden weit, und war so ganz mit den Flüchtlingen gemischt, daß man ihn für einen derselben hätte halten können, hätte er nicht so tapfer auf sie eingehauen.

Die Herren von Longueval und Guy d'Erly folgten ihm um eine Lanzenlänge.

Die Ehre des Tages blieb den Burgundern. Sie verloren nur dreißig Mann und tödteten oder verwundeten zwischen vier und fünfhundert Feinden. Mit Xentrailles wurden noch viele andere Edle gefangen. Dieses Gefecht wurde das Scharmützel von Mons en Vimeu genannt, denn ungeachtet seiner Wichtigkeit und seines Ausganges bekam es nicht den Namen einer Schlacht, da kein königliches Banner dabei wehte.

Während dessen nahm der König von England die Stadt Breux durch Capitulation, und nachdem er zu Lagny-sur-Marne alle nöthigen Belagerungswerkzeuge hatte anfertigen lassen, unternahm er mit achtzigtausend Mann die Belagerung der Stadt Meaux. Der Bastard von Vaurus war der Commandant derselben, und zählte unter seinem Befehl beinahe tausend Streiter.

Während dieser Belagerung, welche sieben Monate dauerte, erhielt Heinrich V. die Nachricht, daß die Königin, seine Gemahlin, von einem Sohne entbunden war. Das Kind, dem sie das Leben gegeben, sollte achtzehn Monat später unter dem Namen Heinrich VI. zum König von Frankreich ausgerufen werden.

Meaux leistete den tapfersten Widerstand. Der Bastard von Vaurus war grausam, sein Muth aber jeder Probe gewachsen. Als aber ein Entsatz, den der Herr von Offemont ihm zuführen sollte, zurückgeschlagen wurde, konnte die Garnison sich nicht länger halten; die Stadt wurde mit Sturm genommen, und man schlug sich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Die Belagerten wurden mit einem Theile der Stadt vertrieben, gingen über die Marne und setzten sich auf dem andern Ufer fest; aber der König von England verfolgte sie mit der heftigsten Erbitterung, und ließ ihnen keine Ruhe und keine Rast, bis alle getödtet oder gefangen waren. Auf den Straßen lagen ganze Haufen von Lanzensplittern, zerbrochenen Waffen und Rüstungen.

Unter den Gefangenen befand sich auch der Bastard von Vaurus, der die Stadt so tapfer vertheidigt hatte. Der König von England ließ ihn zu dem Fuße eines Galgens führen, an dem er selbst zahlreiche Hinrichtungen vollziehen ließ, und den die Bauern den Vaurusgalgen nannten. Ohne Untersuchung, nur nach dem Rechte des Stärkern, und nach dem Willen des Siegers, ließ er ihm hier den Kopf abschlagen und den Körper bei den Armen am Galgen aufhängen; hierauf wurde ihm in den Hals seine Fahne gestoßen und auf die Spitze der Fahne der Kopf gesteckt. In des Königs eigenem Heere murrten Viele über diese allzu große Strenge und sagten, diese Strafe sei eines so tapfern Ritters sehr unwürdig.

Während dessen nahm der Herr von Luxembourg, den die Burgunder bei Mons en Vimeu wieder befreit hatten, die Festungen Quesnoy und Hericourt, und bei der Nachricht davon ergab sich die Stadt Crespy en Valois und die Schlösser Pierrefond und Offemont.

So erklärte der Sieg sich auf allen Seiten für den König Heinrich, als dieser in dem Schlosse von Vincennes erkrankte.

Die Krankheit machte schnelle Fortschritte, und der König von

England selbst war der Erste, welcher sie für tödtlich hielt. Er ließ den Herzog von Bedford, seinen Oheim, den Grafen von Warwick und Messire Ludwig von Robersaert an ein Lager kommen. Er sagte ihnen, daß er sehe, wie es Gottes Wille sei, ihn von dem Leben und aus dieser Welt abzurufen. Dann fügte er hinzu: »Schwager Johann, ich bitte Euch, bei der ganzen Liebe und Treue, die Ihr für mich hegt, bleibt meinem Sohne Heinrich, Eurem Neffen, immer getreu; duldet, so lange Ihr lebt, keinen Vertrag mit unserm Gegner Carl von Valois, und sorgt dafür, daß das Herzogthum Normandie unabhängig unser bleibt. Will mein Schwager von Burgund die Regentschaft des Reiches haben, so überlaßt sie ihm; wo nicht, so behaltet sie. Ihr, mein Oheim«, fügte er zu dem Herzoge von Exeter hinzu, der eben eingetreten war, »mögt allein die Regentschaft des Königreichs England führen; denn ich weiß, daß Ihr gut zu regieren versteht. Was auch geschehen möge, kehrt nicht nach Frankreich zurück, seid der Gouverneur meines Sohnes, und kümmeret Euch wegen der Liebe, die Ihr zu mir hegtet, recht sehr um ihn. Ihr, mein Vetter von Warwick, sollt sein Lehrer sein; bleibt bei ihm, leitet ihn und unterrichtet ihn im Gebrauche der Waffen, denn ich könnte dazu keine bessere Wahl treffen, als in Euch. Noch bitte ich Euch, so viel ich vermag, vermeidet jeden Streit mit meinem Schwager von Burgund, und verbietet ihm auch in meinem Namen meinen Schwager Humphrey, denn wenn zwischen Euch Zwistigkeiten entständen, so könnten die Angelegenheiten dieses Reiches, die jetzt sehr zu unsern Gunsten vorgeschritten sind, sich wieder verschlimmern. Endlich noch laßt auf keinen Fall unsern Vetter von Orleans, den Grafen von Eu, den Herrn von Gaucourt und Chiay aus dem Gefängnisse, bis mein Sohn volljährig ist. Was die Uebrigen betrifft, so macht mit ihnen, was Ihr wollt.«

Jeder versprach, das Verlangte zu erfüllen, und der König forderte allein zu bleiben. Kaum hatte man ihm gehorcht, als er die Aerzte kommen ließ und ihnen befahl, zu sagen, wie lange er noch zu leben hätte. Sie wollten ihm Anfangs mit Hoffnung schmeicheln, indem sie sagten, Gott könne ihm wieder Gesundheit verleihen; aber der König lächelte trübe, forderte sie nochmals auf, ihm die ganze Wahrheit zu

sagen und versprach, wie sie auch sein möchte, sie wie ein König und ein Kriegsmann zu ertragen. Sie zogen sich in eine Ecke des Gemaches zurück, und nachdem sie sich hier berathen hatten, kniete einer neben dem Bette des Königs nieder und sagte: »Sire, denkt an Eure Seele, denn ohne die besondere Gnade Gottes scheint es uns unmöglich, daß Ihr noch länger lebt, als zwei Stunden.«

Er ließ hierauf seinen Beichtvater und Geistliche kommen und gebot diesen, ihm die sieben Psalmen zu singen. Als sie zu den Worten des zwanzigsten Verses gelangten: ut aedificentur muri Hierusalem, ließ er sie inne halten und sagte laut, daß ohne seinen Tod er die Absicht gehabt hätte, nachdem das Königreich Frankreich beruhigt gewesen wäre, das heilige Grab zu erobern. Dann gebot er ihnen, fortzufahren; doch gegen das Ende des folgenden Verses stieß er einen Schrei aus. Die heiligen Gesänge wurden unterbrochen; der König that noch einen leisen Seufzer: Es war der letzte.

Dieser Todesfall fand am 31. August 1422 Statt.

Am nächsten Tage wurden die Eingeweide des Königs in der Kirche von Saint-Maur beerdigt, und sein Körper einbalsamiert in einen zinnernen Sarg gelegt. Am 3. Septbr. setzte sich der Leichenzug nach Calais in Bewegung. Der Sarg stand auf einem Wagen, den vier prachtvolle Rosse zogen, und darauf lag ein lebensgroßes Bild des Königs von gesottenem Leder. Es hatte das Gesicht dem Himmel zugewendet, hielt in der rechten Hand den Scepter und in der linken einen goldnen Reichsapfel; die Sargdecke war von rothem Tuch, mit Gold gestickt. In jeder Stadt, durch welche die Leiche kam, trugen vier Männer darüber einen reichen seidenen Baldachin. Dem Zuge folgten die Prinzen der königlichen Familie, die Ritterschaft, und die Dienerschaft seines Hofstaates; auf jeder Seite des Wagens gingen eine Menge Geistlicher, die während des ganzen Weges das Todtenamt sangen, und in jeder Kirche einer Stadt oder eines Dorfes, durch welche sie kamen, Messe lasen. Außerdem trugen noch zehn weiß gekleidete Männer brennende Fackeln von wohlriechendem Wachs.

Zu Rouen traf der Zug auf Madame Catharine, die nach Frankreich zurückkehrte, um ihren Gemahl zu besuchen. Sie wußte von dem Tode noch nichts, und ihre Verzweiflung war groß. Sie wollte den Leichnam nicht mehr verlassen und folgte den Zuge bis nach Calais. Hier wurde er eingeschifft, landete zu Tower, setzte sich sogleich wieder in Marsch, und erreichte London in der Saint-Martinsnacht.

Fünfzehn Bischöfe in ihren geistlichen Amtsgewändern, viele insulirte Aebte, eine große Menge von Geistlichen und zahllose Bürger erwarteten die Leiche des Königs vor den Thoren der Stadt. Sie umringten sogleich den Sarg, sangen das Todtenamt, und über die Londoner Brücke und durch die Lombardenstraße ging der Zug nach der Cathedrale von St. Paul. Der Wagen, auf dem der Sarg ruhte, wurde, wie erwähnt, durch vier prachtvolle Rosse gezogen. Sie waren rabenschwarz, und das erste trug um den Hals ein Schild mit dem Wappen von England; auf dem Schild des zweiten Pferdes sah man die Wappen Frankreichs und Englands geviertet, wie der König sie bei einem Leben auf der Brust zu tragen pflegte; auf dem Schilde des dritten war das Wappen Frankreichs allein und auf dem des vierten sah man das Wappen des Königs Artus des Unbesiegbaren: drei goldene Kronen auf himmelblauem Felde.

Nach einem Leichenamte wurde der Körper in der Kirche von Westmünster neben denen seiner Vorgänger als Könige von England niedergesetzt. So verschwand von der Welt, wo er so großen Lärmen verursacht hatte, Heinrich der Fünfte von England, mit dem Beinamen des Eroberers. Er drang weiter in Frankreich ein, als irgend einer seiner Vorfahren. Er nahm Paris, das bisher noch keiner erobert hatte; er hinterließ seinen Erben den Titel eines Königs von Frankreich, den sie beibehielten, bis vier Jahrhunderte später Napoleon auf dem Wappenschilde der Insel mit der Spitze seines Schwertes die drei Lilien von Frankreich auslöschte. Er erreichte nur die Hälfte des Alters, welches Gott gewöhnlich den Menschen gewährt. Er war einer der tapfersten und gewandtesten Ritter seiner Zeit, aber von zu unbeugsamer Entschlossenheit und zu hochmüthig.

Der Herzog von Bedford hatte ihm kaum die letzte Ehre erwiesen, als eine Botschaft von Paris ihm verkündete, daß man ihn dort zu einem neuen Leichenbegängnisse erwarte. Der König Carl VI. von Frankreich war todt.

Am 22. Oktober 1422 hauchte der arme Wahnsinnige seine Seele aus; seine letzte Stunde war traurig und verlassen, wie fein ganzes Leben. An seinem Sterbelager fand weder Madame Isabelle, noch der Dauphin Carl, noch eines der fünf Kinder, die ihm blieben; kein Prinz seiner Familie: der Herzog von Berry war todt, die Herzoge von Orleans, Bourbon und Bretagne gefangen, und der Herzog von Burgund wagte nicht, den letzten Seufzer dessen hinzunehmen, dessen Reich er verkauft hatte. Keine Freunde! Der Bürgerkrieg hatte sie getödtet, oder hielt sie bei dem Dauphin zurück. Als in der letzten Todesstunde, wo der Geist noch einmal eine ganze Kraft wiedergewinnt, kehrte auch dem bejahrten Könige noch einmal der Verstand zurück. Er stützte sich bleich und sterbend auf den Ellenbogen, sah um sich her und erblickte nur die kalten Gesichter seines Kanzlers und seiner Kammerherren, welche ihr Posten zwang, Zeugen seines Todes zu sein. Da sank er mit einem tiefen Seufzer zurück auf sein Lager, und verschloß in seine Brust die letzten Worte, welche ein Trost der Sterbenden sind. Er schloß die Augen, denn nur so erblickte er das rosige Gesicht eines Sohnes Carl, den er im Herzen nie verstoßen hatte, so wie das jener Odette, des jungen, treuen Mädchens, dessen Liebkosungen ein kurzes Glück auf den Pfad seines Lebens streuten. So endete Gott in Ermangelung der Menschen zwei Engel an sein Lager, um dem Greise beizustehen, ohne Gotteslästerung und ohne Verzweiflung zu sterben.

Die Gleichgültigkeit feiner Umgebung war so groß, daß sie zwar feinen Tod bemerkten, doch nicht genau zu sagen vermochten, in welcher Stunde die Seele sich von dem Körper trennte, der seit dreißig Jahren so viel gelitten hatte.

Die Regierung Carls VI. ist einzig in den Annalen der französischen Geschichte, eine Regierung des Wahnsinnes, die von zwei übernatürlichen Erscheinungen begrenzt wird, die des Greises

im Walde von Mans und die der jungen Schäferin von Domremy. Diese Regierung war eine der unglücklichsten für Frankreich, und doch gehört dieser Fürst zu denen, welche das Reich am meisten betrauerte. Der Name des Vielgeliebten, den das Volk ihm gab, überlebte den des Wahnsinnigen, den die Großen ihm beilegte; so undankbar war seine Familie gegen ihn, so treu blieb ihm sein Volk. In seiner Jugend wußte er durch seinen Muth und seine Leutseligkeit Jedermann zu gefallen, in seinem Alter erweckte er allgemeine Theilnahme durch sein Elend und Unglück. So oft ein Wahnsinn wick, ergriff er wieder die Zügel der Regierung, und jedes mal bemerkte das Volk dies durch eine Verbesserung seines Looses. Er glich einer Sonne, deren Strahlen von Zeit zu Zeit durch dunkle Wolken prangen, und die, so matt sie auch sein mochten, die Seele Frankreichs erquickten.

Am Tage nach seinem Tode umgab der Pomp, den man dem Lebenden entzogen hatte, den Dahingeschiedenen. Die Leiche wurde in einen bleiernen Sarg gelegt, und durch Ritter und Knappen in die Kirche des Hôtel Saint-Paul getragen, wo sie bis zur Rückkehr des Herzogs von Bedford blieb.

Während der zwanzig Tage dieser Ausstellung wurden in der Capelle Messen gelesen, wie bei Lebzeiten des Königs. Die vier Bettelorden von Paris versahen täglich den Leichendienst, und Jeder konnte frei in die Kirche, und an dem Sarge beten.

Am 8. November endlich langte der Herzog von Bedford an. Das Parlament, welches sah, wie sehr er zögerte, hatte bereits Maßregeln zur Beerdigung des Königs getroffen; sie bestanden darin, daß man die Hausgeräthe des Hôtel Saint-Paul verkaufte; so groß war die Geldnoth des Königs. Am 10. wurde die Leiche nach der Kirche von Notre-Dame gebracht; Processionen aller Gemeinden und Deputierten der Universität gingen voran, die Prälaten rechts, die Doctoren und Rhetoriker links, Alle in ihre Festgewänder gekleidet. Den Sarg trugen auf der rechten Seite die Stallmeister und Haushofmeister des königlichen Hofstaates, auf der linken die Richter von Paris und Kaufleute. Er stand auf einer reichen Bahre unter einem Baldachin von drap d'or mit

himmelblauen Federn und mit Lilien besäet. Auf dem Sarge ruhte eine ganz ähnliche Bildsäule des Königs, welche auf dem Kopfe eine goldene Krone und in den mit weißen Handschuhen bedeckten, und mit kostbaren Ringen geschmückten Händen zwei Schilder trug, den einen von Gold, den andern von Silber. Diese Figur war bekleidet mit einer Robe von drap d'or mit rothem Grunde, hatte einen ähnlichen Mantel, reich mit Hermelin besetzt, schwarze Strümpfe und himmelblaue Samtschuhe, mit goldnen Lilien besäet. Die Decke, welche die sterblichen Reste des Königs verhüllte, trugen Parlamentsräthe; dann kamen Pagen, und in einer kleinen Strecke hinter diesen ritt allein und ganz schwarz gekleidet der Herzog von Bedford, der Regent des Reiches.

Es war ein Elend, zu sehen, wie der arme König, während seines Lebens verrathen, nach seinem Tode so verlassen war, daß kein Prinz der Lilien dem Leichenbegängnisse beiwohnte, und daß ein Engländer den Trauerzug Frankreichs führte. Aber seit zwölf Jahren wehte der Bürgerkrieg, wie der fremde so rauh über das Reich, daß er die Blätter des königlichen Stammes nach allen Richtungen zerstreute.

Hinter dem Herzoge von Bedford gingen zu Fuß der Kanzler von Frankreich, die Zahlmeister, die Räthe der Rechnungskammer, die Notare, die Bürger, und endlich das gemeine Volk von Paris in größerer Zahl, als man es je bei einem königlichen Leichenzuge gesehen hatte.

In dieser Ordnung wurde der Leichnam nach der Kirche von Notre-Dame gebracht; nur die Spitze des Zuges konnte hinein, so groß war die Menge. Der Patriarch von Constantinopel las die Messe. Nach beendigtem Gottesdienst setzte sich der Zug nach Saint-Denis in Bewegung, und ging über den Pont-au-Change zurück, da die Pont-Notre-Dame ganz mit Menschen angefüllt war.

Auf dem halben Wege nach Saint-Denis nahmen die Salzmesser von Paris, deren jeder eine goldene Lilie auf der Brust trug, in Folge eines alten Vorrechtes ihrer Corporation den Leichnam aus den Händen der Knappen und Waffenleute in Empfang, und trugen ihn bis zu einem Kreuze, drei Viertel des Weges, wo der Abt von Saint-

Denis ihrer wartete. Ihn begleitete eine Menge Mönche, Geistliche, Bürger und Volk, Viele trugen Fackeln, denn während des Weges war die Nacht angebrochen. So begab man sich in die Kirche, wo wieder eine Messe gelesen wurde, und da der Körper erst den nächsten Tag in die Gruft hinabgelassen werden sollte, stellte man ihn einstweilen in die Mitte des Chors, und schritt hierauf zur Opferung.

Am nächsten Tage wurde für die Seelenruhe des Königs noch ein Hochamt gehalten. Die ganze Nacht hindurch wurde die Kirche so glänzend erleuchtet, daß man zwanzigtausend Pfund Wachs verbrauchte; während dessen vertheilte man in so reichlicher Menge Almosen, daß von sechzehntausend Personen jeder drei Weißpfennige königliche Münze erhielt.

Nach beendigtem Gottesdienst öffneten die Küster das Grabgitter; der Sarg wurde hinabgesenkt und neben dem des Königs Carl V. und des guten Connetable niedergesetzt. Der Patriarch von Constantinopel nahm einen Buchsbaumzweig, tauchte ihn in Weihwasser, und sprach das Todtengebet, die königlichen Gerichtsboten zerbrachen ihre weißen Stäbe, warfen sie hinab in das Grab, senkten die Spitze ihrer Waffen zu Boden, und die erste Schaufel Erde, fiel dröhnend auf den Sarg hinab, der zwei Dynastien und zwei Regierungen trennte.

Als das Grab gefüllt war, stieg der Wappenkönig von Berry hinauf, und sagte mit lauter Stimme:

»Gott sei der Seele des allerhöchsten und vortrefflichsten Fürsten Carl, Königs von Frankreich, des Sechsten dieses Stammes, unsers natürlichen und obersten Herrn, gnädig und barmherzig.«

Lautes Schluchzen ertönte ringsumher, und der Wappenkönig fuhr nach einer kurzen Pause fort:

»Gott verleihe ein langes Leben Heinrich, durch die Gnade Gottes König von Frankreich und England, unserm Herrn und Gebieter.

Unmittelbar, nachdem diese Worte ausgesprochen waren, hoben die Waffenleute ihre bisher gesenkten Waffen und riefen zweimal: »es lebe der König! es lebe der König!«

Die Menge blieb stumm, und Keiner aus ihrer Mitte wiederholte

den lästerlichen Ruf; er verlor sich ohne Echo unter den finstern Grabgewölben der Könige Frankreichs, und ließ noch in ihrem Grabe drei Dynastien, die ruhig neben einander schlummerten, vor Entsetzen erbeben.

Am nächsten Tage wurde Heinrich VI. von England, ein Kind von achtzehn Monaten, unter der Regentschaft des Herzogs von Bedford, zum Könige von Frankreich ausgerufen.

- E n d e -

Anmerkungen

- [1] Nach Froissard; die Register des Parlaments nennen den 22. August.
- [2] Der Vater der Königin Isabelle war Stephan, Herzog von Bayern - Ingolstadt, und ihre Mutter Thaddäa Visconti von Mailand.
- [3] Dieser Diamant, welcher nach der Schlacht von Granson in dem Schatze Carls des Kühnen gefunden wurde, fiel in die Hände der Schweizer, die ihn 1492 zu Luzern für 5000 Ducaten verkauften. Von hier kam er nach Portugal in den Besitz des Don Antonio, Prior von Crato. Dieser letzte Abkömmling der Braganza's verlor den Thron, ging nach Paris, und starb hier. Aus seinem Nachlasse kaufte Niclas von Harlai Herr von Sancy, diesen Diamanten, und davon erhielt er seinen Namen. Bei der letzten Schätzung wurde sein Werth, glaub' ich, auf 1,820 000 Frank angegeben.
- [4] Es waren der König, der Herzog von Berry, der Herzog von Burgund, der Herzog von Bourbon, der Graf de la Marche, Messire Jacquemart von Bourbon, sein Bruder, Messire Wilhelm von Nemur, Messire Olivier von Clisson, Messire Johann von Vienne, Messire Jacquemin von Vienne, sein Bruder, Messire Guy de la Trimouille, Messire Wilhelm, sein Bruder, Messire Philipp von Bar, der Herr von Rochefort, der Herr von Rais, der Sire von Beaumanoir, Messire Johann von Barbencon, der Herr von Flandern, der Herr von Coucy, Messire Johann von Bares, der Herr von Nantouillet, der Herr de la Rochefoucauld, der Herr von Garencière, Messire Johann Harpedanne, der Baron von Saint Very, Messire Peter von Craon, Messire Reinald von Roye, Messire Gottfried von Charny, und Messire Wilhelm von Lignac.
- [5] Mademoiselle nannte man jede Frau, deren Gemahl noch nicht zum Ritter geschlagen war.
- [6] Man darf jedoch nicht glauben, daß die Prinzen von Geblüt damals schon das waren, was sie nach Heinrich IV. wurden; sie wurden in der That nur als die ersten Edelleute des Reiches betrachtet und theilten keineswegs den geheiligten Charakter, welcher der Königswürde bereits beigelegt wurde.
- [7] Ludwig der Achte hatte die alten schleifen lassen.
- [8] Craon bezeichnete dies Thor, weil seit dem Aufstande der Maillotiers die Ketten und Barrieren auf Befehl des Connetables selbst dort weggenommen waren.
- [9] Reginald, Herr von Coucy.

[10] Hector von Gallard.

[11] Erst unter der folgenden Regierung bekamen die Damen Namen: Argine war die Treff-Dame. Der Name ist ein Anagramm von regina und bezeichnete die Königin Maria von Anjou, die Gemahlin Carls VII. Die schöne Rahel, die Dame von Caro war Agnes Sorel. Die Jungfrau von Orleans erkannte man unter dem Namen der keuschen und kriegerischen Palas; Isabelle von Bayern endlich verrieth sich durch ihren Titel als Coeur-Dame und wurde mit dem Namen der Kaiserin Judith bezeichnet, die Gemahlin Ludwigs des Einfältigen, die man ja nicht mit der stolzen Jüdin verwechseln darf, welche den Kopf des Holofernes abschlug.

[12] Die Vermählung wurde in der That am 4. November in der Kirche St. Nicolas zu Calais gefeiert.

[13] Diese Tochter wurde Margarethe von Valois genannt und mit dem Sir von Harpedanne vermählt. Sie erhielt als Morgengabe die Besitzung Belleville in Poitou.

[14] Bajazet wird in den Chroniken mit diesem Namen bezeichnet.

[15] Sollte man uns anklagen, daß wir uns in solchen Details gefielen, so würden wir antworten, daß es weder unser Geschmack noch unser Fehler ist, sondern nur die Schuld der Geschichte. Ein Citat aus den Herzögen, von Burgund, des Herrn von Barante wird vielleicht beweisen, daß wir weder die finstersten Farben, noch die abschreckendsten Gemälde aus jener traurigen Zeit wählten. Wenn die Könige und Fürsten die Völker zum Bürgerkriege bewaffnen; wenn sie sich menschlicher Werkzeuge bedienen, ihre Zwistigkeiten auszumachen, dann ist es nicht mehr das Werkzeug, welches trifft, und das vergossene Blut kömmt aufs Haupt dessen, der befahl, auf den Arm, der lenket. Doch hier ist das Citat: »Auf dem Hofe des Gefängnisses wadete man bis zu den Knöcheln im Blute; man tödtete auch in der Stadt und in den Straßen. Die unglücklichen genuesischen Armbrustschützen wurden aus den Häusern gejagt, die sie bewohnten, und der Wuth des Pöbels überliefert. Weiber und Kinder wurden in Stücken gehauen, eine unglückliche schwangere Frau todt auf das Pflaster geworfen, und als man das Kind in ihrem Leibe sich noch bewegen sah, rief man: »seht der kleine Hund regt sich noch.« – Tausend Greuel wurden an den Leichen ausgeübt: man schnitt ihnen eine blutige Schärpe, wie dem Connetable; man schleppte sie durch die Straßen. Die Leichen des Grafen von Armagnac, des Kanzler Robert-le-Masson, des Raimund de la Guerre wurden auf Hürden durch die ganze Stadt geschleppt, und blieben dann drei Tage auf der Treppe des Palastes liegen.« Herr von Barante schöpfte diese Details aus Juvenal de Surfin, einem Geschichtschreiber jener Zeit, mit dem unsere Leser bereits Bekanntschaft gemacht haben.

[16] Der Graf von Charolais, Sohn des Herzogs Johann, hatte die Prinzeß Michaele, Tochter des Königs Carl geheirathet.

[17] Der Graf von Saint Paul war der Sohn des Herzogs von Brabant, welcher in

der Schlacht von Azincourt fiel.

[18] So nannte man seit dem Tode des Grafen von Armagnac die Anhänger des Dauphin.

[19] Marie von Anjou, Tochter Ludwigs, König von Sicilien. Der Dauphin hatte sie 1413 geheirathet, da er aber damals nur elf Jahr alt war, wurde die Vermählung erst 1416 vollzogen.

[20] Neuen Styles. – 1418 nach altem Styl. Das Jahr begann erst mit dem 26. April.

[21] Auf der rechten Seite der Seine waren es: Caudebec, Montipilliers, Dieppe, Fécamp, Arques, Neuschâtel, Denicourt, Eu, Monchaux.

Auf der linken Seite: Vernon, Mantes, Gournay, Honfleur, Pont- Audemer, Château-Molliaur, Trait, Tancarville, Abrechier, Maulévrier, Valemont, Bellemcombre, Neuville-Fontaine, Boury-Préaux, Nouyon- Dourville, Lonyentpré, Saint-Germain-für-Cailly, Beausemont, Bray, Villetterre, Châtel-Cheuil, Boules, Galincourt, Ferry, Fontaine-le-Bec, Crepin und Fatqueville.

[22] Der Vertrag von Bretigny war der, durch welchen der König Johann in Freiheit gesetzt wurde.

[23] Hier die Artikel des Rathes von Frankreich, und die Anmerkungen des Königs von England:

1) Der König von England verzichtet auf die Krone Frankreich.

Der König genehmigt diesen Punkt, vorausgesetzt, daß man hinzufügt: ausgenommen das, was durch den Vertrag abgetreten wird.

2) Er verzichtet auf Touraine, Anjou und Maine, so wie auf die Oberlehnsherrschaft der Bretagne.

Dieser Artikel gefällt dem Könige nicht.

3) Er schwört, daß weder er noch irgend einer seiner Nachkommen zu keiner Zeit und aus keiner Ursache die Übertragung der Krone von Frankreich annehmen will, und zwar von keiner Person, die ein Recht darauf hat, oder zu haben vorgibt,

Der König genehmigt diesen Artikel unter der Bedingung, daß sein Gegner dasselbe in Bezug auf die Besitzungen der Krone von England beschwört.

4) Er läßt diese Verzichtleistungen, Versprechen und Verpflichtungen auf die Weise einregistrieren, die der König von Frankreich und sein Rath als die zweckmäßigsten erachten.

Dieser Artikel gefällt dem Könige nicht

5) Für Ponthieu und Montreuil, ist es dem Könige von Frankreich erlaubt, eine Schadloshaltung zu gehen, wie und an welchem Orte seines Reiches er es am zweckmäßigsten hält.

Dieser Artikel gefällt dem Könige nicht.

6) Da in der Normandie noch mehrere Festungen sind, die der König von England nicht erobert hat, diese ihm aber doch überliefert werden müssen, verzichtet er dafür auf alle Eroberungen, die er an andern Orten gemacht hat, jeder Theil tritt wieder in den Genuß seiner Güter, wo sie auch liegen mögen. Ueberdies wird zwischen beiden Königen ein Bündniß geschlossen.

Der König genehmigt diesen Punkt unter der Bedingung, daß die Schotten und die Rebellen nicht mit in dies Bündniß einbegriffen werden.

7) Der König von England giebt die 600.000 Thaler zurück, die der König Richard als Mitgift der Madame Isabelle empfing, und zahlt 400.000 Thaler für den in England zurückgehaltenen Schmuck der Prinzeß.

Der König deckt diesen Punkt durch das, was von dem Lösegelde des Königs Johann noch übrig bleibt; außerdem macht er noch bemerklich, daß der Schmuck der Madame Isabelle nicht den vierten Theil dessen werth ist, was man dafür fordert

[24] Am 11. September fiel so viel Schnee, daß alle Felder zwei bis drei Zoll hoch davon bedeckt waren. Die ganze Weinlese, die noch nicht gehalten war, ging dadurch verloren.

[25] Dieses Schwert hängt noch jetzt in der Kirche von Montereau.